

**Katalin Vidor**  
Gáborné Vidor

**ALLTAG  
IN DER HÖLLE**

**ZALAEGERSZEG – AUSCHWITZ  
– SACKISCH – MERZDORF**



[www.autonomie-und-chaos.berlin](http://www.autonomie-und-chaos.berlin)  
[www.dissoziation-und-trauma.de](http://www.dissoziation-und-trauma.de)

Die ungarische originalausgabe  
erschien 1960 unter dem titel HÁBOROG A SÍR.  
Die autorisierte deutsche übersetzung von bruno heilig erschien  
1963 unter dem titel UNTERM ZEICHEN DES STERNS  
im Paul List Verlag Leipzig und 1964 im List Verlag München.  
Die vorliegende neuausgabe enthält ein nachwort  
von mondrian v. lüttichau.

Neuauflage 2014  
*hrsg. von [www.dissoziation-und-trauma.de](http://www.dissoziation-und-trauma.de)*  
© für diese ausgabe und nachwort:  
VERLAG AUTONOMIE UND CHAOS BERLIN  
**ISBN 978-3-923211-33-3**

Diese online-publikation kann für den eigengebrauch  
kostenfrei heruntergeladen werden.

*In diesem traurigen Land  
Ist jeder achtbare Gedanke: Verwünschung.  
Blutig komme sie, ihr schuldbeladenen Herren,  
Über euch.*

Ady

*In Pozsony krochen wir vom Zug. Sechs Tage waren überstanden. Sechsmal vierundzwanzig Stunden. Auf Bauernfuhrwerken, auf Puffern, auf den Trittbrettern der Wagen, zu Fuß und wieder zu Fuß. An meinem Körper ein dünner Fetzen, die Füße in ausgedienten Turnschuhen, über meinem Gerippe an Haut und sonstigem Unerläßlichen gerade genug, damit die Seele nicht ihrem Kerker entschwebe. Meinen Rucksack, einen aus Lumpen zusammengeflackten Ranzen, für den meine Kräfte nicht reichten, obzwar er nicht schwerer sein konnte als vier oder fünf Kilo, schleppte eine meiner Gefährtinnen, mit der anderen (wir waren zu dritt) hielt ich mich untergefaßt, damit wir nicht stürzten.*

*Irgendwie ergriff uns die Menge und quetschte uns weiter. Wir gelangten in die mit Steinfliesen ausgelegte Vorhalle des Stationsgebäudes. Im gleichen Augenblick entdeckten wir zwei den engen Platz, auf dem wir uns hinhocken konnten – womit wir zu verstehen gaben: Weiter gehen wir nicht! Ich drehte und wendete und streckte mich so lange, bis aus dem Hocken ein Liegen geworden war. Menschliche Körper besitzen ja die Fähigkeit, so weit zusammenzuschrumpfen, wie es die Umstände erfordern. Das hatten wir gründlich erlernt. Mir schoß der Gedanke durch den Kopf, wir könnten inmitten der pausenlos hin und her wogenden Menge zu Tode getreten werden. Doch bevor ich Bilanz gemacht hatte, ob das Risiko sich lohnte, war ich eingeschlafen.*

*Risiko? Hatte der Begriff damals überhaupt eine Bedeutung? Kaum. Zehn Monate lang war er für uns jedenfalls vollkommen belanglos gewesen. Was Risiko hieß und vieles andere, das den Menschen an den Menschen und an das Leben bindet, hätte man von neuem lernen müssen. Man verband keine Vorstellung mehr damit, denn der Mensch durfte nicht Mensch sein, und dementsprechend fehlte ihm alles, was ihn sonst von den anderen Lebewesen abhebt. Vierzig Kilo Gerippe samt Emballage, sonst nichts. Kein Wille, kein Sehnen, keine Hoffnung, keine Phantasie! Leere menschliche Hüllen lagen überall in den Wartesälen Europas herum.*

*Unsere gehfähige Gefährtin hatte inzwischen draußen bei den Zügen nach einer Gelegenheit zum Weiterfahren geforscht.*

*In dem Gedränge konnte sie nicht bis zu uns herankommen. Auf ihre Bitte weckte uns mein Nachbar, ein stämmiger, kräftiger Mann – wie sich später herausstellte, war er ein jugoslawischer Partisan.*

*"Steht auf, ein Zug mit sowjetischen Soldaten fährt nach Budapest. Auf einen Zug für Zivilisten müßtet ihr noch lange warten."*

*Keine von uns rührte sich. Da holte der Mann aus seinem Ranzen ein Stück Milchbrot hervor.*

*"Eßt es, dann werdet ihr vielleicht aufstehen können."*

---

*Schlaftrunken starrte ich auf das Milchbrot – und dann kam aus unendlicher Ferne etwas auf mich zu, etwas, das eine Bresche schlug in die Mauer des Nichts, ein Leck brach in die Kruste des Grauens, hinter der, wenn auch noch in Lethargie, doch der Mensch lebte.*

*Mit Mühe rafften wir uns auf. Vor dem Zug herrschte beängstigendes Gedränge. Sowjetische Soldaten überall, auf den Dächern der Wagen, auf den Puffern, in den Fenstern, wohin man schaute. Kein Platz! bedeuteten sie uns mit Gesten. Unsere Gefährtin suchte sich mit Händen und Füßen verständlich zu machen und rannte verzweifelt hin und her. Wir zwei aber standen da und hielten uns an den Händen, an nichts denkend, es sei denn an unseren verlassenen Platz auf dem kühlen Steinfußboden, wo es keinen Unrat, keine Wanzen gab, keine Pfützen und keinen Regen. Leichtsinn, einen so schönen Platz aufzugeben – so oder ähnlich mochte es uns durch den Kopf gegangen sein.*

*Auf einmal packten mich starke Hände, umfaßten meine Schultern, und unsere Beschützerin schrie uns an: "Rasch, rasch, kommt, nehmt euch zusammen, wir fahren nach Hause!"*

*Die starken Arme schleppten mich zum letzten Wagen des Zuges, dort hoben sie mich auf, schoben mich in den Wagen, dann luden sie die andere ein. Der Mann rief Befehle in den Wagen hinein. Auf den Bänken schlafende Menschen wurden wach; einer stand auf und überließ uns dreien seinen Platz. Dann stieg er zum Gepäcknetz hinauf, legte sich hin und schlief weiter. Der Mann mit den starken Armen verschwand für eine Minute, und als er zurückkam, packte er einen Laib Brot und ein Stück Speck auf die Bank, holte ein Taschenmesser hervor und tat es dazu. Er lachte vergnügt, bückte sich, sah mir ins Gesicht und sagte: "Das war's!"*

*Das war's! – Damals konnte ich nicht ermessen, wieviel damit gesagt war. Erst heute, nach vierzehn Jahren, weiß ich, was dieses "das", so wenig es war, für mich damals bedeutete: alles!*

*Was weiter mit uns geschah, spielte sich schon in der ernüchterten großen Welt ab. So will ich jetzt rückschauend versuchen, die Hölle zu schildern, in der wir nicht Menschen waren, ja nicht einmal Tiere, sondern die grauenvolle, fleischgewordene Vision aus Dantes Inferno.*

*Ich hatte es nach meiner Heimkehr wiederholt versucht, war aber jedesmal gescheitert. Ich hatte das Gefühl, jedes Wort, das ich niederschrieb, habe einen falschen Klang, jeder Satz sei banal: Kann man denn all das schildern, was ein zum Wurm erniedrigter Mensch in ständiger Todesfurcht durchlebt hat?*

*Jetzt aber, nachdem vierzehn Jahre darüber hinweggegangen sind, werde ich vielleicht die Kraft aufbringen, den Menschen von damals heraufzubeschwören, wie er, stets am Rande des Grabes, beinahe nur noch unbewußt handelte, lebte und empfand.*

Zalaegerszeg 1959

Katalin Vidor

Erster Teil  
**AUSCHWITZ**



Ankunft ungarischer Juden und Jüdinnen in Auschwitz (1944)  
© YAD VASHEM (Archiv-Nr. 4522; aus dem *Auschwitz Album* )

---

Ein heißer Tag im Juli. Wir sitzen auf einem riesigen Platz, dessen Grasdecke von der Sonne versengt ist. Soweit das Auge reicht, überall das gleiche Bild: wandelnde Lumpen, darüber ein frisch geschorener Kopf. Einer, hundert, tausend, zehntausend, hunderttausend. Die Schuhe hat man uns gelassen, aber sie triefen von Wasser, denn wir haben sie in einen Trog mit Desinfektionsflüssigkeit tauchen müssen. Wie unförmig meine Schuhe geworden sind, und sie waren doch neu. Na, ich werde sie auf den Spanner aufziehen, dann kommen sie vielleicht in Ordnung! – Ich ärgere mich, daß ich meine Haarspangen, die ich in der Hand hatte, im Bad weggeworfen habe, als jemand schrie: *Alles wegwerfen!* Ich hätte sie in die Schuhe stecken können. – Jemand redet mich an. Ich sehe mich um und lache laut auf: "Beinahe habe ich dich nicht erkannt. Wie komisch du ohne deine Haare aussiehst!"

"Meinst du, du siehst besser aus?" fragt die andere.

Ich greife mir an den Kopf. Freilich, freilich! Wie ich wohl aussehe? Ich fasse nach meiner Handtasche und greife in Erde. Nicht einmal einen Spiegel hat man!

Frauen mit Tüchern auf den Köpfen, Papier und Bleistift in den Händen, gehen unter uns herum. Ich rede eine von ihnen an: "Könnte ich etwas Wasser haben? Ich habe Durst, und mir brennt der Kopf."

Die Frau sieht mich an und brummt: "Idiot!"

Eine von den Geschorenen wischt sich mit einem feuchten Lappen das Gesicht.

"Woher hast du Wasser?"

"Schau, dort ist ein Tümpel, aber gib acht, daß der Soldat es nicht sieht."

Und wenn er es sieht, denke ich, das ist doch kein Diebstahl. Sind denn hier alle verrückt?

Ich krieche durch die dichte Menge auf die Pfütze zu, aber mit mir zusammen kommt ein ganzer Schwarm in Bewegung. Die Soldaten schreien, wir machen schleunigst kehrt. Meine Nachbarin hat einen triefend nassen Lappen in der Hand.

"Reiß ein Stück von deinem Kleid ab, und halte es unter meine Hand", flüstert sie und drückt dann etwas Wasser aus ihrem Lappen in meinen.

Eine der Frauen entrüstet sich: "Warum müssen wir den ganzen Tag hier hocken, ich möchte mich hinlegen."

"Sicher sind sie dabei, die Betten für uns zu machen", meint eine andere. Eine dritte setzt zu einem Vortrag darüber an, daß es im Waggon doch besser gewesen sei.

Eine Stimme fällt unwillig ein: "In der Ziegelfabrik war es noch besser. Und am besten war es in der Folterkammer. – Sei froh, daß du auf deinem Hintern sitzen kannst und niemand dir etwas tut ..."

Eigentlich hat sie recht, denke ich, es wäre gar nicht so schlimm, wenn nur die Sonne nicht so sengte!

Das Lager gerät in Bewegung. Brot wird ausgegeben, man wirft es uns in den Schoß. Ich nehme meines auf und halte es an die Nase. Es stinkt. Ich reiche es zurück. "Ich brauche keins. Ich bin nicht hungrig."

Die Frau sieht mich an: "Rindvieh! In einer Woche wirst du es essen!"

Schon am nächsten Tag hätte ich es gegessen.

Der Rauch aus den Schornsteinen schlägt zu Boden. Es gibt Regen. daher wohl die Schmerzen in meinem Fuß. Ich lege den Lappen, der auf meinem Kopf ganz trocken geworden ist, auf die geschwollene Stelle. Jemand hat mir heute gesagt, ich solle mir Umschläge darauf machen, sobald wir *angekommen* sind. Wer war das? Dumpf schwirren Gedanken durch meinen Kopf. Ich kann mich nicht erinnern. Ist auch nicht wichtig.

Hinter den Schornsteinen geht die Sonne unter; die verbrannte Haut schmerzt nicht mehr so sehr. Die unerträgliche Müdigkeit löscht auch den letzten Funken des Denkens aus, weckt aber etwas, das an das Leben bindet, das Sehnen: Das Sehnen, sich in horizontaler Lage auszustrecken und zu schlafen. Schlafen, schlafen, wo auch immer – und sei es hier, sofort, auf der nackten Erde!

Schnarrendes Kommando: "Antreten!"

Wir gehen ein Stück durch das Lager und landen schließlich in *Block 5b*.<sup>1</sup> Es ist eine halbfertige Baracke mit mehreren Räumen. Im Fußboden klaffen weite Lücken. Balken, Gruben und fertige Fußbodeninseln. Auf einer solchen Insel hat sich eine *geschlossene Gesellschaft* aus meiner engeren Heimat niedergelassen. Schön wäre es, dabei zu sein, aber man fordert mich nicht auf; ich gehe weiter. Finde zwischen Fremden einen Platz auf der Erde, gerade groß genug für einen Menschen.

"Ihr seid heute gekommen?" fragt jemand. "Leg dich nur hin!"

Ich tue es. Ich reiße mir die beim Trocknen ganz steif gewordenen Schuhe von den geschwollenen Füßen und stelle sie neben mich. Ich will mir einen Arm als Stütze unter den Kopf schieben, schlafe aber mitten in der Bewegung ein.

Ob meine erfahrenen Nachbarinnen sich über den Neuling lustig gemacht haben? Möglich, denn als mich im ersten Morgengrauen der Befehl zum Antreten aus traumlosem Schlaf reißt, sind meine Schuhe verschwunden. Ich suche von Balken zu Balken – nichts! Jemand schreit und drängt pausenlos. Antreten vor dem Block! Mir ist, als seien nach dem Aufstehen Stunden vergangen, aber die Sterne sind noch im Verblassen. Später abermals Antreten. Auf der Straße überall große Stücke Feldstein. Unmöglich, mit den bloßen Füßen darauf zu treten.

Ich spüre eine Hand auf der Schulter: "Bleib hier in unserer Gruppe."

So komme ich unter die Frauen aus Pécs. Das Schicksal des Häftlings hängt zu jeder Stunde, Tag und Nacht, von tausend Zufälligkeiten ab. Bei mir hat es mit dem Verlust der Schuhe angefangen. Barfuß gehe ich in den kommenden Tagen, Wochen und Monaten den Auschwitzer Leidensweg, lautlos dem immer gegenwärtigen Tod ausweichend.

---

<sup>1</sup> Im KZ Auschwitz-Birkenau, Lager B III.

---

Noch am selben Tag werden wir nach *Block 9* verlegt. Das ist eine langgestreckte, übersichtliche Baracke mit niedrigen Fensteröffnungen. Wer nachts die längs der Baracke angelegte Latrine benutzen will, muß durch eines der Fenster steigen. Tagsüber halten wir uns im Freien auf, dürfen die Baracke nicht betreten. Am Ende der Baracke ist ein Raum von etwa sechs Metern für die Häftlinge bestimmt, denen man *Schonung* verordnet hat. Das sind die Glücklichen, die an Gallenkrämpfen, Halsschmerzen, Erkältung oder Durchfall leiden, vorläufig nicht in den *Revierblock* kommen und, wenn alles gut geht, auch tagsüber hier liegen dürfen. Jedem steht ein fünfzig bis sechzig Zentimeter breiter Platz auf dem nackten Fußboden zur Verfügung, während die Gesunden, zu fünft zusammengepfertcht, nur auf der Seite liegen können, die Beine – die der Reihe darunter als Kopfkissen dienen – an den Leib gezogen. Um mehr Luft zu bekommen, habe ich mich unter einem der Fenster niedergelassen. Das ist ein Kriechen über meinen Körper die ganze Nacht, als ob Ameisen über einen gefällten Baum wandern. Voller Neid denke ich an die in der *Schonung*.

Am nächsten Tag spüre ich plötzlich wieder eine Hand auf der Schulter. Es ist die Frau von gestern. Sie hat auf dem Kopf einen bunten Fetzen, von der Schulter hängt ihr eine Tasche aus Leinen. Das Ganze macht den Eindruck einer Uniform. Aus ihren Augen strahlt ein Licht, das mir sofort in das schon erstarrte Herz dringt.

"Ich suche dich schon eine Weile. Ich bin zum Arzt dieses Blocks bestimmt. Ich brauche dich. Paß auf: Dort in der *Schonung* ist eine Frau aus Pécs. Sie leidet an Lagerpsychose und schläft ununterbrochen. Wir müssen sie retten. Wenn sie vier oder fünf Tage lang nicht auffällt, hat sie es überstanden. Beim Appell müßt ihr sie zu zweit stützen. Wenn sie zusammenklappt, richtet sie wieder auf und stellt euch mit ihr nach hinten. Sprich mit ihr, muntere sie auf, mach ihr Bewegung. Du verstehst mich ... – Tu es mit Liebe, als wäre sie deine Mutter."

In diesem Augenblick durchfährt es mich wie ein elektrischer Schlag: Wo sind die Meinen? Was ist mit ihnen geschehen?

Zweimal vierundzwanzig Stunden sind *seither* vergangen, und jetzt ist die Frage zum erstenmal bis zum Gehirn vorgedrungen. Kann es solche bodenlosen Tiefen geben? Aber der Lebensinstinkt übertönt alles: Nicht – noch nicht – noch ist der Körper zu schwach, zu schwach die Seele. Und der Gedanke wird wieder verdrängt. Nein, noch ist die Last zu schwer.

Pflichten zu haben ist schön; Pflichten bedeutet Rettung; und schätzbar ist die Kraft der Pflicht. Die Ärztin führt mich in die *Schonung*. Sie weist auf einen Knäuel Lumpen, ich sinke hin. Ich schwitze und zittere. Gedanken stürzen auf mich ein, aber der Körper ist noch müde. *Zsóka*, die Blockärztin, der nichts entgeht, macht mir Mut: "Übernimm die Patientin", sagt sie und überläßt mir das weitere. Sie hat viel zu tun. Ich weiß nicht, wem sie in erster Linie hilft, der anderen oder mir?



---

Ich lege mich neben die *Patientin* und nehme alle meine Kräfte zusammen. Ich stelle Fragen, ich rede ihr zu, ich bewege ihre Hände, ihre Beine, ihren Kopf. Sie reagiert nicht. Zu zweit führen wir sie abends zum Appell. Sie ist schwach auf den Füßen und schreitet dennoch gut aus – ein gutes Zeichen. Wir stellen uns mit ihr in die fünfte Reihe. Immer wieder klappt sie zusammen, wir richten sie auf. Kein leichtes Spiel, stundenlang so zu ringen. Nachts genieße ich meinen vorzüglichen Platz. Niemand liegt zu meinen Füßen, niemand über meinem Kopf, ich kann mich richtig ausstrecken. Frühmorgens Appell, dann zurück in die *behagliche* Schonung. Ich stopfe meiner Pflegebefohlenen Brot in den Mund und nötige ihr das *Essen* genannte Spülwasser auf. Ich bemühe mich, sie zum Sprechen zu bringen, frage sie nach ihrem Namen, bitte sie, die Augen aufzumachen. Ich versuche es immer wieder, ohne Erfolg. Das geht so drei Tage lang. Schließlich reißt mir die Geduld, ich fahre sie an: "Interessiert es dich nicht, wer ich bin?"

Endlich die erste Antwort: "Du bist meine Schwester."

Und Schwestern sind wir fortan, Márta und ich. Am nächsten Tag reiht sie sich in den Kampf ein. Es hat gelohnt, um einen Menschen zui ringen. Aber mit der Schonung ist es zu Ende. Zsóka, die nie ein überflüssiges Wort sagt, nimmt den Erfolg stumm zur Kenntnis. Abends aber kommt sie zu mir.

Für die Schonung sind in einem Vorraum am Ende des Blocks Latrinen, je zwei links und rechts. Die hintere Wand wird nur von einer nach außen führenden Tür unterbrochen.

"Schau", sagt Zsóka, "Vor dieser Tür wäre genügend Platz für dich. Leg dich nach dem Appell hin, du wirst es da bequemer haben. Eine Zeitlang geht es vielleicht."

Glücklich strecke ich mich auf meinem neuen Schlafplatz aus. Niemand über, niemand unter, niemand neben mir. Von der Tür zieht es kalt herein, doch was kümmert mich das!

Es ist noch dunkel, als wir zum Morgenappell antreten. Um mich herum haben alle den Schnupfen. Als es hell wird, kommt Zsóka zu mir: "Ich hab was für dich, komm!" und zieht mich mit sich zu einem Gefäß mit Wasser, das sie wer weiß wo aufgetrieben hat. Sie reißt ein Stück von ihrem Rock ab. "Mein neues Kleid, Pariser Modell, ist in Arbeit", sagt sie und zieht die Stirn in Falten, was bei ihr ein Ausdruck von Genugtuung ist. Sie wäscht mir den Kopf und die Füße, zieht mir das Kleid aus und taucht es in das Wasser. "An der Sonne wird es schnell trocknen", tröstet sie mich. "Ist Márta in Ordnung?" fragt sie dann. "Ich danke dir." Wieder zieht sie die Stirn kraus. Dann geht sie. Nach einigen Schritten bleibt sie stehen und winkt mich zu sich. Sie sieht mir nicht in die Augen, sondern sagt, den Blick in die Ferne erichtet, mit dumpfer, weicher Stimme: "Der Mensch kann viel tun – wenn er ein Mensch ist. Ich zähle auf dich!"

"Das kannst du, Zsóka!"

---

Nach der vierten Nacht muß ich meinen bequemen Platz aufgeben und schlafe wieder mit zweitausend Menschen unter dem Fenster. Aber ich habe eine Schwester, und Zsóka vertraut mir!

Zsóka geht im Krankenhaus ein und aus, führt die Häftlinge hin, deren *Schonung* abgelaufen ist – mit anderen Worten: die Todeskandidaten. Sie redet ihnen ermutigend zu: "Komm schön mit, dort bekommst du Medizin und wirst gesund." Meist ist das überflüssige Mühe, die Kranke hat sich bereits willenlos und apathisch dem Schicksal ergeben.

Zsóka verschafft mir im Revier – nein, nicht Schuhe, das Wort wäre reiner Hohn: es ist eine Art Pantoffeln mit starrer Holzsohle und Oberteilen aus Leinen. "So, jetzt läufst du nicht mehr barfuß herum, die sind jedenfalls besser als nichts, du wirst schon lernen, wie man darin geht." Gewöhnlich spricht und erklärt sie nicht so viel. Sie wird sichtlich verlegen.

Plötzlich kommt der Befehl zum Antreten: *Fünferreihen formieren!* Die umherliegenden Lumpen werden lebendig, das *Lepralager*, wie es im Häftlingsjargon heißt. Fieberhaftes Rennen und Rufen nach Angehörigen, einer Schwester, einer Mutter, einer Tochter setzt ein. Nur nicht getrennt werden! Man kann nie wissen, was so eine ungewohnte Bewegung im Lager bedeuten mag. Stumm brechen wir auf, in den abgestumpften Gehirnen rumort die bange Frage nach dem *Wohin?*, die bei der einen panische Angst und bei der anderen wahnwitzige Hoffnungen auslöst.

Wir sind schon *Altsassen*, haben bereits zwei Wochen hinter uns und wissen, daß es in einem solchen Fall drei Möglichkeiten gibt: *Entlausung*, Verschickung zur Arbeit nach Deutschland – doch hätte man uns dann nicht in Masse aufgeboten, sondern Mengele, der Lagerarzt, hätte die Arbeitsfähigen ausgesucht – oder für die *Gaskammer*. Ich grübele nicht darüber nach, habe akute Sorgen: Ich kann in den Holzpantoffeln nicht laufen, jeder Schritt ist eine Qual, und ich bleibe immer wieder zurück. Zsóka merkt es und zwingt sich zu mir durch. An meiner anderen Seite marschiert eine relativ kräftige Frau aus Párkány. Die beiden greifen mir unter die Achseln und helfen mir, so gut sie können. Wenn nur die SS es nicht bemerkt! – Der Weg will kein Ende nehmen. Wir haben bereits gut drei Kilometer zurückgelegt. "Nicht zur Gaskammer", flüstert Zsóka. Das Gehen wird mir leichter.

Entlausung. Die übliche Tortur: Kleider aus, unter die Dusche! Beim Anziehen fürchterliches Gedränge, jede trachtet, die besseren unter den Lumpen zu erwischen. Ich wage es nicht, an den Haufen heranzutreten, denn SS steht da und schlägt mit den Gewehrkolben drein. Nicht ein Fetzen bleibt für mich übrig. Ich muß mich nackt in die Reihe stellen.

Im Hof kommt ein Mann in Zivil auf mich zu: "Wo hast du dein Kleid gelassen?"

"Es ist keins für mich übrig geblieben."

Er geht weg und kommt bald mit einer großen schweren grauen Decke wieder. "Da, nimm, aber stell dich nicht an den Rand der Kolonne!"

---

Ich hänge mir die Decke um, die Sonne sengt zum Verrücktwerden, wie wird das ausgehen? Ich reiße mir die Sandalen von den Füßen. *Aufbruch!* Ich will nicht zurückbleiben! Ein SS-Mann kommt auf mich zu, schaut verblüfft auf die Decke: "Wer hat dir das gegeben?" schreit er mich an. "Hast sie gestohlen, du Luder, dafür erschieße ich dich!"

Zsóka kommt herbeigelaufen, das Tuch auf dem Kiopf, die Tasche umgehängt: *Rotes Kreuz!* Lebhaft redet sie auf den Mann ein. Sonderbar, wenn diese Bestien eine *Uniform* sehen, werden sie unsicher. Aber es kommt auch auf ihre augenblickliche Stimmung an. Ich habe jedenfalls nie wieder einen SS-Mann gesehen, der sich etwas hätte erklären lassen. Zsóka holt so etwas wie ein Stück Mull aus der Tasche und bindet mir damit die Decke unter der Achsel zusammen, nimmt mich um die Hüfte, und so trotten wir der Kolonne nach. "Na, einmal davongekommen ..."

Zsóka bringt mich zum *Revier*. Dort werden meine wunden Füße gewaschen und verbunden. Ich könnte einige Tage bleiben und so einige Appelle schwänzen, aber es droht ständig die *Selektion*, und so verzichte ich lieber darauf. Dabei weiß ich noch nicht einmal, was für ein Schauplatz des Grauens so ein Krankenbau ist. Ich soll es noch erfahren.

Zum Appell treten wir gegenüber der Längsfront des Blockes an, zu fünf hintereinander. Um mit meiner Decke nicht aufzufallen, stelle ich mich in die letzte Reihe. Beim Morgenappell ist es noch stockdunkel und bitter kalt. Der ganze Block beneidet mich um die Decke. Man läßt uns stundenlang stehen, bis zur Ausgabe des Frühstücks. Die vier Frauen vor mir kuscheln sich abwechselnd zu mir unter die Decke. Damit keine zu lange bleibt, darf jede nur so lange in der Wärme stehen, wie die anderen brauchen, um bis zweihundert zu zählen. Der Wetteifer, zu meiner Fünferreihe zu gehören, wird zu einem wahren Sport, und so fehlt es mir nicht an Abwechslung.

Der Küchendienst erscheint. Die in der ersten Reihe bekommen ein Gefäß in die Hand gedrückt, eine verbeulte rostige Klamotte, in die schöpft der Küchendienst den *Kaffee*. Es ist eher Spülwasser, aber immerhin lauwarm. Die Reihen lösen sich auf, jede Fünfergruppe sammelt sich um ihr Geschirr, das nun von Mund zu Mund wandert.

Gierige Augen passen auf, wieviel und wie oft eine schluckt. Dreimal darf jede pro Runde schlucken. Das Auf und Ab des Adamsapfels gilt als Maßstab der Ehrlichkeit. Manche bücken sich, um genau kontrollieren zu können. Oft ohne Erfolg. Es stellt sich nämlich heraus, daß der Kaffee auch ohne Schlucken hinuntergeht.

Die kleine Ági hat einen Anfall von Gerechtigkeitsgefühl. Sie ist sechzehn Jahre alt und noch relativ immun gegen die Widrigkeiten des Lebens. Sie zeigt auf mich und sagt: "Gebt ihr einen Schluck mehr – für die Decke!"

Sie bringt mich in Verlegenheit, derartiges ist hier ungewohnt. "Mir steht weniger zu," sage ich, "mich wärmt ja meine Decke."

"Lächerlich! Spielt hier die Dame!" brummt mit ihrer tiefen Stimme Mancini, die Lehrerin, und drängt sich mit Gewalt zu mir unter die Decke.

---

Die nächste ist Ági. Ich drücke sie an mich, sie schmiegt sich an. "Oh, wie schön!" seufzt sie.

"Wo ist deine Mutter?" frage ich, bereue es aber sofort.

"Sie ist mit meiner kleinen Schwester nach links gegangen. – Hast du keine Kinder?"

"Doch, einen Sohn. Er ist sechzehn Jahre alt."

"Oh, solche Jungen arbeiten, Sorge dich nicht um ihn, es wird ihm nichts geschehen." Wie Sonntagsglocken klingen mir ihre zuversichtsfrohen Worte in den Ohren.

Den Block entlang läuft ein breiter und tiefer Graben, auf dessen Boden schlammiges Grundwasser steht, während sich an den Rändern allerhand Müll und Kehrlicht häuft, gemischt mit den Hinterlassenschaften an Durchfall leidender Frauen, die während der letzten Appellzeiten einen Abstecher dorthin riskiert haben. Davon abgesehen sind Zweck und Bestimmung des Grabens unbekannt.

Die Blockarbeiter: Küchendienst, Essenträger, Stubendienst, Pfleger, Ärzte und andere, eher mutige als romantische Seelen, haben den Graben zum *Fluß* ernannt und lassen sich gelegentlich am entfernten Ende des Ufers nieder. Mit herabhängenden Unterschenkeln sitzt es sich dort verhältnismäßig bequem. Kontrollen und durch das Lager bummelnde Uniformierte kommen meist von vorn, vom Eingang des Blocks her.

Wir sitzen zu viert am *Flußufer*: Zsóka, Anikó M., Klári W. und ich.

Nach dem Morgenappell wäscht der Zimmerdienst die Baracke aus. Zu diesem Zweck rafft er die zerfetzten Wattedecken des *Personals* zusammen und schichtet sie in der Mitte des Raumes auf. Die einzelnen Haufen sehen wie gepolsterte Sessel aus. An jeder Baracke prangt die Aufschrift: *Der Block ist dein Heim* – und ein Heim hat gemütlich und schmuck zu sein. Tagsüber Polstersessel, nachts zweitausend Menschen auf einer Fläche, die im besten Fall für hundert Platz bietet, und auch für soviel nicht nach normalen menschlichen Begriffen.

Seit Stunden sitzen wir vier stumm und stumpf am *Flußufer*. Plötzlich geht ein Murmeln durch die zerstreut herumlungende Menge. Alles zieht sich nach hinten zurück, nur das *Personal* stürzt nach vorn zum Eingang. Auch Zsóka. Angstvoll drängt sich die Herde zusammen.

Auf der Lagerstraße naht eine SS-Frau. Ihre Füße stecken in Stiefeln, in der Hand schwingt sie eine Reitgerte. Äußerlich eine Frau von auffallender Schönheit.

Die vorn sind, erstarren in militärischer Haltung. Die Frau geht in den Block hinein. Vorn ist ein abgesonderter Raum für das Personal. Hier setzt sie sich und stellt in freundlichem Ton Fragen. Draußen ist nicht zu verstehen, was sie sagt. Sie nimmt die *Blockälteste* von Kopf bis Fuß in Augenschein, greift nach deren Stock und wirft ihn spielerisch in die Höhe. Sie lacht. Langsam treten andere zu der Gruppe. Einige Gesichter riskieren ein Lächeln. Die SS-Frau sieht sich die Kessel für das Essen an, dann betritt sie den großen Raum. Wir beobachten sie aus angemessener Entfernung durch die Fenster. Auf einmal nimmt sie einen Anlauf und springt jungenhaft der Reihe nach über die zu Sitzgelegenheiten aufgeschichteten Wattedecken. Am Ende der Reihe

---

macht sie kehrt und wiederholt das Ganze in umgekehrter Richtung. Dann wartet sie auf die Wirkung der Zirkusnummer. Ihr Publikum – das Personal – weiß offenbar nicht, wie es zu reagieren hat, denn alles ist gefährlich, ob man bewundernd lächelt oder unbeteiligt dreinschaut. Es ist noch nicht lang her, daß diese Frau die Blockälteste wegen eines zur Unzeit riskierten Lächelns hundertmal die Lagerstraße auf und ab laufenließ. Die Frauen entscheiden sich für ein Lächeln, und diesmal haben sie richtig getippt. Die SS-Frau rast noch einmal durch den langen Raum, setzt sich auf einen der Thronessel und lacht laut auf.

Dann geht sie hinaus, alles atmet auf. Sie schlendert den Block entlang nach hinten. Instinktiv drängen die Frauen auf der anderen Seite nach vorn. Eine bleibt zurück, ja tritt näher an den Stacheldraht heran, als die Vorschrift erlaubt. Wir rufen, aber sie hört uns nicht und verharret wie gebannt.

Auch die SS-Frau hat die Gestalt bemerkt. Die Unglückliche steht mit dem Rücken gegen den Block. Das Blut erstarrt mir in den Adern. Es ist nichts zu machen, es sind gut dreißig Meter bis zu ihr.

Die SS-Frau legt wie abschätzend den Kopf zur Seite, greift in die Pistolentasche, zielt, ein Schuß knallt – *getroffen!*

Sie geht ein paar Schritte zurück und ruft der Blockältesten zu: "Schafft sie in die Leichenkammer!"

Sie lächelt. Die Blockälteste lächelt zurück, in einem solchen Fall, das weiß sie aus Erfahrung, ist das Lächeln nicht gefährlich, sondern Pflicht.

Die SS-Frau schlägt mit der Reitgerte gegen den Stiefelschaft und schlendert zur nächsten Baracke.

Das Opfer ist Ági, das sechzehnjährige Kind. Die Kugel ist ihr ins Genick gedrungen. Vielleicht hat sie die jenseits des Stacheldrahts in Freiheit flatternden Schmetterlinge beobachtet ... oder sehnsuchtsvoll weit darüber hinausgeschaut?

Wieder höre ich das Sonntagsläuten, aber ich kann nicht mehr glauben.

Die Frauen aus Zala, in deren Gruppe ich zuerst gewesen bin, hausen dem *Block 9* gegenüber auf der anderen Seite der Lagerstraße. Ich habe seither keine von ihnen gesehen. Diese paar Meter sind hier eine unglaubliche Entfernung. Eines Tages nun, während ich vor unserem Block auf der Erde sitze, kommt eine bekannte Gestalt auf mich zu. Es ist Böske G., meine alte Freundin. An ihrem Aussehen kann ich ermessen, wie sehr wir heruntergekommen sind. Wir sind nicht sentimental. In ständiger Todesfurcht, im verzweifelten Kampf um das Leben reibt sich im Menschen alles auf, was menschlich ist. Böske setzt sich neben mich und legt mir den Arm um die Schulter.

"Endlich ist es mir gelungen, mich zu dir herüberzustehlen. Die K. ist sehr geschwächt, sie liegt seit Tagen in der Schonung und redet Tag und Nacht von dir. Komm zu ihr hinüber."

Unbefleglich, wie konnte es mit ihr in drei Wochen soweit kommen?

"Was ist mit ihr?" frage ich.

---

"Ich weiß nicht", antwortet Böske in einem Ton, als wollte sie sagen: *Gibt es denn hier ein Wie und Warum?*

"Geh jetzt allein zurück, ich werde es schon organisieren."

Ich frage Zsóka. Sie läßt mich nicht gehen. "Deine Decke ist zu auffallend, man kann dich leicht erwischen", erklärt sie. Sie läuft selbst hinüber, und bald kommt K., von zwei Frauen gestützt, zu mir. Ich sehe sie an, und jetzt erkenne ich zum erstenmal die volle Wirklichkeit. Ein Mensch, der mir nahesteht, eine Verwandte! Ihre schwankende Gestalt bringt mir ihren Roman in Erinnerung: den Kampf einer großen, machtvollen Liebe, der erst wenige Wochen vor der Einschließung ins Ghetto zum Sieg geführt hatte. Zehn Jahre hatten sie gekämpft, um die Hindernisse zu überwinden, die sich gegen ihre Liebe und gegen ihre Heirat aufgetürmt hatten. Wie ein Blitz durchfährt es mich: *Wie eitel ist doch aller Kampf und das ganze Leben!* – Ein lebender Leichnam ... Glanzlose Augen, die Lippen voll Schleim, untrügliche Zeichen nahenden Zerfalls und Vergehens. Zsóka setzt sie neben mich hin, sie bettet ihren Kopf in meinen Schoß. K. ist über alles hinaus, sie hat den Kampf, das Leben aufgegeben. In solchem Zustand habe ich noch niemanden gesehen. Ich rede mit ihr, aber nur darum, weil das Schweigen unerträglich wäre. Alles in mir bäumt sich auf, ich möchte schreien! Aber der Sturm dauert nicht lange. Es ist nur ein Aufblitzen gewesen. Ich falle zurück in den Zustand apathischer, stumpfer Hilflosigkeit.

"Nimm dich zusammen," flüstere ich ihr ins Ohr, "du mußt am Leben bleiben. J. wartet auf dich!" Sie bewegt die Lippen, ich neige mich an ihren Mund, verstehe aber nicht, was sie sagt. Ein Lächeln erscheint auf ihren feuchten Lippen, es ist ein kraftloses, verschwommenes Lächeln und dauert nur nur einen Augneblick. Eine letzte Botschaft vielleicht an einen, der sehr fern ist.

Das furchtbare Erlebnis geht über meine Kräfte. Ich empfinde nichts mehr. Zur Trauer braucht man die gleiche Kraft wie zur Freude – und ich bin damit zu Ende.

Am nächsten Tag wird K. ins Revier gebracht. Wie immer nach Dunkelwerden kommt *das Auto* und hält vor dem Revier. Sie ist die erste, die uns verlassen hat.

Der Auschwitzer Regen ist ärger als die schlimmsten Prüfungen, die Gott über Hiob geschickt hat. Gäbe es diesen Regen nicht schon, hätten die Nazis ihn wohl künstlich erzeugt als das wirksamste Mittel, uns Parias die Todesqualen noch zu vergrößern.

Abends hat die mörderische Apparatur eingesetzt, und nun arbeitet sie mit deutscher Präzision bereits seit zwölf Stunden. In beinahe sämtlichen Baracken des eilig zusammengeschickten *Lagers B III* trieft Wasser von der Decke herab und hat alsbald den Lehmfußboden überflutet. In manchen ist es bis zu Knöchelhöhe gestiegen. In *Block 9* regnet es nicht herein, was die Mutigeren unter den Insassen anderer Baracken veranlaßt hat, nach dem Abendappell zu uns herüberzuflüchten. Von neuem erweist sich bei dieser Gelegenheit, daß der menschliche Körper mit so viel Platz auskommt, wie ihm jeweils zur Verfügung steht. Rühren kann sich allerdings niemand,

---

und ganz unmöglich ist es, an ein Fenster zu gelangen, so dringend nötig es sein mag. Allmählich wird das unerträglich. Einige Frauen wälzen sich in Krämpfen, andere können nicht länger an sich halten, und die übrigen klagen und jammern über die verpestete Luft. Der Kot sickert durch die fadenscheinigen Lumpen hindurch. Dazu ist es stockdunkel. Elektrisches Licht gibt es nicht. Bald ist von da und dort das häufigste Lagergebet zu hören: *Lieber ein Ende mit Schrecken!*

Früh genug ist es überstanden. Schon gegen drei Uhr morgens dröhnt der Gong zum Wecken durch das Lager. Genau wissen wir die Zeit nie, sie interessiert uns nicht einmal.

*Antreten!* Hals über Kopf schlagen sich die Gäste durch die Menge und den Gestank hindurch, um beim Zählen *zu Hause* zu sein. Es regnet wie aus Eimern. Jeder Fußbreit Boden des Lagers mit Ausnahme der Lagerstraße ist klebriger, glitschiger Lehm. In den Vertiefungen steht schmutziggelbes Wasser. Die Frauen besetzen die Latrinen, die zwölf bis fünfzehn Meter entfernt zwischen den beiden Baracken angelegt sind. Auf jeden Kübel kommen fünfundzwanzig bis dreißig Frauen. Eine stößt die andere herunter. Unheildrohend tönt das Signal zum Appell. Die nicht an die Reihe kommen, hocken sich hin, wo sie sind. Als wir auf dem *Appellplatz* stehen, strotzen wir alle von Schlamm und sind bis auf die Haut durchnässt.

Unsere Kleidung, die aus einem einzigen Fetzen besteht, klebt am Körper. Einige Frauen weinen, andere stieren unbeteiligt vor sich hin, wieder andere sind so apathisch, daß sie sich nicht einmal das Gesicht abwischen und den Regen schlucken. Stunden um Stunden stehen wir so. Pausenlos gießt es.

Kleiderwechsel gibt es nur bei Entlausung, alle zwei, drei Wochen, so bin ich zum Glück noch im Besitz der Decke. Wir haben zu sechst und zu acht darunter Platz, wenn wir sie wie ein Zelt über die Köpfe halten. Ich stehe nackt darunter. Was fange ich dann mit der völlig durchnässen Decke an? Ich weiß es nicht, und im Augenblick interessiert es mich nicht.

Ausnahmsweise dürfen wir in die Baracke gehen, doch die ist in einem so schlimmen Zustand, daß der *Stubendienst* Stunden zu arbeiten hat, um sie wieder in Ordnung zu bringen. Die Frauen drinnen schreien, kreischen und fluchen, die Blockälteste treibt sie an. Hoffentlich verirrt sich kein SS-Mann hierher. Es gäbe eine böse Strafe für die *Disziplinlosigkeiten* der vergangenen Nacht. Etwa dreißig Frauen werden herausgegriffen, um im Sturmtempo an der Beseitigung der Spuren um die Latrinen herum zu arbeiten. Die Blockälteste läßt die Baracke mit Chlor auswaschen, dann taumeln alle, triefend naß, in den Block. Wir bekommen Erlaubnis, uns zu setzen. Der Fußboden ist feucht und riecht nach Chlor, aber das stört uns nicht. In Minuten sind alle eingeschlafen.

Jetzt mag es regnen ... aber nein, es hört auf. Sofort hinaus aus dem Block! Keine vermag sich auf den Füßen zu halten. Wir setzen uns auf den schlammigen Lehm, viele legen sich hin.

---

Achtzig Frauen haben Fieber. Sie sind so elend, daß andere Zsóka auf sie aufmerksam machen müssen. Jede überlegt es sich auch hundertmal, bevor sie sich krank meldet.

Zsóka untersucht sie flüchtig, dann fordert sie uns auf, so eng wie möglich zusammenzurücken. Etwa die Hälfte der Kranken stopft sie irgendwie in die *Schonung*, zwanzig werden in den großen Raum gebracht, aber weitere zwanzig müssen unbedingt ins Revier. – Keine ist von dort zurückgekommen.

In der *Schonung* sind hundertzehn Frauen. Sie haben keinen Platz zum Liegen. Rücken an Rücken sitzend, stützen sie einander. Die *Schonung* ist für vierzig Patienten berechnet.

Wie ein Lauffeuer geht es durch das Lager: *Heute inspiziert Mengele!* Ein Rätsel, wie gut man hier informiert ist. Jedermann weiß, was *inspizieren* bedeutet. Zsóka sagt zu den Frauen in der *Schonung*: "Wen die Füße tragen, der geht zurück zu seiner Gruppe!" Alle verstehen, und in der *Schonung* bleiben nur acht Patientinnen; aber beim Abendappell fallen dann Frauen massenweise um.

"Was soll ich machen?" fragt Zsóka und sieht mich mit sorgenvollem Gesicht an. "Nie hat es ein Mensch schwerer gehabt als ich. Die geringe Belegung der *Schonung* wird *ihm* verdächtig sein. Da wird er sich den ganzen Block ansehen. Was soll daraus werden? Auch ich – Mein Gott, wenn es nur nicht regnete!" bricht es aus ihr hervor, denn es regnet wieder.

"Nein, es soll nur nicht aufhören", wirft eine Frau ein, schöpft mit den Händen Wasser aus einer Pfütze und schlürft es herunter.

Eine Gruppe Frauen wäscht sich in den Pfützen. Denn in Auschwitz gibt es nur eine Art Wasser: das, welches der Himmel beschert!

Mengele kommt, läßt aber den Block links liegen und geht sofort zur Revierbaracke. Er weiß, daß sie heute voll ist, und beeilt sich. Bis morgen könnten welche seinen Fängen entgehen.

Und nachts hält *das Auto* dreimal vor dem Revier.

Unerträglich sengt die Sonne. An der Wand der Baracke, wo ein etwa zwei Meter breiter Schatten liegt, ist kein noch so kleiner latz frei. So lassen wir vier, das gewohnte Gespann, uns auf dem *Flußufer* nieder. Veras stämmige Gestalt taucht auf. Sie hält Umschau nach einem schattigen Fleck.

Zsóka ruft ihr zu: "He, Gnädigste, beehren Sie uns mit Ihrem Besuch!" Flüsternd sagt sie zu uns: "Wie häßlich ihre Beine sind. Sollte es Rose sein?"

Vera kommt gemächlich näher. Wir müssen lächeln: Hier laufen ja alle in Lumpen rum, aber solcher Fetzen, wie an ihr hängen, kann sich keine rühmen. Das ist geradezu unwirklich!



---

"Ich hätte es mir denken können, daß ihr wieder beisammen hockt", brummt sie mit ihrer tiefen Stimme. "Wie ihr es macht, ist es am leichtesten – sich in sein Schicksal ergeben, auf die Freuden des Lebens verzichten!" Dabei läßt sie sich zu uns auf die Erde niedergleiten.

"Halt keine Reden, sondern versuche, nicht zu verzichten!"

"Tu ich. – Habt ihr Brot?"

"Nein."

"Warum nicht?" fragt sie in einem Ton, als wolle sie uns vorwerfen, was für schlechte Hausfrauen wir doch seien. Dann holt sie aus der Gegend ihres Busens eine Scheibe Brot von fünfzig oder sechzig Gramm und ein Stück Blech hervor. Damit zerschneidet sie das Brot in fünf Bissen. Nun bringt sie eine echte Zwiebel zum Vorschein. "Wenn es nicht gegen eure Grundsätze verstößt, dürft ihr daran riechen." Sie zerschneidet auch die Zwiebel und jede bekommt eine Scheibe davon auf ihren Happen Brot. Wir sind verblüfft, das Wasser läuft uns im Mund zusammen, es hat uns die Rede verschlagen. Der heimatische Duft belebt unsere Geister, Erinnerungen steigen auf, aber Veras dröhnende Stimme reißt uns alsbald auf das Ufer des *Flusses* zurück: "Da, nehmt, und sagt nicht, ihr hättet in Auschwitz nicht einmal belegte Brote bekommen! Keine Widerrede, ich sehe ja, wie euch der Speichel fließt. Eßt, und zwischendurch wird uns die Chemikerin belehren, woraus Speichel besteht, ich habe nur Philosophie studiert und sage, alles ist Blödsinn. Die Zwiebel aber habe ich, wenn es euch interessiert, von den Latrinenmännern organisiert, während ihr hier Geister beschworen habt."

"Von den Latrinenmännern?" fragt Zsóka und springt auf. "Wo sind sie?"

"Dort, auf den Champs-Élysées bei Block 4; aber beeile dich, sie duften nach echtem Chanel 5."

Zsóka stürzt davon, ruft aber nach einigen Schritten zurück: "Vera, komm nachher zu mir, ich will dich ansehen, du hast Fieber."

"Ins Sanatorium Faszor<sup>2</sup>, unter dem tue ich es nicht!" dröhnt Vera ihr nach. Dann klappt sie zusammen und streckt sich neben uns aus.

Wir bringen Vera in die Schonung. Um uns herum stehen wie eine Wolke die Düfte unseres lukullischen Mahls. Vera redet irre: "Macht die Küchentür zu ... in der ganzen Wohnung riecht es nach Rostbraten ... Erzsók, gib Vater Natron, er wird wieder Sodbrennen haben ... Großmutter, du sollst Kartoffelbrei essen ... Der Diwan ist hart, legt mich ins Bett. Ich möchte Limonade trinken ..."

Sie ist zu Hause! Erzsók, Vater, Großmutter, ein Diwan, ein Bett und Limonade! So einfach ist das? Etwas Fieber, und man erlebt alles wieder, kann zu Hause sein? Das ist alles?

---

<sup>2</sup> in budapest

---

Vera wird still. Atemlos, außer sich stürzt Zsóka herein. Sie mißt Veras Temperatur. Vierzig Grad! Zsóka hält sie drei Tage in der Schonung versteckt, aber das Fieber geht nicht herunter. Ihr Herz arbeitet sehr schwach. Zsóka riskiert den Kopf, wenn sie länger wartet. Vera wird ins Revier geschafft. Sepsis! Man legt sie in den allgemeinen Krankensaal. Zwei Tage später erscheint Mengele im Lager. Rasch wird Vera in den Raum für infektiöse Patienten gebracht. Und nachts kommt das Auto.

Wir schlafen nicht, wir horchen und warten. Soviel sind wir Vera schuldig, mehr können wir ihr nicht geben.

Nun ist sie schon vereinigt mit der kleinen Erzsók, mit Vater und Großmutter. So schnell geht das.

Zsóka ist sehr besorgt. Sie hat von den *Latrinenmännern* erfahren, daß ihr Mann in einem der Auschwitzer Krankenhäuser arbeitet. Das ist ein gefährlicher Platz. Die Deutschen machen Experimente, und die Häftlinge, die dort als Ärzte beschäftigt und Zeugen dieses verbrecherischen Tuns sind, werden häufig *abgelöst*. Zsóka schreibt ihrem Mann ein paar Zeilen und bittet die Männer, unter denen ein ihr von früher bekannter Arzt aus Pécs ist, festzustellen, ob ihre Töchter, Zsóka und Mária, tatsächlich im C-Lager sind.<sup>3</sup>

Die Latrinenmänner gehen, den schweren Wagen hinter sich herziehend, in den Taschen die kostbaren Zettel, durch die Lager und leeren die Kübel. Sie tauschen die von den *Kanadiern*<sup>4</sup> organisierten Sachen gegen Brot. Käufer finden sich immer. Wie und wovon, erfahre ich später. Zsóka gibt den Männern auch den Namen meines Mannes an. Gespannt warten wir, wann sie wiederkommen werden, und wenn es nach einer Visite Mengeles besonders unratsam ist, sich den Latrinen zu nähern, trösten wir uns: Um so früher kommt der Wagen.

Nach dem Morgenappell verkündet der Zimmerdienst: *Heute ist Musterung!*

Das Lager, bisher äußerlich ruhig, ist außer Rand und Band, als Mengele auf dem Fahrrad durch das Tor kommt.

Gespannt warten wir. Zitternd drängt sich die Herde zusammen, wie Schutz suchend vor dem Schreckgespenst der Trennung. Mütter und Töchter, Geschwister halten sich, irre vor Angst, bei den Händen.

Mengele kommt schnurstracks auf *Block 9* zu. Das Personal erwartet ihn am Eingang in Reih und Glied. Eine Minute später erschallt das Kommando der Blockältesten: "Zu fünft längs des Blocks antreten!"

---

<sup>3</sup> Gemeint ist der lagerbereich **B II c**. Auch dort waren ab mai 1944 aus ungarndeportierte juden untergebracht.

<sup>4</sup> Den Häftlingen wurde bei der Einlieferung in ein Lager alles, was sie bei sich und an sich hatten, abgenommen. Alte Häftlinge, die in den zur Aufbewahrung der Riesenbeute errichteten Magazinen arbeiteten, wußten sich dies und jenes davon anzueignen. Ein Teil der Gegenstände gelangte in die Hände des Internationalen Lagerkomitees, das sie zum Wohle der Häftlinge verwendete, ein Teil wurde verschachert. Die Anlage, in der die Ausplünderung der "Zugänge" vor sich ging, hieß im Lagerjargon "Kanada", was möglicherweise eine Verballhornung von "Kanaan" war, denn nach der Vorstellung der Häftlinge lebten die Menschen, die dort Zutritt hatten, wie in einem Land, in dem Milch und Honig fließt. (*Anmerkung in der erstveröffentlichung*.) – Vergleiche auch: GIDEON GREIF (literaturliste)

Wir treten an.

"Kleider aus!" Nackt unsere Klamotten in der rechten Hand hochhaltend, ziehen wir einzeln an Mengele vorbei. In Bruchteilen von Sekunden fällt er sein Urteil und verkündet es mit einer lässigen Handbewegung: die *Tauglichen* nach rechts, die *Untauglichen* nach links und hinein in den Block.<sup>5</sup>

Die *Tauglichen* treten an.

Wie von Sinnen versuchen *Untaugliche* durch die Fenster zu ihren als *tauglich* befundenen Angehörigen hinaus – und *Taugliche* zu den Ihren hineinzugelangen. Einige werden von der Blockältesten erwischt, deren Solidarität mit uns immer von ihrer augenblicklichen Stimmung abhängt. Bald ist die *Musterung* zu Ende, dumpfe Bestürzung hinterlassend.

Die *Tauglichen* werden in Marsch gesetzt. Die Köpfe gesenkt, stieren Blicks, zieht die zerlumpte Schar ihrem unbekanntem Schicksal entgegen. Die Zurückgebliebenen starren ihnen noch eine Weile nach, dann werden sie wieder ins Freie getrieben. Völlig entkräftigt durch die ausgestandenen Ängste, sinken sie um. Kein Wort wird laut.

Die Schornsteine rauchen, dunkle Wolken ziehen über das Lager hin, ihr beizender Geruch, gemischt mit dem Geruch von Chlor, sickert in die Haut und die Lungen der Häftlinge.

In einem der Lager sitzen die *Untauglichen* nicht mehr auf der Erde, und dichter steigt der Rauch aus den Schornsteinen. – Morgen vielleicht wir, regt sich die müde Phantasie, dann aber macht sie halt bei einem unmittelbar aktuellen Gedanken: Heute nacht werden wir im Block mehr Platz haben, und das ist augenblicklich das Wesentliche; – was morgen sein wird, interessiert uns nicht.

Eitle Hoffnung! Noch ist keine Stunde um, da wird die Baracke aus *Block 5b* aufgefüllt. Wir liegen noch gedrängter beisammen.

Die vierzehnjährige Annuska im Schoß, sitzt Mama Gisi an der Wand der Baracke und weint. Keiner kümmert sich um die beiden. Ob eine lacht oder weint, ist gleich, und das Weinen sind wir ja gewöhnt. Ich setze mich neben sie.

Dieser Tage hat Mama Gisi mir ihr großes Geheimnis offenbart, und ich fühle mich durch dieses Vertrauen zu besonderem Mitgefühl verpflichtet. Mitgefühl auf bloß moralischer Grundlage ist im Lager ein kraftloses Ding. Theoretisch zwar vorhanden, äußert es sich praktisch nur dann, wenn etwas Außerordentliches dazu Veranlassung gibt.

Mama Gisi hat mir verraten, daß Annuska erst vierzehn Jahre alt ist. Bei der Ankunft im Lager hat sie das Kind über die große Selektion hinweggerettet – wobei sie, wie wir alle, keine Ahnung haben konnte, was die Selektion bedeutete. In ihrer Angst, von ihr getrennt zu werden, hatte sie Annuska ein Tuch um den Kopf und ein zweites um das

---

<sup>5</sup> Die ungarischen Frauen erlebten bis zum Ende ihres Aufenthalts in *Auschwitz* keine Auswahl zum Arbeitseinsatz. Die Autorin verwendet deshalb durchgängig den Begriff "tauglich" für mangelnde situative Entscheidung zur Vergasung.

---

Kinn gebunden, als hätte das Kind Zahn- oder Ohrenschmerzen, so daß nur seine Augen zu sehen waren. Sie hatte Annuska nicht bei der Hand genommen, sondern sie vor sich hingestellt. Mengele hatte sie mit stechendem Blick betrachtet und gefragt, wie alt sie sei. Annuska hatte, ohne daß ein Wort zwischen ihnen gefallen war, die Absicht der Mutter begriffen und hatte ohne einen Augenblick des Zögerns geantwortet: sechzehn, und so war sie auf die rechte Seite befohlen worden. Seither hatte Mengele schon viermal gemustert, und jedesmal hatte Mama Gisi Höllenqualen gelitten. Bisher war nichts geschehen, man hatte ihr das Kind gelassen.

"Warum weinen Sie also jetzt, Mama Gisi?" frage ich.

"Jede Musterung nimmt mich furchtbar mit", sagt sie. "Ich ertrage diese Aufregungen nicht länger; der Tod wäre eine Erlösung."

"Nicht die Flinte ins Korn werfen, Mama Gisi," rede ich ihr zu, "man weiß nie, was der nächste Tag bringt."

Ich erschrecke vor meinen eigenen Worten. Kein Optimist hätte sich hier, unter solchen Verhältnissen, Möglichkeiten ausdenken können, durch die in unserer Lage eine Wendung zum Besseren eingetreten wäre. Dennoch haben meine Worte die gewünschte Wirkung. Hier überlegt man nicht viel, und die gequälte Kreatur greift gierig nach jedem Strohalm.

In Gisis Augen leuchtet es auf. Sie drückt Annuska noch enger an sich.

"Glauben Sie, besteht eine Möglichkeit," beginnt sie, "daß ich Bandi und meinen Mann wiedersehe? Bandi ist zehn Jahre alt, aber ein kräftiges, muskulöses Kind, ein ganzer Bursche. Er hält viel aus, mein lieber, lieber Junge. Verdrückt zehn Eierkuchen auf einmal. Am liebsten hat er sie mit Nüssen gefüllt ... Und er deklamiert wundervoll! Was hat er bei der Prüfung aufgesagt, Annuska? – Ich weiß schon, Petöfi. Sag es der Tante auf ... Na, willst du nicht? – Erklären Sie mir, was ist die Wahrheit: Gehören diese rauchenden Schlotte zu einer Bäckerei oder ist dort – Gas? Viele reden von Gas. Was für verrückte Sachen sich manche ausdenken! – Bandika hat ein sehr gutes Gehör. Wenn Gott will, kaufen wir ihm zur Barmizwa<sup>6</sup> ein Akkordeon. Auch mein Mann ist sehr musikalisch. Man hat ihn im ganzen Dorf gern. – Haben Sie gehört, was für ein Geschrei heute nacht irgendwo im Lager war? – Mein Mann wurde zum Arbeitsdienst kommandiert. Er schreibt, er ist einem guten Trupp zugeteilt, Gott sei Dank. – Schauen Sie, was kann das hier auf meiner Haut sein? Es juckt sehr. Zu Hause habe ich eine gute Salbe gegen Jucken. – Mein Mann möchte, daß Annuska Ärztin wird, aber das ist nichts für das Kind. Auch heute, als sie im Essen die vielen Maden sah, wurde ihr übel. Und ich würde sie auch nicht gerne nach Budapest lassen. Ich will meine Kinder bei mir haben. Was hat der Mensch denn sonst vom Leben; habe ich nicht recht? Als ich mit den zwei Kindern ins Ghetto zog, übernahm Jóska Kardos unseren Laden. Er versteht etwas davon und wird ihn uns erhalten. Auch die Wohnung haben wir ihm überlassen; wir wollten die Möbel nicht in alle Winde zerstreuen. Bestimmt gibt es schon viel

---

<sup>6</sup> Die feierliche Aufnahme dreizehn Jahre alt gewordener jüdischer Knaben in die Reihe der Erwachsenen (*Anmerkung in der deutschen Erstausgabe*)

Paprikaschoten im Garten. – Sagen Sie, wie konservieren Sie Lecsó?<sup>7</sup> Voriges Jahr sind mir sechs Gläser verdorben ..."

Unaufhaltsam lösen sich aus der gequälten Seele die Erinnerungen an glückliche Tage und umschweben sie gleich schillernden Seifenblasen, die dann, an die brutale Wirklichkeit stoßend, eine nach der anderen zu Nichts zergehen.

An Gisi beginnt schon der Verfall. Dauernd muß sie zur Latrine rennen.

Ich bringe sie rasch zu Zsóka. Hier stellt sich die Ursache ihres elenden Zustandes heraus: Sie ißt nichts, gibt alles dem Kind. Da läßt sich Durchfall nicht aufhalten.

Annuska aber wird bei der nächsten Musterung mit den *Tauglichen* – den sehr Tauglichen, wie Mengeles Blicke verraten – abgeführt.

Eine mir unbekannte Frau überbringt mir ein in Lumpen gehülltes winziges Päckchen. Annuska schickt es, sie lasse mir sagen, man hätte es ihr doch weggenommen.

Ich mache es auf: ein Teelöffel und eine Nähnadel.

Mir wird warm ums Herz. Ich gebe das Päckchen aber sofort weiter. Hier darf man keine Erinnerungen pflegen. Sie kosten Kraft, und die braucht man zum Leben und dazu, denen zu helfen, die noch leben.

Annuska mit ihrem vierzehnjährigen Kinderkörper zieht verwaist und nackt dahin. Wenn ihr doch die schlimmste Erniedrigung, das SS-Bordell, erspart bliebe!

In Sekunden verbreitet sich die Nachricht, im Lager werde ein Konzert gegeben. Manche wollen wissen, es solle auch gefilmt werden.

Unmöglich! Hier ein Konzert, hier Filmaufnahmen? Für wen und wozu? Der Gedanke an Musik liegt uns ferner als das Ende der Welt. Ich sehe förmlich, wie die vergiftete Luft von Birkenau das Wort *Musik* ausspeit. Ich drehe es in meinem Mund um und um und bin außerstande, mir seinen altvertrauten Geschmack, seinen Sinn, seinen Inhalt ins Gedächtnis zurückzurufen. Soweit komme ich gerade, daß Musik aus Tönen zusammengesetzt ist und daß Töne – ja, was sind Töne? Ich weiß es nicht mehr. Töne sind vielleicht nur Namen, nichts anderes ... *Namen, Namen, Namen* ... Und ich höre sie, höre sie immer von neuem, tagelang, von Sonnenaufgang bis zum Abend ... die Namen meines Vaters, meines Mannes ... und aller anderen. Durch ein Megaphon, von der großen Höhlung oben am Giebel der Ziegelfabrik fallen sie gebieterisch, verhängnisdrohend herab, die Namen. Und sie schweben aufwärts. Dann höre ich das tierische Brüllen aus der Folterkammer<sup>8</sup>, das Stöhnen unserer Lieben, die man in Laken zurückgebracht hat, das nicht enden wollende unartikulierte Schreien in

<sup>7</sup> "Ein Schmorgericht der ungarischen Küche, das grundsätzlich aus Speck, gelber Spitzpaprika, Tomaten und Zwiebeln besteht. Letscho ist in Ungarn eine Hauptmahlzeit, keine Beilage. – Das Gericht ist in Ostdeutschland sehr beliebt als Beilage zu Grillgerichten, Bratwurst und anderen Fleischgerichten. Dort bieten Lebensmittelläden verschiedene Sorten "Letscho" im Glas an, jedoch weichen die Konserven stark vom Original ab. In anderen Teilen Deutschlands ist es nicht sehr verbreitet." (*Nach Wikipedia*)

<sup>8</sup> Folterungen durch ungarische Polizisten, um Wertsachen zu erbeuten, gehörten vor der Deportation der ungarischen Juden so selbstverständlich zum Umgang mit den Opfern, daß für die in den Ghettos zu diesem Zweck eingerichteten Folterkammern ein eigener Begriff entstand: *Pénzverde (Münze)*. (Siehe GERLACH/ALY 2002, S. 141-144 sowie PETER HERZOG und ÉVA FAHIDI bei den Literaturhinweisen, sowie MARK P. bei den Weblinks)

---

Viehwagen gepferchter Irrsinniger. Ich höre das Keuchen Sterbender, die kraftlosen Stimmen um Wasser flehender Menschen, das Seufzen für immer Scheidender, ihre letzten Worte: *Gib acht auf dich, mein Herz ...* Und dann Mengeles Bariton: *Links – rechts!* Und wieder: *Zählappell – antreten – verdammter Jud ...*

Das Plätschern des Wassers höre ich nicht, mit dem man mich zum Leben zu erwecken versucht. Aber die beschwörenden Worte höre ich: *Nein, du darfst nicht, nimm dich zusammen, raff dich auf! – Antreten!*

Von dem letzten Wort komme ich vollends zu mir. Zsóka verabreicht mit zwei Tabletten Sevenaletta.<sup>9</sup>

Das Lager ist wie ein aufgescheuchter Bienenschwarm. Es herrscht ein Gewimmel wie noch nie. Was bedeutet das, was steht uns bevor? Vor allen Blocks wird angetreten. Wird das Lager geräumt? Totale Vergasung? Ziehen wir in ein anderes Lager um? Verfrachtet man uns auf Arbeit? Besichtigung? Werden hohe Funktionäre erwartet?

Die Blockälteste fiebert vor Aufregung. Wieder stehen Mütter mit Töchtern, Schwestern mit Schwestern beieinander, die Hände ineinander verschlungen. Umzug? Dazu gehört nicht viel. Wenn eine sitzt, steht sie auf, und wenn sie Lust dazu hat, sieht sie sich von oben bis unten an, damit hat sie ihre Habseligkeiten überprüft, dann macht sie sich auf die Beine, und schon zieht sie um. Die stehen, ersparen sich sogar das Aufrappeln. Sie brauchen nur ihre Beine in Bewegung zu setzen. Aber um ganz gewissenhaft zu sein: Es gibt schon welche, die es zu Besitz gebracht haben, – zu einer Nähnadel, einem Taschentuch. Der Erwerb geht so vonstatten, daß eine, die den Hunger nicht länger ertragen zu können glaubt, sich an eine, die einen Happen Brot in der Hand hat, mit folgendem Angebot wendet: *"Ich reiße ein so großes Stück von meinem Kleid ab, wie du es haben mochtest. Du kannst es als Taschentuch oder zum Einwickeln von Brot oder für einen anderen Zweck gut gebrauchen. Gib mir Brot dafür!"* Und die beiden Wertgegenstände wechseln die Besitzerin. Für einen Brocken Brot einen Lumpen. Auch für ein Stück Watte aus einer Decke muß man Brot geben. Eine andere hat eine Tablette Aspirin, ein Stück Bindfaden oder gar Seife. Die Besitztümer kommen, wenn Ortsveränderung droht, ins Brot hinein (falls von den zweihundert Gramm Tagesration noch etwas vorhanden ist), in den Schuh, im äußersten Fall in der Hoffnung auf ein Wiedersehen auch in die Erde, oder was es sonst an teils kindischen, teils ganz schlaun Tricks gibt, um ein Stück Strippe, eine Nadel, einen Fetzen zu retten.

Was soll das? Die äußeren Blocks marschieren auf die Lagerstraße hinaus, aber nach dem Innern des Lagers zu, nicht zum Tor! Das ist beruhigend. Auch wir marschieren ab.

Auf dem Platz um den Krankenbau sitzen schon mehrere tausend Fauern auf der Erde. Wir müssen uns dazusetzen.

---

<sup>9</sup> Phenobarbital

---

Es wäre vergebliche Mühe, eine Schilderung dieses Anblicks zu versuchen. Der Ausdruck *Lepralager* wird durch die Realität in den Schatten gestellt. Skelette, die sich bewegen und atmen, bestimmen das Bild, stiere Augen: müder, entkräfteter *Ausschuß*, denn die etwas taugten, hat ja Mengele schon ausgesucht.

Vor der Baracke – ein blutiger Hohn auf dieses Elend – nimmt eine Musikkapelle Aufstellung. Sie beginnt zu spielen. Ich weiß nicht, was es ist, ich kann nichts unterscheiden. Wie vernichtet sitze ich da. So ein Kontrast kann tödlich sein.

Ich schließe die Augen. *Bum – bum – bum*. Vor meinem inneren Auge trampeln SS-Stiefel über unser Leben hinweg.

Die Todgeweihten mit Musik einlullen, den Moed akustisch untermalen, dem Tod zum beschwingten Tanz aufspielen, frisch und flott, *allegro con brio* – was soll das, was soll dies teuflische Spiel? Hungernden, verlumpten, aus ihren Familien herausgerissenen Menschen, den Elendsten unter den Elenden an der Schwelle der Gaskammern ein Konzert geben – bestialisches Schauspiel, Ausgeburt bestialischer Hirne!

Und auch die Filmkamera ist da. Vorn wird eine für diese Gelegenheit zusammengestellte Gruppe von Frauen noch irgendwie "annehmbaren" Aussehens fotografiert.

Ich suche Zsóka auf. Mein rechter Fuß schmerzt unerträglich, ich kann damit kaum auftreten. Ich reiße den festgeklebten, schmutzigen Papiermull herunter – es schmerzt höllisch! "Was hast du da angestellt," grollt Zsóka, "lauter Eiter." Aber es klingt nicht vorwurfsvoll, eher klagend. Papier bietet gegen Regen und Kot keinen Schutz.

"Noch nie ist bei mir eine Wunde vereitert", verteidige ich mich und denke an den Hausarzt meiner Kinderjahre. Gelegentlich eines meiner häufigen Unfälle hatte er meiner Mutter auf ihre Bitte, mir eine Tetanusspritze zu verabreichen, geradezu zornig geantwortet: "Ach, Unkraut verdirbt nicht!"

"Antreten! Antreten!" schmettert es draußen und reißt mich in die Wirklichkeit zurück. Zsóka fährt auf, schaut hinaus, horcht, späht. An gewissen Anzeichen ist der Zweck der unterschiedlichen Bewegungen im Lager zu erkennen, natürlich nicht verlässlich, aber bei einiger Erfahrung immerhin annähernd. "Entlausung, glaube ich", sagt Zsóka. Eilig gibt sie mir Anweisungen: "Mit dem Fuß kannst du nicht kommen, bleib in der Schonung und paß auf die Gesellschaft auf. Hier hast du eine Röhre Sevenaletta. Wenn eine der Frauen unruhig wird, gib ihr zwei Stück zum Schlucken. Aber verteile nicht alle, denn auch darum muß ich hart kämpfen."

Ich möchte sie fragen, was sie unter *unruhig werden* und *aufpassen* versteht und weshalb ich hierbleiben soll, getrennt von Márta, meiner Lagerschwester. Sich trennen heißt hier oft, den anderen verlieren. Aber Zsóka ist schon draußen, und ich sehe, wie sie gerade Márta an der Hand nimmt und mit sich zieht. Ich bleibe.

Draußen schreit die Blockälteste, steckt den Kopf durch das Fenster: "Wer laufen kann, sofort heraus!" brüllt sie. Da man nie wissen kann, was man mit dem

---

Nichtbefolgen so eines Befehls heraufbeschwört, rappeln sich fünf oder sechs Frauen auf und gehen hinaus. In der Schonung bleiben nur etwa zwanzig zurück.

Wie meist in Augenblicken, da die eigenen Entschlüsse nicht mehr zählen, überkommt mich dumpfe Gleichgültigkeit, und ich starre leeren Blicks vor mich hin.

Plötzlich redet mich jemand an: "Setz dich her zu mir. Jetzt ist ja alles gleich!" Ich sehe auf und erblicke die Eigentümerin der Stimme. Eine lebende Tote!

Ein menschliches Gesicht kann auf viele Arten verunstaltet oder verzerrt sein. Es kann einfach häßlich, es kann faltig, es kann voller Geschwüre, die Augen können stumpf und glanzlos sein. Aber es gibt einen Gesichtsausdruck, der mit diesem allen nicht umschrieben werden kann: die Maske eines Menschen, dessen Seele gemordet worden ist, aus dem mit dem Meißel der Einschüchterung ein tierisches Wesen gestaltet wurde, das jeden Augenblick zur Flucht bereit ist, zusammenfährt, wenn man es anredet, und sich ans Gesicht greift, wenn einer die Hand hebt. Furcht und Grauen stehen ihm ins Gesicht geschrieben und bestimmen seine Haltung, jede seiner Bewegungen, im Wachen wie im Schlafen. *Das ist die Auschwitzer Verzerrung.*

Ich setze mich zu der Frau und versuche ein Gespräch anzuknüpfen. Sie antwortet nicht. Es vergeht eine Stunde und noch eine. Sie schweigt.

Wo bleiben die anderen? Sie müßten doch schon da sein – aber kommen sie überhaupt? Ich bin keines klaren Gedankens fähig, mein Fuß schmerzt höllisch.

Plötzlich erhebt sich die Frau auf die Knie, neigt den Oberkörper vor und preßt das eine Ohr auf den Fußboden. Verständnislos verfolgen wir ihr Treiben. Ob sie einen Anfall hat? Ich rede sie an, sie antwortet nicht. Wir versuchen sie hinzusetzen. Sie widersteht. Was tun? Auf einmal greift sie nach meiner Hand, zieht mich zu sich herunter und flüstert: "Dir verrate ich es. Leg dein Ohr auf den Boden, aber verrate es niemandem! Ein Geheimsender ... Meldungen des Reuterbüros ... Verstehst du Englisch? Hörst du es? Englische Truppen sind in der Nähe von Auschwitz abgesprungen!"

Grauen schüttelt mich. Wir sind von Frauen umringt. Die Wahnsinnige erhebt sich mit einem Ruck, setzt sich und sieht schweigend ins Leere. Ratlos, was ich mit ihr anfangen soll, schweige auch ich. Mir fallen die Tabletten ein, ich bitte sie, zwei davon zu nehmen. Sie schreit mich an: "Gift, Gift – hahaha, mir Gift, der Entdeckerin der Makrobiotik! – Ihr werdet schon alle krepirt sein, und ich werde noch leben – ich lebe ewig ..." Sie ergreift meine beiden Hände. Ich lasse sie gewähren. Sie ist schwach wie eine Fliege.

Mein Gott, wenn nur Zsóka schon käme. Die Unglückliche neigt sich an mein Ohr und flüstert: "Was ist das schon für die Engländer, Auschwitz zu erobern? Nichts ... Auch Cäsar hat Rom erobert ..." Sie murmelt noch eine Weile, dann gleitet sie zu Boden und schläft.

Ich atme auf. Ein Geräusch von Schritten läßt mich aufhorchen. – Sie kommen, sie kommen! Meine Schwester kommt, Zsóka kommt ... Schweiß bricht mir aus allen Poren, ein lange entbehrtes Gefühl fährt mir durch die Glieder: Ich freue mich!



---

Zsóka weiß, daß in Auschwitz nicht nur die Stunden, sondern auch die Minuten eine Ewigkeit dauern, und kommt atemlos in die Schonung gerannt.

Noch immer zitternd vor Erregung, berichte ich ihr und versuche, an ihrer Reaktion die Schwere des *Falles* zu ermessen. Ich bin überrascht, wie ruhig sie zuhört.

Die Wahnsinnige erwacht. Zsóka will ihr Sevenaletta eingeben. Die Frau schreit, daß es mir schier das Trommelfell zerreißt. Woher hat sie die Kraft? "Medusen, Medusen ..." Sie schlägt um sich, stößt, spuckt, beißt, kratzt. Ich sehe fragend auf Zsóka. Sie fährt auf und sagt gereizt: "Was starrst du mich so an! Mach nicht auch du mich nervös. Du siehst doch, daß es Tag für Tag mehr werden. Ruf die zwei Pflegerinnen! Beeil dich!"

Ich hüpfte auf einem Fuß hinaus. Die Pflegerinnen kommen, fassen die Kranke und schleppen sie mit sich. Die Frau schreit: "Macchiavellismus, Macchiavellismus, Medusen, Medusen!" Die Blockälteste kommt gelaufen. Die Wahnsinnige erblickt sie, gerät von neuem in zügellose Erregung und schreit: "Messalina! Messalina!"

Die Blockälteste versteht offenbar nicht, sonst würde sie die Frau totschiagen. Die Pflegerinnen verbinden der Ärmsten den Mund mit einem Tuch und schleppen sie hinaus. Zsóka geht mit.

Der Fall wirbelt nicht viel Staub auf, denn die Aufregung wegen der *Entlausung* – wenn man sich unter die Dusche stellt, weiß man endlose Minuten lang nicht, ob im nächsten Augenblick nicht Gas statt Wasser herunterkommen wird –, der lange Marsch und der Hunger haben den Frauen die letzte Kraft aus dem Mark gezogen. Völlig zusammengebrochen, wie ausgewrungene Fetzen liegen sie auf der Erde herum.

Zsóka kommt zurück. "In der Revierschreibstube hat man erfolglos versucht, die Daten der Frau aufzunehmen", berichtet sie. "Ein verrückter Betrieb, dieser Riesenapparat. *Quält sie doch nicht*, bat ich die Kollegin, gab den Namen der Kranken an und sagte: *Schreibt hinein, daß sie fünfzig Jahre alt ist*. Auf die Nennung des Namens hin drehte sich eine der Schreiberinnen um und kam auf uns zu. Lange betrachtete sie die Wahnsinnige. Nur schwer erkannte sie in ihr eine engere Landsmännin. *Ja, der Name stimmt, aber sie ist erst dreißig Jahre alt, mein Jahrgang!* – Übrigens", erklärt Zsóka mit einer Entschiedenheit, die sie nur dann an den Tag legt, wenn sie etwas zu sagen hat, das sie schmerzt, "mit dem Fuß kannst du hier nicht bleiben. Morgen früh bringe ich dich ins Revier."

Mir läuft es kalt über den Rücken, und in der Nacht mache ich kein Auge zu. Das Auto kommt, der Schein des Reflektors tanzt auf den Wänden der Baracken, der Motor singt: *Macchiavellismus, Macchiavellismus ...*

Nichts kann hier mit normalen Maßstäben gemessen werden – und wir könnten es auch nicht, denn unsere Urteilsfähigkeit ist genauso verzerrt wie unser Äußeres. Manchmal könnte man meinen, man sei in einem Irrenhaus. Nie kann man wissen, wie etwas ausgeht. Da redet ein SS-Posten eine Frau an, fragt sie, wie sie heißt, wie alt sie ist, klopft ihr freundlich auf die Schulter und geht weiter. Ein paar Tage später lächelt

---

die Frau demselben Posten zu, da dreht dieser das Gewehr um und schlägt die Frau halbtot. Ein anderer Fall: Eine Frau meldet sich zum Essentragen, weil man ihr gesagt hat, sie werde ihre Portion *"vom Grund des Kessels"* bekommen. Fünf Tage geht alles glatt. Am sechsten wird sie blutig geschlagen, weil sie *auf den Grund* wartet. Weiter: Mengele hat bei einer seiner Musterungen eine Anzahl Frauen als *tauglich* herausgestellt. Sie werden in Marsch gesetzt. Stundenlang stehen sie am Tor, dann verteilt man Schuhe und Kleider an sie. Und wieder einmal mustert Mengele. Die *Tauglichen* werden wieder ans Tor geführt. Wieder stehen sie stundenlang, und dann – nimmt man ihnen alles noch irgendwie Brauchbare ab, vor allem gute Schuhe. Weiter: Eines Nachts werden alle Patienten aus dem Revier *abgeholt*, ein anderes Mal wird eine Extraportion Essen für das Revier ausgegeben.

Das Lager *B III* ist ein völlig abgesonderter Teil des großen Birkenauer Lagers. Es war 1944, zu Beginn der Deportationen aus Ungarn, als die anderen Lager nicht mehr ausreichten, rasch zusammengepfuscht und halbfertig seiner Bestimmung übergeben worden. Auf drei Seiten ist es von freiem Feld umgeben. An einer der Längsseiten hat man zwischen den Gebäuden und dem Stacheldrahtzaun Platz für eine geplante weitere Reihe von Baracken freigelassen. Die vierte Seite des Lagers liegt an der Straße, die zu der Gruppe der anderen, früher errichteten Lager führt. Diese werden gegeneinander nur von Drahtzäunen abgegrenzt, und die Zwischenräume zwischen den Einfriedungen sind so gering, daß die Häftlinge benachbarter Lager miteinander sprechen könnten – wenn das die SS erlaubte.

Völlig isoliert von allen anderen Lagern, haben wir keine Ahnung, was außerhalb unseres engsten Kreises vorgeht. Alles, was das Lager benötigt, bekommt es aus dem Hauptlager: das Essen, Medikamente für den Krankenbau und was es sonst noch gibt. Die Entlassung findet im Hauptlager statt, und dorthin wird auch der Inhalt der Kübel geschafft. Die völlige Isoliertheit des Lagers *B III* macht seinen Insassen das Leben noch bitterer, sofern hier überhaupt von einer Steigerung gesprochen werden kann.

Stockdunkle Nacht. Aus nächster Nähe sind Pistolenschüsse zu hören. Mächtige Feuergarben erhellen die Nacht. Wie ein Orkan zerreißt ohrenbetäubendes Heulen, irrsinniges Wehklagen die Luft. Die Scheinwerfer des Lagers verlöschen. Das Blut gerinnt uns in den Adern, keine wagt sich zu rühren oder gar ans Fenster zu gehen.

Frühmorgens erfahren wir es: Das Zigeunerlager ist liquidiert worden! Die Menge der Häftlinge war so angeschwollen, daß die Kapazität der Gaskammern nicht ausgereicht hätte, und so hat man Gräben ausheben lassen, hat sie mit Benzin gefüllt, hat es angezündet und die Unglücklichen hineingetrieben.<sup>10</sup>

---

<sup>10</sup> Das *"Zigeunerlager"* befand sich im Lager **B II e**. Es wurde am 2. und 3. August 1944 aufgelöst. Mehrere Aussagen von überlebenden Gefangenen belegen, daß die Roma und Sinti heftigen Widerstand geleistet hatten gegen ihre Ermordung. – Die Auschwitz-Überlebende JULIA KERTESZ schrieb: "Mitten im Wald, in einem tiefen Graben brannte Feuer wie ein Scheiterhaufen, und nackte Menschen, Erwachsene und Kinder gleichermaßen, wurden von der SS ins Feuer getrieben. Wenn sie sich sträubten, wurden Schäferhunde auf sie gehetzt. (...) Das war in jenem Zeitabschnitt, als die Transporte aus Ungarn sich in wahren Strömen ergossen und die Krematorien nicht imstande waren, die Massen zu bewältigen." (in: *Dachauer Hefte* 8/1992, S. 69-87; hier nach: DISTEL, S. 160f.) Die Zeugin CLAUDE VAILLANT-COUTURIER berichtete beim

---

Nach dieser Nacht erwarte ich, innerlich völlig ausgehöhlt, apathisch meine Überführung ins Revier. Ich bin unfähig zu erfassen, was um mich herum und mit mir geschieht.

Nach dem Appell führt Zsóka mich und noch vier Frauen zum Revier. In der Schreibstube werden unsere Daten aufgenommen. Man sieht sich meinen Fuß an. Wie durch einen Nebelschleier habe ich das Empfinden, daß jetzt etwas Angenehmes mit mir geschieht. Wodurch es hervorgerufen worden ist, wird mir später rückblickend klar: Seit vier Wochen sitze ich das erstmal weder auf einem Stuhl, und *man kümmert sich* um mich. Ich bin aus der Masse der unbekanntenen Häftlinge herausgetreten. Ich bin *jemand*, wenn auch mit einem eitrigen Fuß, aber eine andere, *mehr* als bisher. Bald aber soll ich erfahren, daß dieses Mehr ein Weniger bedeutet, und wieviel besser es ist, eine Unbekannte zu sein.

Etwa unser zehn stehen wir auf dem Korridor. In unserer Nähe warten Entlassene nackt auf Kleider. Eine der Frauen betrachtet mich angelegentlich.

Sie drängt sich in meine Nähe. "Was fehlt dir?" fragt sie.

"Mein Fuß eiert."

"Wenn du dich aufraffen kannst – hinaus!" flüstert sie. "Grauenhaft, wie es hier zugeht. Versuche, daß du irgendwie in dieses Zimmer kommen kannst", fährt sie fort und zeigt mir, welches sie meint. "Dort behandelt die Doktor N., und du bist weit weg vom Zimmer der Selektierten." Mehr kann sie nicht sagen.

Ich kommt zu Doktor N.

An den Längsseiten des Raumes steht je eine Reihe zweistöckiger Bettstellen. Dazwischen ist ein etwa meterbreiter Durchgang, und am Ende sind zwei Latrinen. Vorn steht ein Tisch, und an der vierten Seite ist wieder eine Reihe Pritschen. Die Kleider müssen abgegeben werden, wir stehen splitternackt da. Eine Pflegerin zeigt auf die Pritsche neben der Tür: "Erster Stock, außen!" Ich stehe und warte. Eine warme, weiche Stimme ruft von der Pritsche herunter: "Worauf wartest du, komm, du liegst neben mir."

"Nichts zum Anziehen?" frage ich.

"Nichts, wir liegen nackt", flüstert sie zurück.

---

Nürnberg Prozeß (28.1.1946): "In Auschwitz waren acht Verbrennungsöfen. Diese waren aber ab 1944 nicht mehr ausreichend. Die SS ließ von den Häftlingen große Gruben ausgraben, in denen sie mit Benzin übergossenes Reisig anzündeten. In diese Gruben warfen sie dann die Leichen. Von unserem Block aus sahen wir ungefähr dreiviertel bis eine Stunde nach der Ankunft eines Transportes hohe Flammen aus dem Verbrennungsofen emporschlagen und den Himmel durch die brennenden Gräben leuchten. Eines Nachts wurden wir durch furchtbare Schreie aufgeweckt. Am nächsten Tag haben wir von den Männern, die im Sonderkommando, dem Gaskommando, arbeiteten, erfahren, daß sie am Abend vorher lebendige Kinder in die Scheiterhaufen geworfen hätten, da nicht mehr genügend Gas vorhanden war." (*Der Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher*, München und Zürich 1984, Band 5-6, Seite 242) – ELIE WIESEL, auch er wurde im Mai 1944 von Ungarn nach Auschwitz deportiert, schreibt von den Ankunftstagen in Auschwitz: "Eine so große Zahl ungarischer Juden in den Krematorien 'zu behandeln', überstieg die Möglichkeiten der Mörder. Sie mußten die Kinderleichen auch draußen verbrennen. In ihrem barbarischen Wahn stießen sie lebende jüdische Kinder in das mit Leichen genährte Feuer der Gruben." (*Alle Flüsse fließen ins Meer*, Hamburg 1995; hier: btb-Taschenbuch 1997, S. 120) – JENNY SPRITZER, Sekretärin in *Auschwitz*, berichtet in ihrem bereits 1946 erstmalig erschienenen Buch von der Zeit der Deportationen aus Ungarn: "Ein Kommando von Männerhäftlingen mußte tiefe Gräben graben, eine Anzahl Menschen mußte hinein, wurde mit Benzin übergossen und verbrannt." (*Ich war Nr. 10291*, Stäfa/CH 21994, S. 74) – Zwei Fotografien von dieser Situation werden dokumentiert bei SCHOENBERNER (1982, S. 224/5).

---

Mir ist es gleich. Ich bin völlig apathisch. Ich steige irgendwie hinauf – und auch das muß gelernt sein –, die Frau hebt die Decke auf: "Mach dir's bequem." Sie deckt mich zu. Zu fünft liegen wir auf einer Pritsche von anderthalb Metern Breite unter einer gemeinsamen Decke. Uns gegenüber sind zwischen den Pritschen Fenster.

Durch meine grenzenlose Teilnahmslosigkeit bricht ein erster Gedanke: Es ist nicht so schlecht hier, ich liege auf einer Pritsche und nicht auf der Erde, ich kann Tag und Nacht liegen, kein Antreten, kein Appell ... Vor Müdigkeit komme ich nicht einmal mehr dazu, mich mit meiner Bett Nachbarin bekannt zu machen, ich schlafe sofort ein.

Später – wieviel später, weiß ich nicht; gemessen an meinem Zustand des Ausgeruhtheits, muß ich lange geschlafen haben – fühle ich, daß zarte Hände mich wecken. "Die Ärztin hat dich schon mehrere Male gesucht. Außerdem wird das Essen verteilt. Zu solcher Zeit darf man nicht schlafen." Ich drehe mich um und besehe mir meine Bett Nachbarin: ein schmales, durchsichtig blasses Gesicht, glatt wie behauener Marmor, die ganze Person so gebrechlich, daß man schier fürchtet, sie könnte vom bloßen Ansehen Schaden nehmen. Wir machen uns bekannt. Sie ist von unverwüthlichem Optimismus. Sie setzt sich einfach über alles hinweg, was um sie und mit ihr geschieht, und redet von ihren Zukunftsplänen, als stünden deren Verwirklichung nur unwesentliche Hemmnisse im Wege. Das einzige, was sie zur Kenntnis nimmt, ist der Hunger. Und ihre einzige Sorge ist, wann sie ihre Tochter sehen wird, wann Marika am Fenster des Krankensaals erscheint, und was sie erzählen wird. Nicht eine Sekunde kommt es ihr in den Sinn, daß man das Kind fortschaffen und es nie wieder ans Fenster treten könnte. Und Marika kommt! Nie im Leben habe ich ein Kind von solcher Schönheit gesehen. Das Mädchen ist sechzehn Jahre alt, hochgewachsen und hat die Figur einer Statue. Sie bringt Nachrichten – ein Rätsel, von wo und wem sie sie hat.

"Mutti, nur noch zwei oder drei Wochen, und wir sind frei!"

Der ganze Saal lebt auf, sooft Marika kommt. Sie bringt Brot und – was der größte Schatz ist – Salz. Sie hat der Mutter eine warme Strickjacke besorgt und besitzt einen unerschöpflichen Vorrat an guten Nachrichten. Erzsike und der ganze Saal glauben ihr jedes Wort ... Tag und Nacht warten wir auf Marikas Erscheinen.

Morgens wird eine Waschschüssel voll Wasser auf den freien Platz vor der Tür gestellt. Die Patientinnen klettern aus den Betten, jede möchte die erste sein. Fünf oder sechs waschen sich aus einer Schüssel, eine nach der anderen, von der Hüfte nach oben, dann geht es naß zurück ins Bett. Um die Frauen, die sich nicht bewegen können, kümmert sich niemand; jede kennt nur sich. Auf dem Weg zu den zwei Latrinen am Ende des Raumes herrscht unvorstellbarer Verkehr. Es ist ein pausenloses Hin und Her von an Durchfall leidenden Frauen. Chlor oder nicht Chlor, der Gestank ist unerträglich. "Achte nicht darauf, unterhalten wir uns!" redet Erzsike mir zu. So weiß eine über die andere schon in den ersten Stunden viel. Erzsikes Mann ist Rechtsanwalt

---

in einer Provinzstadt. Sie haben einen Sohn von vierzehn Jahren. Dem Vater ist es gelungen, ihn mit sich zum Arbeitsdienst zu nehmen.

Nachts höre ich das Auto kommen und vor dem Revier halten. Stiefel stapfen den langen Korridor entlang. Hin – zurück, hin – zurück, dann tierisches Brüllen und hemmungsloses Fluchen. Ich ziehe mir die Decke über den Kopf, halte mir die Ohren zu. Nein, das ist nicht zu ertragen! Erzsike drückt mich an sich: "Beruhige dich, es ist nur das erstemal so schrecklich. Du wirst dich daran gewöhnen."

"Nein, – nie, nie nie!"

Die Tür wird aufgestoßen. Zwei Soldaten mit Taschenlampen stürzen herein, ihnen nach zwei Frauen. Diese reißen die Decken hoch, ziehen von dem Bett gegenüber eine Frau herunter: eine Leiche – dann auch von einem zweiten eine. Sie legen sie auf den Boden, dann holen sie eine von unserem Bett herunter, es ist die vom andern Rand. Die Frauen laufen hinaus, kommen mit einer fahrbaren Bahre zurück, werfen die drei Leichen darauf und ziehen ab. Wütend trampeln die Soldaten ihnen nach. Ich verstehe nicht, was sie brüllen, es ist kaum mehr Leben in mir. Wäre Erzsike nicht neben mir, so wäre ich sicherlich die vierte Leiche. Am Ende des Korridors ist die Leichenkammer. Dorthin werden die Toten und auch solche geschafft, die noch leben, aber nach der Meinung der SS-Henker nicht mehr lebensfähig sind. Zu ihnen rechnen sie die infektiösen Patientinnen. Zuerst werden die Toten weggeschafft, dann die noch Lebenden aus den Betten gejagt. Von diesen sind manche so schwach und willenlos, daß sie sich widerstandslos fortschleppen lassen. Andere aber, die erst jetzt erkannt haben, wie es um sie steht, wehren sich wie tobsüchtig.

Der nächtliche Überfall hat, so werde ich morgens aufgeklärt, seine besonderen Hintergründe. Die SS hegt den Verdacht, man lasse die Toten vorsätzlich bis nach der Verteilung der Tagesration Brot liegen, damit die Lebenden die Rationen der Toten ergattern können. Deshalb werden Stichproben gemacht.

So und ähnlich vergehen die Nächte. Und die Tage ... Häufig kommt Mengele inspizieren. Diese Inspektionen verlaufen aus uns unerfindlichen Gründen unterschiedlich. Meist ist es so: Wir bekommen Befehl, die Betten in Ordnung zu bringen, die Decken straffzuspannen, nichts sichtbar vorn liegen zu lassen. Mengele kommt, besichtigt die Zimmerlatrine, wechselt ein paar Worte mit der Ärztin und geht wieder – und wir wissen nicht, ob nicht nachts der Befehl kommt: "Der ganze Krankensaal tritt an!"

So apathisch ich bin, einen brennenden Wunsch habe ich: *Hinaus von hier!* Aber wie gut ist es doch auch wieder, daß ich hier bin!

Am Tage nach so einer gräßlichen Nacht liege ich völlig erschöpft und kraftlos da. Ich höre und sehe nichts und kann mich eines Gefühls nicht erwehren, das hier sehr gefährlich ist: *Das Beste wäre zu sterben.*

---

Der Kopf eines Mannes zeigt sich am Fenster. Ich höre meinen Namen ... einmal, zweimal. Erzsike gibt Antwort: "Ja, hier ist Kati!" Sie schüttelt mich: "Ein Mann fragt nach dir!" Bevor die Bedeutung der Worte bis in mein Gehirn dringt, ergreift jemand meine Hand, ich spüre ein Gesicht an meinen Wangen, heiße Tränen netzen meine kalte Haut. Ich sehe ihn nicht, aber ich fühle, ich weiß, er ist es. *Er lebt! Er lebt!* – Er hebt den Kopf, wir starren einander an. Keiner ist eines Wortes mächtig. Minuten vergehen so, und in diesen Minuten huscht ein ganzes Leben vorbei. Unser Leben, von dem nichts geblieben ist als zwei Wracks, die sich durch tausend Gefahren hindurch hier vor den Toren der Gaskammern für Augenblicke wiedergefunden haben.

Er legt eine Röhre Sevenaletta, eine kleine Schere und eine Rolle Papiermull auf meine Decke. Bei jedem Geräusch von Schritten fährt er zusammen. Freude mischt sich mit Schmerz, Lächeln mit Tränen. Der Gedanke an Trennung wird zur Todessehnsucht. Ich raffe mich auf: "Wo ist Tibor?" Oh, warum habe ich das gesagt – "Nein, schweig, antworte nicht, bitte, antworte nicht!"

Schweigen. Ich habe nicht gewußt, daß er so grüne Augen hat. Was ist so grün? Das Meer ... die Zala, unser heimatlicher Fluß, in dem wir so viel geschwommen sind ... er ... und Tiborka ... und ich ... Ja, es gibt so vieles, das grün ist. Auf unserem Hof der Rasen, auf dem wir gespielt haben mit Tiborka ... er und ich. Und grün ist der Schirm der Schreibtischlampe. Dort hat Tiborka gelernt ... Ungarische Geschichte, ungarische Literatur, Arany und Petöfi, Vörösmarti und Tompa. Und grün sind die Blätter der Platanen. Und noch etwas ist grün: die Hemden der Pfeilkreuzler.<sup>11</sup> Und ein Grünhemd hat Tiborka im Eisenbahnwagen eine Ohrfeige gegeben. Die Spuren seiner brutalen Hand blieben auf dem blassen kleinen Gesicht. Und vieles andere ist grün ...

Er antwortet nicht. – *Sag es nicht! Ich will es nicht, ich will es nicht ... Doch, ich will es! Antworte! Antworte! Ich will es wissen!* Und er antwortet, aber so, daß seine Lippen sich kaum bewegen: "Man hat uns schon am ersten Tag getrennt. Seither habe ich ihn nicht gesehen."

*"Dann sehen wir uns nie wieder"*, hauche ich. Dumpfes, abwesendes und doch irrsinnig schmerzvolles Schweigen.

"Wenn ich kann, komme ich wieder. Gib sehr, sehr acht auf dich!"

"Du auch!" – Und er geht.

Vier Wochen ist es her, daß wir getrennt wurden. Damals waren wir noch ahnungslos. Jetzt wissen wir alles.

Alles?

Das Wiedersehen gestern hat mich bis ins Innerste erschüttert und in der Tiefe schlummernde Erinnerungen aufgerührt. Wie Visionen haben sie mich überfallen und aus dem dumpfen Hinbrüten aufgeschreckt. Bilder jagen einander, aber das gequälte Gehirn ist nicht mehr fähig, das Mosaik lückenlos zusammenzufügen. Und das ist – es

---

<sup>11</sup> Uniformierte Formation nach dem Muster der SS; militärische Organisation der ungarischen faschistischen Bewegung. (Anmerkung in der originalausgabe)

---

mag paradox klingen – gut so. Wer hätte hier die Kraft, alle seine Erinnerungen mit sich zu schleppen! Der Lebensinstinkt errichtet seinen Damm dagegen.

Mein Sohn ist nicht bei seinem Vater! Ich weiß, was das bedeutet. Und ich wüßte es auch dann, wenn ich nicht die Frauen gesehen hätte, die bei all ihrer Ohnmacht ihre Kinder unter Einsatz ihres eigenen Lebens schützen, ihnen das eigene Brot geben, um sie bei Kräften zu erhalten. Unsere großen Dichter haben die Mütter besungen und ihrem Heroismus ein Denkmal errichtet. Ich würde am Sockel dieses Denkmals eine Marmortafel anbringen mit der Inschrift: *Auschwitzer Mütter*.

Langsam schickt man sich in das Gewimmel im Lager, an den raschen Wechsel vom Leben zum Tod. Massen werden fortgeschafft, Massen werden hergebracht. Baracken werden geräumt und wieder belegt. Menschen werden getrennt – die SS schlägt, schießt, foltert. Es gibt einen Tiefpunkt des Elends, der Ohnmacht, der Aussichtslosigkeit, von dem aus es nicht mehr tiefer geht – das heißt: nur noch einen Schritt, zum Tode ... Der Tod hat viel von seinem Schrecken verloren.

Die Ärztin hat die Patientinnen aufgefordert, keinerlei *Vermögensgegenstände* versteckt zu halten und alles, was die eine oder die andere habe, abzuliefern. Das sei Befehl, und man werde uns alles zurückgeben, wenn wir das Revier verlassen. Ich liefere die Sevenaletten, die Schere und die Rolle Papiermull ab. Nie werde ich die Sachen wiedersehen. Ist auch unwichtig. Beim ersten *Umzug* würde ich sie ohnehin wegwerfen; ich würde die Schläge nicht riskieren. Ich bin keine von den Mutigen, im Gegenteil, ich bin entschieden feige. Ich dränge nie, stelle mich, wo es geht, nach hinten, rede nie eine fremde Person an, mache mich nicht wichtig, und so weiß ich nichts und besitze nichts. Mein ganzer Mut besteht darin, daß ich den Schwachen trotz meiner eigenen Zweifel Mut zu machen bestrebt bin. Möglich, daß ich auch das aus Feigheit tue, aber es ist jedenfalls gut gemeint. Zsóka hat mich zur Seelenhirtin ernannt.

Auffallend oft wankt eine der Patientinnen an unserer Pritsche vorbei. Sie klammert sich mit beiden Händen an die Pritschen und schleppt sich so zur Latrine. Sie geht und kommt und kommt und geht. Nur mit Mühe vermag sie sich von ihrem Platz (sie liegt auf einem unteren Bett) zu erheben. Ich kenne sie nicht. Ich steige hinunter und helfe ihr, gehe mit ihr hin und her. Ich möchte ihr ein bißchen Mut machen. Sie reagiert nicht, ich gebe nicht auf – ohne Erfolg. "Zu spät!" sagt die Ärztin. Am nächsten Tag steht die Frau nicht mehr auf, am Abend verliert sie das Bewußtsein. Wir legen ihr einen nassen Lappen auf die Stirn, aber frühmorgens wird sie hinausgetragen, und eine neue Patientin nimmt ihren noch warmen Platz ein.

Auf dem Tisch der Ärztin liegt ein Papier mit den Daten der *nach hinten* beförderten Frauen. Im Vorübergehen werfe ich einen Blick darauf und lese den letzten Namen: *Frau Dr. M.* – Mir schwindelt. Es ist der Namen einer lieben alten Freundin, der Frau eines Arztes in Nagykanizsa. Ich hatte sie nicht erkannt. Ich nehme alle Kraft zusammen und versuche mir das Datum des Tages einzuprägen. Ich suche nach einer

---

Gedächtnisstütze. Richtig, es ist der Geburtstag meines Bruders und der meines Onkels – und ein Tag nach dem Wiedersehen mit Gábor, mit einem Wort: der zweite August. Wenn ich am Leben bleibe, wenn der Sohn der toten Freundin lebt und wenn ich ihn finde – *falls, falls, falls!* –, so werde ich es ihm sagen, damit er wenigstens ein Gebet für seine Mutter sprechen kann.

Ich bin am Leben geblieben und weiß, daß ihr Sohn lebt und wo er lebt, aber ich habe es ihm nicht gesagt. Ich konnte es nicht.

Meine Wunde wird ausgedrückt. Es ist die Hölle! Ich bekomme Ultraseptil. Am vierten Tag erscheint meine *Schwester* am Fenster und ruft herein: "Wir ziehen um! Nach *Block 5*, genau dem Revier gegenüber." Auch *Zsóka* erscheint. Ich flehe sie an, mich gesund zu schreiben, ich hielte es nicht länger aus. Auch das Umziehen beunruhigt mich, ich fürchte, man steckt mich in einen anderen Block. Am Vormittag stehe ich bereits unter den zur Entlassung bestimmten Frauen. Ich bekomme ein Kleid aus Leinen, endlich bin ich meine Decke los. Erzsike bleibt noch. Schade. Sie gehört übrigens auch zu *Block 5*.

Wir überqueren die Straße und stehen schon vor *Block 5*. Er ist größer, vor allem breiter als *Block 9*. Auf beiden Seiten hat er Fensteröffnungen, natürlich unverglast. In der Mitte wird der Bau durch hölzerne Pfeiler abgestützt. Vorn und hinten gibt es je einen Eingang. Außerdem befindet sich vorn der Raum für das *Personal*, hinten die durch eine Bretterwand abgesonderte *Schonung*. Außen sind auf beiden Seiten Latrinen angelegt.

Diese Baracke bleibt bis Anfang Oktober, also volle zwei Monate lang, mein *Heim*.

Márta und ich geben uns der Freude des Wiedersehens hin. Die Angehörigen des Blocks sind inzwischen wieder im Hauptlager zur *Desinfektion*<sup>12</sup> gewesen. Márta hat ein dunkelblaues Kleid an, das ihr nicht bis an die Knie reicht. An den Seiten ist die nackte Haut zu sehen, denn sie hat das Kleid rechts und links aufschneiden müssen, weil es ihr viel zu eng war. Erstaunlich mutig, wie sie ist, hat sie, so berichtet sie mir, einem SS-Mann gezeigt, daß das Kleid viel zu klein für sie sei, worauf der Bursche ihr mit dem Gewehrkolben einen Schlag auf den Kopf versetzte, daß sie bewußtlos umfiel. So ist es bei dem engen Kleid geblieben, und obendrein hat sie die Schläge gehabt. Ich gelobe mir, nicht von meiner Feigheit zu lassen.

In ihrem engen, geschlitzten Kleid ist Márta eine auffallende Erscheinung. Man schaut ihr nach, redet über sie und nennt sie nur *die Dekolletierte*. Das wäre aber das geringere Übel. Schlimmer ist, daß sie auch die Augen der SS auf sich zieht. Beim Appell steht sie – Mut verpflichtet – in der ersten Reihe. Eine SS-Frau rast am Block vorbei, sieht Márta an und versetzt ihr eine Ohrfeige, daß sie umfällt. – Jemand wird zum Essentragen gebraucht. Der Blick der Blockältesten bleibt an Márta haften; Marta wird vorgerufen: Los, zum andern Lager und zu zweit einen vierzig Kilo schweren

---

<sup>12</sup> Meist wird "desinfektion" in *Auschwitz* nur mit der entsprechend getarnten ermordung (vergasung) assoziiert. Nach dem bericht im vorliegenden buch gab es in gewissen abständen eine entlausung und desinfektion der gefangenen (mit einer übelriechenden, blau-grünen seifenartigen flüssigkeit) sowie der kleider, in verbindung damit das duschen.



---

Kessel schleppen! – Der Block muß ausgewaschen werden. Wieder wird Márta hervorgeholt. Dabei fällt ihr das Hungern so schwer wie vielleicht keiner anderen. Wenn es lange so geht, wird sie ihre Dekolletage schön langsam vernähen können.

Enes Tages überschattet eine furchtbare Entdeckung alles andere und läßt auch den Gedanken an Mártas Dekolleté verblassen. Immer mehr Frauen kratzen sich. Und wie! Mit den Nägeln aller zehn Finger bearbeiten sie sich Bauch und Schultern. *Krätze!* Auf der Haut erscheinen feuerrote Punkte, und darunter ist es lebendig. Alle versuchen es zu verheimlichen, aber es kommt eine Musterung. Mengele schäumt vor Wut. Was wird jetzt? Es bebt die Ärztin, es bebt die Blockälteste, es beben die Krätzigen. Meine Schwester ist in der letzten Reihe! Ihr starker Lebensinstinkt läßt sie nicht im Stich. In einem unbewachten Augenblick setzt sie sich an der Wand des Blocks hin, als gehöre sie nicht dazu. Zsóka hat es bemerkt und stellt sich neben sie. Wieder ist eine davongekommen! *Davongekommen ...*

Es sind oft Minuten, in denen die Entscheidung zwischen Leben und Tod fällt. Und aus solchen Minuten setzen sich im Lager die Tage, Wochen und nach und nach die Monate zusammen.



Es hat auch mich erwischt. Jetzt kratzen wir uns gemeinsam, Márta und ich, und zittern gemeinsam vor der nächsten Musterung.

Aber größere Aufregungen unterdrücken die kleineren. Zsóka hat erfahren, wo ihre beiden Töchter sind. Um ihnen Nachricht zukommen zu lassen, werden alle Verbindungen zur Außenwelt eingesetzt: Latrinenmänner, Essenträger, Ärzte, die aus dem andern Lager Kranke zu uns bringen, und solche, die Kranke aus unserm Lager holen.

Wir sitzen an der Wand der Baracke. Ein Wagen kommt gefahren. Darauf liegen, übereinander geworfen, Kranke. Der Wagen hält vor der Revierbaracke. Zsóka geht hin und erfährt, daß der Transport aus *Lager C* kommt.<sup>13</sup> Sie berät sich mit dem Begleitmann. Einige Tage später kommen die beiden Kinder auf unseren Block zugerannt ... Hier bin ich wieder einmal mit meiner Kunst zu Ende. Wie soll ich das Wiedersehen schildern? Daß sie durcheinander lachen und weinen, daß sie einander umarmen, als wollte eine die andere verschlingen? Worte, Worte, Worte. In der Flut von Fragen und Antworten gehen Fragen und Antworten unter. Die Sprache ist nur eine Krücke, eine Stütze für das Herz, nichts, nichts ist wichtig ... nur immer und immer wieder einander umarmen und festhalten, um fortan zusammen zu leben – oder zu sterben.

---

<sup>13</sup> Die Autorin befand sich im Lager B III, im Lagerjargon auch "Mexiko" genannt. Die Angabe "Lager C" meint das zu B II gehörige Teillager c.

---

So gehört jetzt auch Zsóka zu den Auschwitzer Müttern ... Sie lebt und kämpft für die Kinder, und wir helfen ihr, soweit wir können, in ihrem Kampf. Nicht nur um ihretwillen – auch um unsertwillen. So werden die Kinder gleichsam auch meine Kinder.

Mein Leben hat einen neuen Zweck. Ich nehme mir die Kinder, sobald Zsóka sich in die Ärztin verwandelt.

Zwei Rosenknospen in Brennesseln verpackt. Sie sind in einem recht schlimmen Zustand. Klein-Zsóka, fünfzehn Jahre alt, ist physisch und seelisch die Stärkere, realistisch und nüchtern. Mária, vierzehn Jahre alt, ist zart wie eine Mimose, still und in sich gekehrt. Sie hat ein durchscheinend blasses ovales Gesichtchen und braucht mehr Liebe als die robustere Schwester. Jetzt, da ich Kinder aus nächster Nähe beobachten kann, sehe ich, daß die Nerven junger Menschen weniger anfällig sind, weil sie die Gefahren nicht zu erfassen vermögen – aber um so mehr leiden sie unter dem Hunger. Mária hat sehr schlechte Schuhe. Zsóka einigt sich mit einem der *Latrinemänner*, daß er für viermal zwei Portionen Abendbrot ein Paar gute Schuhe beschafft. Zsóka versucht gar nicht zu feilschen. Es gibt kein unlösbares Problem – darf es nicht geben –, will man den Namen Mutter verdienen. Und wir wollen es! Zsóka und ich geben an vier aufeinanderfolgenden Tagen unser Essen her und teilen uns zu viert die zwei Portionen der Kinder. An diesen vier Tagen finden wir alle vier das Abendessen *ausreichend*. Wir haben nicht recht an die Schuhe geglaubt, aber Mária bekommt sie. Und was für Schuhe es sind! Schwarze Trotteur-Halbschuhe in bestem Zustand!

Zsóka hat uns früher einmal erzählt, wie sie während des Aufenthaltes im Ghetto ihre drei Kinder seelisch zu stärken suchte. Das war schwieriger als sonst, denn die Kinder waren katholisch erzogen. Das kleinste, das bei der Ankunft in Auschwitz erst acht Jahre gezählt hatte, war von Frau M. an der Hand geführt und mit ihr nach *links* gestellt worden. Dieses Kind wird jetzt nicht erwähnt, auch die beiden Mädchen tun das nicht. Es ist wie eine geheime Übereinkunft der Herzen. Gram und Wehklagen zehren an den Kräften, und hier benötigen wir jede Unze unserer Kraft. Die größere Vitalität, der unglaubliche Optimismus, die Elastizität der Kinder teilt sich, ohne daß wir dessen gewahr werden, uns Erwachsenen mit. Wir sind eine kleine Familie auf dieser Insel des Grauens, und das ist von unvermeßlich stimulierender Wirkung. Es bietet uns im Geiste der Verantwortung, der gegenseitigen Verpflichtung und der Zusammengehörigkeit anstelle des uns unter den Füßen weggeglittenen Bodens eine neue, feste Lebensbasis. Wir haben ein Ziel, ein gemeinsames Ziel: die Kinder zu betreuen und zu retten. Es ist ein denkbar irreales Beginnen in der Hölle von Birkenau – aber der Verstand wägt nicht, wenn das Herz befiehlt.

Die Themen unserer Gespräche werden durch die Interessengebiete der Kinder bestimmt. Mária liebt die Musik, und so unterhalten wir uns meist darüber. Während sie mir zuhört oder Fragen an mich stellt, strahlt sie mich forschend aus ihren dunklen, tiefen Augen an. So sitzen wir stundenlang beisammen auf der vergifteten Erde von

---

Auschwitz, und das aus seiner Erstarrung erweckte Gehirn schüttet halb vergessene Gedanken und Erlebnisse aus. Es ist ein Wunder, ein unerwartetes Wunder. Tage gibt es, an denen wir gerade etwas mehr als nichts zu essen bekommen. Vor Schwäche können wir uns kaum auf den Beinen halten. Einmal unterhalten wir uns über die *Schicksalssymphonie*.

"Der Kampf mit dem Schicksal ist nicht vernichtend – nur erbarmungslos und schmerzhaft. Aber die Gerechten gehen nicht unter, sie besiegt der Tod nicht ..."

Márias Kopf ruht auf meiner Schulter. Sie schmiegt das Gesicht an meine Wange und läßt sich in meinen Schoß gleiten. "Nicht wahr, wir werden siegen?"

"Ja, wir siegen, mein Kind! Wir siegen! Kopf hoch!"

So holpern und stolpern wir dahin zwischen kraftvollem Aufflackern und völligem Zusammenbrechen. Das Lager bietet ein ganz neues Bild. Die Massendeportationen sind abgeklungen. Da und dort kommen noch, so hören wir, Gruppen von einigen Tausend an, aber die bereiten den Nazis weiter keine Sorgen. Das ständige, durch den Platzmangel verursachte Umgruppieren der Häftlinge hört auf. Mengeles Musterungen beschränken sich auf die Auswahl von Arbeitskräften. Bei der Lagerleitung laufen Anforderungen ein, und sie schickt das gewünschte *Material*. Die besten Arbeitskräfte sind bereits an die unbekanntesten Besteller abgegangen.<sup>14</sup> Ich habe sechs Musterungen überstanden. Der Zustand der Häftlinge verschlimmert sich zusehends. Eine nach der anderen von uns wird ins Revier gebracht. Die Schonung ist überfüllt. – Durchfall und Scharlach halten reiche Ernte. Eine Plage für sich ist die Krätze. Sie läßt einem keine Sekunde Ruhe, und nach und nach erwischt sie alle, denn das enge Beisammenliegen während der Nacht fördert natürlich die Infektion. Die Frauen sind so heruntergekommen, daß sie sich beim Appell gegenseitig stützen müssen. In erschreckendem Maße zeigen sich die Folgen des Vitaminmangels: Zahnfleischbluten, Zittern der Glieder, Durchfall, Durchfall ... Wenn wir uns nach dem Appell hingesetzt haben, mag die Sonne brennen, mag es regnen, mag Mengele oder SS kommen, mag zur Entlausung oder zum Antreten kommandiert werden – keine rührt sich. Es fehlt nicht viel, daß die Blockälteste den Stock in Aktion setzen muß, um Bewegung in die Menge zu bringen. Die Neigung zur Flucht aus der Wirklichkeit sinkt. Wir glauben nur, was wir mit den eigenen Augen sehen.

Eines Tages, als wir niedergeschlagen vor dem Block sitzen, kommt die kleine Zsóka auf mich zugelaufen und übergibt mir einen Zettel: *Ich bin hier und warte auf dich. Gábor.*

Jetzt braucht mich die Blockälteste nicht aufzuscheuchen. Als ich mich von dem freudigen Schock erholt habe, kommt mir zu Bewußtsein, daß vorhin eine Gruppe Männer die Lagerstraße entlanggezogen und bis über den letzten Block hinausgegangen ist. Jeder hatte einen Rasenziegel in der Hand gehabt.

---

<sup>14</sup> Zur Zwangsarbeit für deutsche Konzerne siehe u.a. hier: <http://www.wollheim-memorial.de/de/home>

---

Wie angewurzelt stehe ich da. Wie komme ich zu ihm? Das Schicksal kommt mir zu Hilfe. Auch zwei Frauen aus Miskolc haben solche Zettel bekommen. Eine von ihnen ist der Blockältesten zum Reinemachen zugeteilt. Die Blockälteste, Joli, ist eine gutherzige Frau, eine Seltenheit in der Gilde der Funktionärinnen. Die Miskolcerin sucht Joli auf, und diese stellt in Minuten eine aus vierzehn oder sechzehn Frauen bestehende Gruppe zusammen. Sie weist sie an, jede solle von den bei den letzten Blocks angehäuften Ziegel- und Natursteinen soviel wie sie tragen könne nehmen und dorthin tragen, wo die Gruppe der Männer sich aufhält. Dann tritt sie wie in einer plötzlichen Eingebung selber an die Spitze der Gruppe und kommandiert: "Mir nach, marsch!"

Während ich fünf Ziegelsteine aufeinanderstaple und aufhebe, denke ich an die Bemerkung eines Arztes, man könne nur aus einer Tasche etwas herausnehmen, in der etwas ist. Woher habe ich diese Kraft? Ich habe sie – solange ich sie haben muß!

Am Ende des Lagers, jenseits der Baracken, ist buschiges Gelände. Bis zu der Gruppe der Männer sind es etwa zweihundert Meter.

Ich erkenne Gábor. Instinktiv sehen wir jeder nach einer anderen Richtung, dann lassen wir uns beide auf alle viere nieder und kriechen im Schutz der Büsche aufeinander zu. In wenigen Minuten liegen wir uns in den Armen. Wir sprechen wenig. Hätten wir einander erzählen sollen, wie uns seit unserer ersten Begegnung Hunger, die Aussichtslosigkeit unserer Lage und der Schmerz um Tiborka mitgenommen haben? ... Wir halten uns bei den Händen und spähen, ob nicht von irgendwo Gefahr im Anzug ist.

Diese zweite Begegnung unterscheidet sich in vielem von der ersten. Vor dieser hatten wir nicht gewußt, ob der andere lebe, ob er nicht gleich bei der Ankunft im Lager *nach links* geraten sei, wie es das Schicksal von achtzig unter hundert gewesen war. Ein weiterer Unterschied ist, daß die durch den Verlust unseres Heims, den Aufenthalt im Ghetto und in der Ziegelfabrik, die Tage in der Folterkammer, die viertägige Reise im Viehwagen, die Trennung, das Scheren, den Hunger und alle die anderen ausgestandenen Erschütterungen verursachte geistige und seelische Stumpfheit der ersten Wochen seither ein wenig gewichen ist. Nicht allzu sehr, und das ist gut so, doch gerade so weit, daß wir klarer sehen, was um uns herum geschieht. Dieser Zustand unseres Gehirns ist der denkbar beste unter Auschwitzer Bedingungen; ein besseres Funktionieren der Denkfähigkeit könnte gefährlich werden.

Gábor zieht ein Stück Brot aus der Hosentasche und reicht es mir. "Was denkst du!" protestiere ich, "das kann ich nicht annehmen."

"Nimm es ruhig," flüstert er, "mir wird es nicht fehlen. Sonst konnte ich dir nichts bringen." Als ich dann das Brot nehme, leuchten seine Augen auf. Ein Mann bringt seiner Frau in Auschwitz ein Stück Brot: "*Ich kann es gut entbehren.*" Ich glaube ihm, ich fühle es: Dieses Stück Brot wird ihm nicht fehlen.

---

Rufe von beiden Seiten. Wir müssen uns trennen. "Ich komme wieder, sobald ich kann. Beobachte die Lagerstraße!" sagt er und fragt schon im Gehen: "Brauchst du irgend etwas?" Mein Gott, – was ich brauche?

Wir treten an und gehen zurück. Bevor wir unseren Block erreicht haben, gehe ich etwas langsamer und sehe von der Hinterseite der Blockreihe aus den abziehenden Männern nach. Gábor bemerkt es und winkt mir. Bald entschwindet die Schar meinen Blicken, und ich mache mich auf den Weg. Da sehe ich SS kommen. Sie können mich nicht bemerkt haben. Ich renne. Auf einmal spüre ich höllischen Schmerz im linken Fuß: Ich bin auf einen Stein getreten, der Holzpantoffel ist vom Fuß geglitten und der Fuß umgeknickt. Unter Qualen schleppe ich mich zum Block. Márta hat schon ungeduldig auf mich gewartet. Sie wirft einen Blick auf meinen schmerzenden Fuß und rennt zu Zsóka. Die stellt sofort die Diagnose: "Du hast dir den Fuß gebrochen! Weil du dich immer herumtreiben mußt!" Ihre Augen schießen Blitze.

"Sei nicht böse, Zsóka, ich habe Brot gebracht", suche ich sie zu beschwichtigen und zische auf vor Schmerz. Im Augenblick kann ich die Schwere des Unfalls noch nicht ermessen – aber das soll nicht ausbleiben. Margó kommt, die kleine Apothekerin, zur Zeit Blockpflegerin, und zu dritt tragen sie mich nach dem gegenüberliegenden Revier.

"Was fangen wir mit ihr an?" fragt Gitta, die Zahnärztin. "Mit gebrochenem Fuß im Auschwitzer Revier? Das bedeutet sechs Wochen geradezu herausfordernde Arbeitsunfähigkeit."

Langsam begreife ich, was mir da zugestoßen ist. Da es keinen Gips gibt, wird mein Fuß so fest wie möglich verbunden. Es haben sich auch irgendwelche Stäbchen gefunden. Die dienen als Schienen. Irgendwie wird der Knochen schon zusammenwachsen. Man bringt mich in den Block zurück. Das Stück Brot habe ich noch in der Hand. Ich sehe es den andern an, daß keine sich vorstellen kann, wie ich mit einem gebrochenen Fuß hier sechs Wochen überstehen soll. Sie glauben es nicht, denn alle wiederholen immer wieder: "Hab keine Angst, irgendwie wird es schon werden." – –

Zsóka steckt mich in die Schonung. Der Raum ist gedrängt voll. Einige der Frauen sind so schwer krank, daß man für ihr Leben keinen Heller gäbe – aber es ist ja so, daß das Überleben hier nicht in erster Linie davon abhängt, ob eine gesund oder krank und wie krank sie ist. Wesentlich ist – und davon mag im Augenblick das Leben abhängen – dem eisernen Muß zu gehorchen, anzutreten, wenn es befohlen wird, und auszuschreiten, wenn das Kommando erschallt. Oft habe ich es erlebt, daß die ganze Schonung, wenn es sein mußte, plötzlich wie ein einziger Mensch auf die Füße sprang. Ja, und das ist jetzt mein Problem. Ich kann nicht auf die Füße springen, und auch auf den einen nur, wenn ich mich an jemandem festhalte. So empfängt mich die ganze Schonung wie eine, deren Tage – oder Stunden – gezählt sind.

Ancsurka, die Nierenentzündung hat, liegt mit dem Gesicht zur Wand – sie kann nur auf der rechten Seite liegen – und bittet Margó, mich näher zu ihr zu bringen, sie

---

möchte mich sehen. Margó kommt ihrem Wunsch nach. Mit einiger Mühe gelingt es Ancsurka, den Kopf so zu drehen, daß sie mich sieht, dann beginnt sie in wimmerndem Ton: "Ich wollte dir nur sagen, daß ich weiß, was der Mensch dem Menschen schuldig ist. Wenn du eine Botschaft für die deinen hast, sag mir deine Adresse, und ich suche sie auf, wo immer sie sind." Margó, die einen gesunden Humor hat, sagt: "Ich habe einen Vorschlag, Ancsurka. Geht zusammen nach Hause. Du führst Kati und sie trägt dir dein Töpfchen." Alles lacht.

Die folgenden sechs Wochen sind für mich ein Inferno im Inferno.

Eine neue Anordnung wird verkündet: *Wer nicht zum Appell antreten kann, ist sofort ins Revier zu bringen.* Bis auf zwei Frauen taumelt die ganze Schonung zum Appell. Was wird jetzt mit mir geschehen? Wir erfahren, Mengele halte Generalinspektion. Daher der neue Befehl. Zsóka, die beiden Mädchen, Márta und Margó sind ständig auf dem Posten und verfolgen jeden Schritt Mengeles.

Eben verläßt er *Block 4* und kommt auf unseren Block zu.

"Es bleibt uns nichts anderes übrig," sagt Zsóka, "nehmt sie zu zweit, und bringt sie nach hinten zu Block 4."

Ein gefährliches Spiel! Es ist *Blocksperr*e, nur die Chargen springen diensteifrig draußen herum, sonst ist keine Seele zu sehen. Trotzdem! Nicht eine Sekunde ist zu verlieren ... Ich hänge mich auf der einen Seite an Margó, auf der anderen an Márta's Hals, und so hüpfte ich mit ihnen auf einem kleinen Umweg zu *Block 4*. Dann rasch hinein hinten in die Schonung und unten auf die Erde zu den anderen! Ohne ein Wort nehmen sie mich auf.

"Kinder, wer sich stark genug fühlt, kommt mit hinüber nach *Block 5* – damit der Stand voll ist", flüstert Zsóka.

Ein kleines Mädchen steht auf, sieht mich an und geht. Es ist Zsuzsi F., eine Verwandte aus meiner Heimatstadt Zalaegerszeg. Im Nu sind die drei verschwunden.

Nach der Inspektion kommen Márta und Margó mich holen. Als wir aus dem Block treten, versetzt mir jemand von hinten einen Schlag auf den Kopf. Ich breche zusammen. Als ich in der Schonung wieder zu mir komme, habe ich quälenden Brechreiz. Ich übergebe mich.

"Gehirnerschütterung", sagt Zsóka. "Die übersteht sie. Nur die paar Tage bis dahin müssen wir irgendwie hinter uns bringen!"

Den Schlag hat mir, so erfahre ich jetzt, die Blockälteste aus *Block 4* versetzt, weil ich mich *in ihre Schonung eingeschlichen* hatte.

Wenn ich in aufrechter Stellung bin, sehe ich die Welt doppelt, wo sie doch auch in einfacher Ausgabe kaum zu ertragen ist. "Denke dir, du hast getrunken", trösten mich die anderen.

Margó stürzt herein: "Leibesvisite! Wegen der Krätze!" Wie bei jeder Amtshandlung Mengeles müssen wir uns natürlich auch zur Leibesvisite nackt ausziehen. Auch die Patientinnen der Schonung erheben sich oder versuchen es wenigstens, denn liegen

---

darf man nur bei Vorweisung eines ärztlichen Befundes, und wie immer der Befund lautet, Mengele hat eine unwiderstehliche Vorliebe für das Wort *Spital*. Es ist der Schrecken von *Lager B III*, daß Mengele jeden Tag erscheint, wozu ihn, wie er verlauten läßt, die dort herrschenden barbarischen, primitiven Zustände *zwingen*.

Wohin also mit mir? Zsóka denkt zuerst an den Raum des Personals, dort könnte man mich unter einer der Pritschen verstecken. Doch man müßte viele einweihen. Auch könnte es von draußen beobachtet werden, denn an der Seite der Baracke ist ein ständiges Kommen und Gehen von Uniformierten. Etwa hundert Meter von der hinteren Längswand des Blocks entfernt hat Mária schon früher ein mit Weiden bestandenes Röhricht entdeckt, das auf dem dort zwischen den Baracken und dem Stacheldraht für geplante spätere Bauten freigebliebenen Gelände wächst. Schön und gut, aber wer weiß, was sich sonst noch dort verbirgt, ob nicht in der Nähe Posten stehen. Gleichviel, es ist die einzig denkbare Möglichkeit; zwar ein außerordentlich riskantes Unternehmen, aber es kann gelingen. Es muß gewagt werden, denn wenn Mengele erfährt, daß ich einen gebrochenen Fuß habe, läßt er mich sofort wegschaffen. Warum, ist nicht einzusehen, denn ich habe ja auch vordem nicht gearbeitet. Keine von uns hat das getan. Was will man eigentlich mit uns, wozu halten sie uns hier? Millionen sind vergast worden, dem Vernehmen nach vier Millionen. Weshalb wartet man also mit uns? Ob vier Millionen oder vier Millionen und fünfzigtausend macht doch keinen Unterschied. Ob wir darauf einmal Antwort bekommen?

Die Zeigt drängt. "Wer ist bereit?" fragt Zsóka. Überflüssige Frage. Schon fassen mich Márta und Vali, eine der kräftigsten Frauen im Block, und wir brechen auf.

Auch jetzt noch, während ich dies niederschreibe, läuft es mir kalt über den Rücken. Welche Torheit war das und welcher Optimismus gehörte dazu, es zu wagen! Es war eben keine von uns normal. Die ständige Lebensgefahr lähmte unsere Urteilsfähigkeit, und an unserem Tun und Lassen konnte abgelesen werden, wie entwertet dort das Leben des Menschen war. Da geht man daran, ein Leben zu retten, und bekundet zugleich dem Leben seine Geringschätzung – paradox. Aber so paradox war eben unser ganzes Dasein in Auschwitz ...

Wir haben falsch geschätzt. Das Röhricht ist bei weitem keine hundert Meter entfernt. Glücklicherweise erreichen wir es. Jetzt sehen wir, daß es nur kniehohes, von der Sonne versengtes Unkraut um einen Tümpel herum ist, dazwischen zwei Weiden. Wir gehen bis auf Armlänge an eine der Weiden heran.

"Was jetzt?" frage ich unsicher.

"Tanzen, meine Liebe", antwortet Vali und zieht mir das Kleid über den Kopf. "So, setz dich ins Wasser, und halte dich an diesem Ast fest."

Sie setzen mich hin, ich tauche höchstens zwanzig Zentimeter tief ein. Mein Kleid liegt an einem einigermaßen trockenen Platz. Mein Fuß mit dem Verband ist im Wasser.

"Wir holen dich nachher!"

Das Wasser ist recht kalt, obzwar wir erst Mitte August haben. Ich sinke noch etwas tiefer, halte mich aber an dem Ast fest. Nicht zu leugnen, ich genieße dieses Sitzen im Wasser. – Wann habe ich soviel davon auf einmal gesehen? Ich feuchte mein Gesicht und meinen kahlen Kopf an. Schwindel erfaßt mich.

So vergehen zwanzig oder fünfundzwanzig Minuten – da hörte ich das Dröhnen von Flugzeugen und bald darauf gewaltige Detonationen. Luftangriff! Ich verstehe nichts von Fliegerei und weiß nicht, was für Maschinen es sind, ob englische, amerikanische oder sowjetische. Ich habe von nichts eine Ahnung, was mit Krieg zu tun hat, und wenn ich als Kind bei einer Militärparade sah, daß die Soldaten die Gewehre zum Salutschießen fertigmachten, riß ich mich aus Tante Gizas Hand los und rannte wie besessen davon, solche Angst hatte ich vor dem Geknalle. Aber jetzt ... das ist schöner als die *Schicksalssymphonie!* Endlich, endlich geschieht etwas, geschieht etwas für uns. Wenn ich nur nicht in diesem Sumpf säße. Wenn ich mich nur rühren könnte ... und tanzen, in die Hände klatschen: *Weiter, weiter, noch mehr!* Wenn ich nur herauskönnte aus diesem Sumpf, um zum Block zu rennen, teilzuhaben an der Erregung der anderen, ihre Gesichter zu sehen. Wie schön wäre es, sich aneinanderzuschmiegen, zitternd vor Freude. Endlich etwas inmitten der mörderischen Aussichtslosigkeit, der würgenden Ereignislosigkeit – etwas Greifbares!

Die Detonationen kommen von Auschwitz her. Es bellt die Flak, ein Meer von Rauch verdunkelt den Himmel, und hier unten schlagen die Herzen von Hunderttausenden freudig, Herzen, die nach langer Starre wieder Lebensmut schöpfen, Glauben an die kommende Befreiung!<sup>15</sup>

Es wird still. Ich sitze da, losgelöst von Zeit und Ort, schwebe auf den leichten Schwingen meiner Phantasie über Grenzen und Länder ... Eine Stimme erweckt mich zur Wirklichkeit: "Würdest du dich erheben, wenn ich dich schön bitte, und mitkommen?"

"Doch, doch", antworte ich und fahre auf.

"Du, hast du etwas vom Luftdruck abbekommen? Du siehst so zerknüllt aus. – Auf! Bewegung!" drängt Vali und bückt sich, um mir aufzuhelfen.

Welche Vitalität! Auch Márta greift zu.

"Sagt, was war das?" frage ich überflüssigerweise, nur um *davon* zu reden.

"Was es war? Na, was denn? Himmlisches Theater, Mädchen. Himmlisches Theater! Na, gehen wir, bevor die Deutschen hervorkriechen. Nicht einer ist zu sehen. Sie haben uns in den Block gejagt und eingesperrt. Die Baracke hat gewankt, als wäre es ein

---

<sup>15</sup> "Der erste größere Bombenangriff des 15. Geschwaders der U.S. Army Air Force auf die Werksanlagen der I.G. Auschwitz [= I.G. Farbenindustrie A.G. Werk Auschwitz = Auschwitz III - Monowitz] erfolgte am 20. August 1944. Aufgrund des starken Begleitschutzes von 100 Mustang-Jägern wurde von den 127 eingesetzten Bombern des Geschwaders nur ein Flugzeug abgeschossen. Der Angriff richtete beträchtliche Schäden an den Produktionsanlagen der I.G. Auschwitz an. Dem Monowitz-Häftling Adam Szaller gelang während des Luftangriffs die Flucht. Nach Aussage des Monowitz-Häftlings Siegfried Pinkus wurden bei diesem Angriff „ca. 75 Häftlinge getötet und über 150 Häftlinge teils leicht, teils schwer verletzt“. Pinkus machte hierfür die Werksleitung der I.G. Auschwitz mitverantwortlich, weil sie Häftlingen untersagt hatte, in selbstgebauten Unterständen Schutz zu suchen. Trotz der Lebensgefahr begrüßten viele Häftlinge die alliierten Luftangriffe, da sie die SS-Wachmannschaften in Angst versetzten, die Kapazitäten der deutschen Kriegsproduktion verringerten und die erhoffte Befreiung näher brachten." ([http://www.wollheim-memorial.de/de/luftangriffe\\_auf\\_auschwitz](http://www.wollheim-memorial.de/de/luftangriffe_auf_auschwitz))



---

Erdbeben. Auch Mengele hat sich nicht gezeigt. Herrlich war es! Aber du, wovon sind deine Lippen so blau? Na, von dem Blasenkatarrh, den du dir zugezogen hast, möcht' ich nichts abhaben. Weißt du, wie lange die Behandlung gedauert hat? Runde zwei Stunden. Gestehe, war es nicht schön?"

"Sehr schön ..."

Sie stellt noch eine Frage, aber ich verstehe sie nicht. Ich greife mir an den Kopf. Was weiter war, weiß ich nicht.

Als ich die Augen aufmache, ist heller Morgen. Mein erster Blick fällt auf Mártas besorgtes Gesicht. Dann sehe ich mich um. Sonderbar – ich bin in einem großen leeren Block und liege allein neben der Wand, auf einer Wattedecke und nicht in der Schonung. Unbegreiflich ...

"Wir haben zu zweit hier geschlafen", sagt Márta. "Sei unbesorgt, der Appell ist längst vorbei. Vorn wärmt Zsóka deinen Kaffee."

Was ... was?" stottere ich.

"Kümmere dich um nichts, lieg still, du hast hohes Fieber. Es wird vorübergehen."

"Kann ich weiterschlafen – ?"

"Ja, aber vorher trinkst du etwas Kaffee."

"Kaffee ... ja, Kaffee – "

Ich schlafe vierundzwanzig Stunden und erwache unter einer Pritsche in der Stube des Personals.

Nichts bleibt einem hier geschenkt, für jede Freude muß gezahlt werden. Der Luftkampf hat sich drei Kilometer von uns, über Auschwitz abgespielt. Die Nazis schäumen. Im *E-* und *D-Lager* wird gemustert wie noch nie. Wenn die SS tobt, dreschen Kapos und Blockälteste und fallen die Häftlinge übereinander her. In solchen Zeiten ist alles, was man tut, gefährlich. Die Nerven versagen den Dienst. Die zerfetzten, leeren Steppdecken, auf denen die Kranken gelegen haben, verschwinden. Das Essen wird weiter gekürzt. Der Appell wird verlängert, und den ganzen Tag dröhnt es immer wieder durchs Lager: *Antreten! Antreten!* Wagenladungen von Halbtoten kommen aus *Lager C*.<sup>16</sup> Sie werden in die Leichenkammer geworfen. Das Auto ist die ganze Nacht in Betrieb. Es rauchen die Schornsteine – die Todesmaschine läuft auf vollen Touren.

Wir wünschen uns die Tage zurück, da wir ohne Extraquälereien, hungrig und abgerissen, aber nur inmitten der gewohnten Gefahren dahintorkelten. In den Alltag dieser gewohnten Gefahren hatten einige Unverwüstliche etwas Farbe gebracht. Unsere Lage hatte sich mit dem Umzug in *Block 5* etwas gebessert. Das war drei Wochen vor diesem Zeitpunkt, und noch immer ist die alte Gesellschaft beisammen. Nach und nach hatten wir einander kennengelernt, kannten uns wenigstens *vom Sehen*.

---

<sup>16</sup> Dieangaben beziehen sich auf den bauabschnitt **B II** von Auschwitz-Birkenau. Lager **B IIe** war das ehemalige sogenannte "Zigeunerlager". Dort und im Lagerbereich **B IIId** wurden ab mai 1944 die ungarischen männer untergebracht, im bereich **B IIc** (sowie im bauabschnitt **B III**) die ungarischen frauen.

---

Wir waren etwa tausend, also nur halb so viele wie in *Block 9*, und unser jetziger Block war zweimal so groß wie der alte.

Ich gehörte weder zu den Mutigen noch zu den Schlaunen, war aber doch – ich weiß noch heute nicht, wie es kam – um den Preis gewisser Opfer an den Errungenschaften der Tüchtigen beteiligt. Eines Tages sahen wir, daß hinten im Block Brot geröstet wurde. Dazu benötigte man Reisig und Zündhölzer. Wie kamen Zündhölzer nach Birkenau? Jedenfalls zerschnitt auch ich wie viele andere meine Brotration in papierdünne Scheiben und ließ es mir rösten. Dafür hatte ich eine Scheibe abzugeben. Wir strichen unsere als Abendessen ausgegebenen zwanzig Gramm Margarine auf das warme Brot, setzten uns damit und mit der *Portion*<sup>17</sup>, falls es eine gab, an das glimmende Reisig und verzehrten so unser lukullisches Mahl. Auch Salz war zu haben. Man hielt sein Margarinebrot hin und ließ es sich bestreuen – Kostenpunkt: ein winziges Scheibchen Brot. Da für das Brotrösten nicht viel Zeit zur Verfügung stand, herrschte um das Feuer großer Andrang, so daß man nicht jeden Tag an die Reihe kam. Auch hier zeigte sich wieder der Unterschied in den Charakteren. Manche hoben sich von ihrem Brot etwas für den nächsten Morgen auf, was ich nie tat, obzwar ich das Hungern gut vertrug. Dieser meiner Charakterschwäche hatte ich es zu verdanken, daß man mir mein Brot über Nacht nicht stehlen konnte und sie war auch die Grundlage einer gesunden, jedenfalls nützlichen Philosophie, die ich mir zurechtgelegt hatte: Nicht an morgen denken! Es war eine gute Philosophie.

Ja, nach diesen ruhigen, schönen Zeiten sehnen wir uns zurück, wenn das Lager Kopf steht wie diesmal.

Der Lagerkommandant weiß nicht, wie weit er gehen muß, um Berlin zufriedenzustellen. Die Lagerälteste weiß nicht, wie weit sie gehen muß, damit der Lagerkommandant befriedigt ist. Und die Blockälteste weiß nicht, wie weit sie über die erhaltenen Befehle hinausgehen soll, um die eigene Haut zu schützen. Dabei hat natürlich jeder seine präzisen Befehle, denn sicher ist alles in allen Einzelheiten genau ausgearbeitet.

Geduckt, mit angehaltenem Atem warten wir, was der nächste Tag, die nächste Stunde bringen mag. Die Stille ist förmlich zu hören. Die SS läuft zu Dutzenden im Lager herum.

Vier Stunden schon dauert der Appell. Zwei SS-Frauen sind da. Auch ich mit meinem gebrochenen Fuß habe antreten müssen. Ich stehe zwischen Márta und Vali hinten. Diesmal halte ich mich an ihren Armen fest, nicht an den Schultern, damit wir nicht auffallen.

Eine der SS-Frauen erscheint hinter uns.

"Laß uns los", zwischen meine beiden Stützen. Ich tue es und lasse mich auf meinen kranken Fuß nieder. Er schmerzt gräßlich.

---

<sup>17</sup> "Portion": eine Scheibe minderwertiger Wurst, ein Stück "Sülze", ein Löffel voll Marmelade o. dgl. (Anmerkung in der deutschen originalausgabe)

---

Die SS-Frau kommt nicht bis zu uns, sie hat kurz vorher etwas entdeckt, das ihr Mißfallen erregt. Sie reißt eine Frau aus der Reihe, wirft sie zu Boden und schlägt auf sie ein, bis die Ärmste das Bewußtsein verliert, dann geht sie zurück nach vorn. Ihr Opfer wird später ins Revier gebacht.

Nach dem Appell inspizieren zwei SS-Offiziere die Latrinen. Unter Schreien und Schimpfen rufen sie nach der *Latrinenaufsicht*. Vier Frauen melden sich. Eine von ihnen muß einen der Kübel mit den Händen ausschöpfen und dann den ganzen Unrat wieder hineinfüllen. Im übrigen kommt sie mit ein paar Fußstritten davon.

Wir haben uns von dem fürchterlichen Appell noch kaum erholt, da werden wir durch einen ungewohnten Lärm aufgeschreckt. Auch ich sitze draußen, denn bei der herrschenden Stimmung wäre es doppelt gefährlich, im Block erwischt zu werden. Die Mutigen gehen nach vorn zur Lagerstraße. Ein sonderbarer Anblick bietet sich ihnen. Frauen kommen gerannt, jede mit einem großen Feldsteinblock in den Händen. Es sind die Blockältesten! SS treibt sie an. Sie rennen bis ans andere Ende der Lagerstraße, dann zurück. Stunden vergehen, und unsere Blockälteste ist immernoch nicht da. Das Rätselraten beginnt: die Blockältesten werden abgelöst – sie sind schon vergast. – Was haben sie verbrochen? Niemand weiß etwas. Dann kommen sie alle in ihre Blocks zurück, erschöpft, halbtot. Niemand wagt zu fragen, und sie schweigen.

Zu Mittag bekommen wir Dörrgemüse. Es ist bis zur Ungenießbarkeit angebrannt, einige schütten es in die Latrine. Dagegen protestiert die Latrinenaufsicht, also trägt man das Zeug hinter den Block und kippt es dort aus.

*Antreten!* Die Blockälteste tritt in Begleitung einer SS-Frau vor die versammelten Häftlinge: "Alles abliefern!"

Jede hat dort, wo sie steht, ihre Schätze vor die erste Reihe auf die Erde zu legen. Zum Vorschein kommen wie jedesmal bei solchen Gelegenheiten aus Lumpen zusammengeflickte Brotsäcke, Nähgarn, Bindfaden, Seife, da und dort ein Taschenmesser, einige Tabletten, ein als Taschentuch benutzter Lappen und ähnliche Nichtigkeiten. Wir wissen, wie gefährlich es ist, etwas zu behalten.

"Alles abgegeben?" brüllt die SS-Frau. "Dann Kleider herunter!"

Vorgeneigt, die Augen aufgesperrt, geht sie am Block vorbei. Es ist kein Gehen, sie stößt sich von Schritt zu Schritt vorwärts. Und – *hopp* – sie bleibt stehen. Starr blickt sie aus wild rollenden Augen auf die Erde, bückt sich, und in der Hand hat sie – eine kleine Stoffpuppe.

"Wem gehört der Dreck?" zischt sie zwischen den Zähnen hervor und macht ein Gesicht, als hätte ihr der Fund den Verstand geraubt.

Stille.

Sie wiederholt die Frage.

Stille.

"Wenn sich niemand meldet, bekommt ihr vierundzwanzig Stunden nichts zu fressen."

Stille.

Sie zieht die fünf Frauen der Reihe, vor der sie die Puppe gefunden hat, heraus: "Marsch!"

Das wirkt. Kein Mensch kann den Tod von fünf Mitmenschen auf sein Gewissen nehmen. Eine kleine Frau, Zsuzsika, meldet sich.

Die SS-Frau greift an die Pistolentasche. Alle machen die Augen zu ... Aber die Bestie überlegt es sich, faßt die siebzehn oder achtzehn Jahre alte Zsuzsika am Arm und stößt sie vor sich her.

Während die Bomben auf Auschwitz fielen, um uns Leben zu verheißen, wärmte eine junge Frau eine Stoffpuppe an ihrem Herzen – anstelle der sechsmonatigen lebendigen, die man ihr geraubt hatte. Wir haben Zsuzsika nie wiedergesehen.

So leben wir in den Tagen, da die Hoffnungen der Nazis unter den stets machtvoller niedersausenden Schlägen der Alliierten zusammenzubrechen beginnen. In unserer völligen Abgeschlossenheit wissen wir nicht, was sich an der sowjetischen Front abspielt. Sehr lange Zeit haben wir von nichts eine Ahnung. Und wieviel Kraft hätten wir aus Nachrichten über die Ereignisse schöpfen können, bringt doch jeder Tag – es ist Mitte August 1944 – den Untergang des "*Dritten Reiches*" näher. Und wie hätte es uns aufgerichtet, wenn wir gewußt hätten, daß sich Häftlingen im Lager Auschwitz zum Widerstand organisierten.<sup>18</sup> Aber an Derartiges wagen wir nicht einmal zu denken. Und wenn wir geahnt hätten, weshalb man daran ging, das noch gar nicht fertiggestellte *Lager B III* abzutragen ... Von nirgends ein tröstliches Zeichen, von nirgends ein ermutigendes Wort – so leben wir in grauer Aussichtslosigkeit und im Bewußtsein des sicheren Unterganges dahin. Auch von dem unmittelbaren Anlaß des Tobens der SS wissen wir nichts. Wir ahnen nicht, warum sie uns auf einmal so zu quälen und zu foltern beginnen, daß man sich nach der Erlösung durch den Gastod sehnt. – Das Attentat vom 20. Juli hatte die SS so außer Rand und Band gebracht.

Immer neue Wagenladungen Sterbender kommen vom *Lager C*. Ein gespenstischer Anblick bei hellichem Tag. Unbegreiflich. Neben dem *Lager C* ist doch das Krematorium! Unmöglich, sich in diesem höllischen Betrieb zurechtzufinden!

Zwei Tage nach Zsuzsikas tragischem Ende. Unbarmherzig brennt die Sonne, todesmatt liegen die Frauen vor der Baracke auf der Erde. Sie vergehen vor Durst. Da kommt dröhnend der Befehl: *Antreten!* Mit letzter Kraft rafften sich die Häftlinge auf, schwankend wie das Rohr im müden sommerlichen Wind reihen sie sich ein.

---

<sup>18</sup> Eine der größten Widerstandsaktionen fand am 7. Oktober 1944 im KZ Auschwitz-Birkenau statt. Häftlinge zweier Krematoriums-Sonderkommandos (mehr als 400 vorwiegend ungarische und griechische Juden) sprengten das *Krematorium IV*, griffen mit selbstgebaute Handgranaten SS-Wachposten an und versuchten zu fliehen. Der Aufstand wurde von der SS niedergeschlagen und alle Beteiligten erschossen. Die SS verlor drei Mann, das Krematorium blieb jedoch unbenutzbar. Eine Gruppe junger jüdischer Frauen, die in der Munitionsfabrik *Union* in Auschwitz Zwangsarbeit leistete, hatte der Widerstandsgruppe Schießpulver geliefert, das sie über den Zeitraum eines halben Jahres aus der Fabrik herausschmuggelten. Nach umfangreichen Nachforschungen fanden die Nazis heraus, daß das Schießpulver aus der *Union-Fabrik* stammte. Die beteiligten Frauen wurden mehrere Tage gefoltert, verriet aber die anderen Mitglieder der geheimen Organisation nicht. Am 6. Januar 1945, drei Wochen vor der Befreiung des KZ Auschwitz, wurden die vier Jüdinnen durch Erhängen hingerichtet. (Nach einer Website der Johannes Kepler Universität Linz)

---

Wir sind unser sechs in der Schonung. Freundinnen kommen Abschied nehmen. Für immer? Es ist ein mattes Abschiednehmen ohne echten Trennungsschmerz. Heute ich, morgen du. – "Wir sehen uns ja bald wieder!"

Sie werden zur Entlassung geführt.

Ein sonderbares Gefühl, so zu sechst allein in der riesigen Baracke zu liegen.

Stimmen werden von draußen hörbar. SS kommt. Na, denke ich, sie werden ihre Pistolen ziehen und knallen uns der Reihe nach ab. Zwei SS-Männer erscheinen: "Aufstehen!" Sie durchwühlen unsere Liegestätten und werfen die verrostete, verbeulte Waschschüssel samt den zerfetzten Steppdecken hinaus. Einer Frau, die vor der Tür steht, versetzen sie ein paar Fußtritte, dann verschwinden sie. Während des ganzen Besuchs haben sie kein Wort gesprochen. Steffi hat einen epileptischen Anfall. Kraftlos sinken wir auf den nackten Fußboden. Magdi will den Kübel haben, aber auch den haben die beiden hinausgeworfen. Erschöpft, wie ich bin, wage ich doch nicht einzuschlafen. Ich versuche zu zählen, aber bei zwanzig verzähle ich mich jedesmal. Ich sage mir die Tage und die Monate vor, komme aber nicht weiter als bis März. Magdi verlangt neuerlich den Kübel. Ich sehe ihn durch die offene Tür. Er liegt nicht weit davon, aber wie soll ich auf einem Fuß hinkommen? Ich hüpfte bis zur Tür und spähe hinaus. Auch vor *Block 4* ist niemand. Ich lasse mich auf die Hände nieder und beginne auf den Kübel zuzukriechen. Ich bin noch keinen Meter weit gekommen, da höre ich klar meinen Namen rufen. Es ist eine Männerstimme. Ich warte. Ein zweiter Ruf und dann noch ein dritter von der andern Seite der Baracke her!

Ich antworte leise.

Ein Kopf taucht an der Ecke der Baracke auf, dann der ganze Mann. Vorsichtig um sich spähend, nähert er sich mir.

"Kennen Sie mich?"

"Nein."

"Sagen Sie, was ist mit *Block 4*? Meine Frau, meine Tochter..."

Er nennt seinen Namen. Er ist ein Arzt aus dem Westdonauland. Seine Frau hat mit schwerer Kreislaufstörung der Herzkranzgefäße mir gegenüber im Revier gelegen.

"Ich glaube, der Block wurde zur Entlassung geführt", versuche ich ihn zu beruhigen.

"Nein, dazu ist sie nicht mehr fähig. Dann ... dann ..." Er senkt den Kopf, einige Sekunden später sieht er mich wieder an: "Verzeihen Sie, beinahe hätte ich es vergessen ... auch Gábor ist da, dort hinten. Kommen Sie mit mir."

"Ich – ich habe mir den Fuß gebrochen. Aber sagen Sie es ihm nicht. Sagen Sie, Sie haben mich nicht gefunden, der ganze Block ist zur Entlassung gegangen. Und würden Sie, bitte, den Kübel dort herbringen?"

Er tut es, dann sagt er unsicher: "Wenn Sie meine Frau doch noch sehen ... Aber Sie glauben ja selber nicht, daß sie .." Er bricht ab und geht gebückt weiter. Er schleppt sich dahin wie einer, der nur noch einen Weg vor sich sieht.

---

Magdi bekommt ihren Kübel, und ich hocke an der Ecke der Baracke und spähe die Lagerstraße hinunter. Eine halbe Stunde Später kommen die Männer, es sind etwa zehn. Das erste Paar sind Doktor K. und Gábor. Sie sind kaum einen Steinwurf von mir entfernt. Der eine weiß bereits, daß er keine Frau mehr hat, dem anderen bedrückt eine Zentnerlast das Herz, weil er mit seiner Frau nicht hat sprechen können. Ob ich ihn je wiedersehe? Ich trinke förmlich den schmerzvollen Anblick in mich hinein, mir ist, als müßte mir das Herz brechen.

*Das war das letztmal im Lager. Wir haben uns erst dreizehn Monate später dank einer besonderen Gnade des Schicksals wiedergesehen. Bis dahin war ein langer Weg, eine Ewigkeit ... eine Ewigkeit in der Hölle.*

Wie leblos hocke ich, ein Häufchen Gram, an der Ecke des Blocks.

Was ist das? Sirenen heulen auf Ich krieche, so schnell ich kann, in die Baracke. *Durrr ... durrr ... bum ... bum ...* Mit Donner und Blitz tobt oben der Kampf der Flieger. Ich komme zu mir. Wie schön, wie gut ... Drauf und dran! ... Hurra ... hurra ... Es bebt und wankt die Baracke. Die Angreifer lassen nicht locker.

Plötzlich höre ich das Stampfen rennender Füße, als nähere sich eine Herde von Pferden. Hals über Kopf stürzen die Frauen herein und fallen wie leblos hin. Sie sind unterwegs gewesen, als der Angriff kam, und sind von der SS-Eskorte unter Kolbenschlägen ins Lager getrieben worden. Zwei Kilometer weit haben sie so rennen müssen. Es muß grauenhaft gewesen sein – aber sie sind da: Unsere Familie ist wieder zusammen: Márta, Zsóka und die Kinder!

Todmüde Körper bedecken nach den Aufregungen des Tages und dem langen Abendappell den nackten Boden von *Block 5*. Keine Diskussionen um den gewohnten und von anderen in Besitz genommenen Platz, und der Bissen Abendbrot findet nicht den Weg zum Mund. Stille liegt über dem Lager. Es gibt viele Arten von Stille. Dies ist die Stille des hoffnungslosen Verzichts. Und wenn alle die schlafenden Herzen in eines verschmelzen und jemand das Stethoskop daran legte, wäre er schnell fertig mit der Diagnose: *totale, tödliche Erschöpfung*.

Márta und ich schlafen auf meiner zerschissenen Steppdecke, aus der kleine Watteknäuel hervorlugen wie im Vorfrühling Reste von Schnee an schattigen Plätzen. Seitdem ich gesehen habe, wie sterbende Menschen von einem Wagen geworfen werden, träume ich oft, daß auch ich darunter bin. Ich versuche, mich zu wehren – und erwache, beide Hände in die Steppdecke verkrallt. Auch diese Nacht habe ich davon geträumt und verzweifelt nach der Steppdecke gegriffen. Ein bekanntes unheimliches Geräusch zerriß den Traum: *Es regnet!* Ich lasse die nasse Steppdecke los. Es tropft, nein, es strömt durch das Dach.

Es ist stockdunkle Nacht, die wie leblos schlafenden Frauen kommen nur langsam in Bewegung. Das Wasser steigt, taumelnd erheben sich die Frauen. In der Mitte des Blocks, längs der Stützpfeiler, ist ein etwa meterbreiter Streifen noch trocken. Hier ist das Dach dicht. Dorthin drängen die Frauen von beiden Seiten der Baracke. Wenn in

einem finsternen Raum tausend schlaftrunkene, todmüde Menschen in Bewegung geraten, gibt es kein Pardon. Es ist ein Drängen und Schreien und Jammern, ein Durcheinander und Übereinander, und das Wasser steigt unentwegt. Márta und ich haben neben der Bretterwand geschlafen, wo ich auch tagsüber zu liegen pflege. Sie hilft mir aufstehen und setzt mich mit dem Rücken gegen die Wand hin. Unter mir steht das Wasser wenigstens fünf Zentimeter hoch.

"Wo seid ihr? Márta, Kati!" Es ist Margós Stimme. "Warum rührt ihr euch nicht?" Sie greift mir unter die Arme und richtet mich auf. "Komm, Márta, wringen wir ihr Kleid aus, sonst infiziert sie noch das sterile Regenwasser." Sie lehnen mich an die Wand, ziehen mir das Kleid über den Kopf und wringen es aus, dann bringen sie mich zu der Insel.

"Platz, Platz, Frauen, nur einen kleinen Platz!" ruft Margó.

"Geht nicht, kein Platz!" kommt es von allen Seiten.

"Alles geht, man muß nur wollen!"

Wir drängen uns an einen der Pfosten heran.

"Umfasse ihn mit beiden Armen", drängt Margó. "Ja, so! Halt dich so fest dran, wie du nur kannst. Wenn du dich fallen läßt, zertreten dich die Frauen." Damit verschwindet sie.

Nach längerer Zeit kommt sie wieder. Von irgendwo hat sie einen eimerähnlichen Gegenstand organisiert, den stellt sie umgekehrt auf den Boden, dann setzt sie mich mit dem Rücken gegen den Pfeiler darauf. An einer Stelle nimmt sie, an der anderen Márta Aufstellung. Dann binden sie mich sogar am Pfeiler fest. Der Morgen ist noch fern – auch unser Morgen: das langsame Erlöschen der Sterne. Inzwischen *infizieren* immer mehr Frauen *das sterile Regenwasser*. Eine nach der andern klappt völlig erschöpft zusammen. Bald liegen die tausend Frauen über- und durcheinander, wie sie gerade hingefallen sind. Der Regen aber hält an. Das Wasser steigt unentwegt und hat natürlich auch unsere *Insel* längst überflutet. Es interessiert niemanden. Als wären sie alle tot.

Da höre ich eine Stimme aus nächster Nähe: "Möchtet ihr, daß ich ein Lied singe?"

Nein, keine will etwas, nichts wollen sie. Und ein Lied? Hier? Jetzt? Da ist wohl eine übergeschnappt? Aber die Unbekannte singt schon, und der klare Sopran erfüllt die dunstige Luft und hüllt wie eine warme Decke die vor Kälte zitternden Körper ein:

*"Wir brechen auf in den Herbst hinein,  
Einander jagend mit Kreischen und Schrei'n,  
Zwei Habichtvögel, die Flügel lahm ...  
Dies ist unser letztes Hochzeitsgepränge,  
Ins Fleisch wir uns hacken  
Die scharfen Fänge  
Und sinken hinab ins herbstliche Laub."*

Eine Stimme ruft: "Weiter!"

Mehrere Stimmen: "Noch eine Strophe!"

Der ganze Block: "Sing noch etwas!"

Die Frau fährt fort:

*"Lebende Sehnsucht trägt den Keim des Verderbens,  
Einen Fluch auch die schönste Gegenwart:  
Weil ich dich behalten will,  
Bestell ich zu deinem Wächter  
Die verschönende Ferne."*

Leises Weinen begleitet den Gesang.

Leises Weinen, der Krampf löst sich. Die glimmende Glut des Lebens flammt auf. Unbegreiflich, unerforschlich ist die Natur des Menschen. Hier, jetzt, in dieser Hölle, auf schlammiger Erde hingestreckt, an der Schwelle der Bewußtlosigkeit, in Lumpen gehüllt, hungernd, verlassen, ohne Hoffnung, sind tausend Frauen zu Tränen ergriffen von einem Lied. Die ertrinkende Seele klammert sich mit neuer Kraft an das Leben.

Als der Regen nach einigen Stunden aufhört, wird angetreten. Die verknäulte Menge löst sich auf. Alles kommt doch wieder auf die Füße. Man wadet durch den zähen Brei, ordnet sich zu fünft, und als der Kaffee kommt, umstehen die Frauen durchnäßt, vor Kälte schauernd, die Kleider voll Schlamm, den rostigen Topf mit der lauwarmen Brühe, heben ihn mit zitternden Händen an den Mund – und rüsten sich zu einem neuen Birkenauer Tag. Wie läßt sich dieses Wunder erklären, woher soviel Kraft – und wieviel Kraft ist noch übrig? Es dauert Stunden, bis das Wasser aus dem Block ausgeschöpft ist – das interessiert uns nicht, denn wir dürfen, da es nicht mehr regnet, doch nicht hinein.

Nach dem Appell setzen wir uns so, wie wir sind, in den lehmigen Schlamm. Es ist der gleiche Schlamm wie sonst, wir sind in die gleichen Lumpen gehüllt wie sonst, und doch ist es jedesmal anders. Worin liegt der Unterschied zwischen diesem grausigen Herumliegen heute, gestern, vorgestern? Wie kommt es, daß ich noch heute sagen kann, wie es an diesem oder jenem Tag gewesen ist? Es war immer so, daß unsere Leiden nicht in eines verschmolzen, sondern immer mit einem besonderen menschlichen Schicksal verknüpft waren, wodurch jeder Tag bei aller sonstigen Gleichförmigkeit sein eigenes Gepräge bekam. Der eine war charakterisiert durch die Ermordung Ágis, der andere durch die Verschleppung Annuskas ins Bordell, den Tod Mama Gisis, die Hungers starb, weil sie jeden Bissen dem Kind gab. Und wieder andere Tage blieben in meinem Gedächtnis haften durch Taten Zsókas, die, der relativen Sicherheit ihres eigenen Lebens nicht achtend, Hunderten von Menschen das Leben rettete, – und durch Taten vieler anderer aus der wahren Elite der Menschheit.

Ich werde immer ungeduldiger wegen meines Fußes. Kein Tag vergeht, ohne daß er mich in gefährliche Abenteuer von zweifelhaftem Ausgang verstrickte. Wieder einmal muß ich in dem Röhricht ein Bad nehmen, und dreimal gerate ich unter die Pritsche



---

des Personals. Bei einer Gelegenheit spielt sich über mir sogar ein Rendezvous ab, das mich ganz unvorbereitet überrascht. Die daran Beteiligten leben schon seit Jahren im Lager, besitzen menschlichere Kleidung, haben besseres Essen als wir und verfügen wenigstens über eine eigene Pritsche.

Meiner Ungeduld Rechnung tragend (der einerseits schädlich, andererseits aber ebenso nützlich ist, weil sie mich vor dem Verfallen in Apathie bewahrt), bringen mich Zsóka und Margó endlich zum Revier. Ich bekomme einen frischen Verband mit zwei neuen Holzstücken als *Schienen* (die alten habe ich in einem schwachen Augenblick zum Brotrösten verfeuert), wobei eine der Ärztinnen bemerkt, diesem Fuß sei schon "*alles egal*", weshalb sie mir den Rat gab, ich solle ihn nicht schonen, sondern in Gebrauch nehmen. Das sei das einzig Vernünftige, was ich tun könne.

Im Korridor redet mich jemand an: Erzsike. Sie hat die ganze Zeit im Revier gelegen und wartet auf ihre Entlassung. Ich habe sie nicht gleich erkannt. Sie ist nur mehr der Schatten ihrer selbst, spricht schleppend und atmet schwer. Gebrochen, glanzlos blicken ihre Augen aus tiefen Höhlen.

"Erzsike ..." Ich bemühe mich, meine Bestürzung zu verbergen. "Erzsike, wäre es nicht besser, du bleibst noch ein paar Tage? Die Appelle, die Nächte – du mußt besser zu Kräften kommen." Ich erschrecke, weil ich übers Ziel geschossen habe. Nein – Erzsike ist die alte Optimistin. Unbegreiflich.

"Eben deshalb will ich weg von hier", antwortet sie. "Ich werde mehr an der frischen Luft sein. Mit Marika und euch!"

Nein, sie hat keine Ahnung von ihrem Zustand. "Gut, dann erwarten wir euch, Erzsike!" Wir lassen uns wie üblich vor dem Block nieder.

Tausend Menschen können keine Gemeinschaft bilden, und so hat jede von uns ihren kleinen Kreis, ihre Familie. In diesem Rahmen kümmert sich eine um die andere, steht man einander bei. Ohne diese Kollektive hätte keine durchgestanden. In den ersten Wochen war alles in ständiger Bewegung. Massen kamen, und Massen wurden fortgebracht. Kaum hatte man sich ein Gesicht eingepägt, kaum war man einander im Herzen nähergekommen, war die eine oder die andere auch schon verschwunden. Das hat im allgemeinen aufgehört. Tausende und Abertausende sind als Arbeitssklaven fortgeschafft worden. Tausende sind dabei zugrunde gegangen. *Lager B III* entvölkert sich, einzelne Blocks stehen schon leer. Zu welchem Zweck hält man uns noch hier? Diese Frage ist eines der Hauptthemen der Gespräche. Ein Rätsel, das wir nicht zu lösen vermögen.<sup>19</sup> Eine höchst beunruhigende Situation. Mengele inspiziert auch weiterhin täglich das Revier, und diese Inspektionen haben wie immer einander kraß zuwiderlaufende Anordnungen zur Folge. Einmal verfügt er massenweise Entlassungen, das andere Mal gibt er Befehle geradezu humanen Charakters. Diese auch in anderen Fällen zutage tretende launenhafte Kurve von Maßnahmen mag übrigens das Ergebnis zielbewußter Überlegungen der SS-Führung sein. Jedenfalls

---

<sup>19</sup> Der baubereich **B III** war ursprünglich vorgesehen, um die große Anzahl von deportierten aufzunehmen, deren Ermordung oder Arbeitseinsatz die Logistik der Nazis zunächst überforderte. Deshalb wurde **B III** von den SS-Funktionären als "Durchgangslager" bezeichnet. (Eine andere Bezeichnung für diesen Bereich war "Mexiko".)

---

müssen wir nach jedem relativ ruhigen Tag auf irgendeinen Akt nazistischer Brutalität gefaßt sein. Dennoch setzen wir an solchen ereignislosen Tagen gleich die rosa Brille auf, was bei dem Zustand, in dem wir uns befinden, nicht Wunder nehmen darf.

Von Marika geführt – was wörtlich zu verstehen ist –, kommt Erzsike auf unsere Gruppe zu. Ihre Lippen sind blau, ihr Gesicht ist grün, ihre Stimme ist nurmehr ein Hauch, aber ihr krankes Herz ist auch jetzt noch voll ungebrochener Zuversicht.

"Paßt auf, Kinder," beginnt sie matt, "ich habe genaue Informationen aus *Lager E*. Fallschirmtruppen der Alliierten werden demnächst in einem Großangriff Auschwitz besetzen, und wir werden frei sein! Die Männer drüben bereiten sich schon für den Tag vor!"

Es dauert Minuten, ehe die Worte bis zu unseren Gehirnen gelangen. Im menschlichen Organismus scheint es eine Vorrichtung zu geben, die wie eine Schleuse funktioniert und die Eindrücke auffängt, die, ob gut oder schlecht, nicht allzu schnell in das Bewußtsein durchgelassen werden dürfen, weil sie töten können. Alle haben wir das Gefühl: *Unmöglich!* Die Nachricht ruft babylonische Verwirrung hervor. Wir wollen Zeit gewinnen: "Woher weißt du das? Wer hat es gesagt?" Aber es ist gar nicht nötig, daß Erzsike antwortet, und es fehlt ihr auch an Kraft dazu.

Die ganze Zeit über haben wir nie und in keiner Form irgendeine Nachricht gehört, aus der wir hätten entnehmen können, daß sich unser Schicksal irgendwie zum Besseren wenden könnte. Eine solche Möglichkeit haben wir aus unserem Bewußtsein ausgeschlossen, und unsere Geanken drehen sich nurmehr um die Frage, wie viele Tage wir unter den obwaltenden Umständen noch zu überleben vermögen; wie man morgens zu einem Extraschluck lauwarmer schwarzer Brühe oder mittags zu etwas mehr Spülwasser kommen könne; wie man einen Bissen Brot mehr ergattern, bei der Entlausung ein besseres Kleid erwischen und sich nachts etwas mehr Platz zum Liegen verschaffen könne; wie man es anzustellen habe, daß man keine Schläge bekommt, nicht ins Revier geschafft wird, sich keine Krätze oder sonst eine ansteckende Krankheit oder Läuse zuzieht und sich vor dem Regen schützt. Die letztgenannten Wünsche, wie man um die aufgezählten Unzukömmlichkeiten herumkomme, sind nicht ernstgemeint, denn *um etwas herumzukommen* übersteigt die uns gegebenen Möglichkeiten, weil alles Wollen und Trachten in unserem Zustand des völligen Ausgeliefertseins reine Utopie ist.

Also ... *Fallschirmjäger besetzen Auschwitz, und wir sind frei?* Unvorstellbar! Flüsternd setzt ein Wortgefecht ein. "Blödsinn," sagt die eine, "Auschwitz ist dann eine Insel im neuen deutschen Reich. Schlafen die Deutschen etwa?"

---

"Wer ist so verrückt, dem Wolf direkt in den Rachen zu springen?" meint eine andere.<sup>20</sup>

"Man sollte uns glaubhaftere Geschichten erzählen", wirft eine dritte ein.

"Unser größter Fehler ist, daß wir früher nicht an das Böse glauben wollten und jetzt am Guten verzweifeln", stellt eine vierte fest. "Man hat uns weggetrieben wie das Vieh auf die Schlachtbank, und wir haben nicht glauben wollen, wohin es geht. Jetzt sollten wir wenigstens an das Gute zu glauben den Mut haben."

"Das ist wahr, – nichts ist unmöglich", beginnt das Rätselraten von neuem.

"Richtig, wir können doch nicht wissen, was draußen in der großen Welt geschieht", stimmen andere zu.

"Das Blatt kann sich wenden."

"Ist Hitler etwa unbesiegbar?"

Verblüfft sehen wir einander an. *Ist Hitler etwa unbesiegbar?* Hier, mitten in den Auschwitz Lager, im Schatten der Krematorien, umgeben von der Asche ermordeter Millionen, hat jemand diese Frage formuliert? Ist sie von Sinnen? Ist sie verückt?

Nein! – Wir wollen hoffen ... und lassen unserer Phantasie freien Lauf. Wie wird es sein, wenn wir frei sind? – "Wir werden die Unseren durch das Radio suchen." – "Ich fahre kreuz und quer durch Deutschland und stöbere sie auf." – "Ich gehe nicht zurück nach Hause." – "Ich gehe zurück, und mein erstes wird ein warmes Bad sein." – "Ich kaufe mir einen ganzen Laib Brot und esse ihn auf einen Ritt auf." – "Ich lege mich vor allem in ein Bett, ein wirkliches Bett." – "Ich brauche nichts, sollen sie alles behalten, nur mein Sohn soll leben." – Wir nehmen Mengele fest und hängen ihn auf." – "Der Teufel soll ihn holen, aber ich töte nicht." – "Ich werde nie wieder sparen und kaufe mir für mindetens zehn Pengö Aufschnitt zum Abendbrot." – "Ich werde mir das Haar nie selber waschen, sondern lasse es mir immer vom Friseur behandeln." – "4711 ist das einzige echte Kölnischwasser, loses kaufe ich nie wieder."

Es lodern die Pläne und Begierden. Begierden? Leeres Träumen ist es, fruchtloses Sehnen von Menschen, denen nichts geblieben ist als das nackte Leben – und das auf Abruf.

Aber wie jedesmal, wenn wir uns, und sei es nur für Augenblicke, der Hölle entrückt fühlen, so weckt uns auch jetzt die Auschwitz Wirklichkeit aus unseren Träumereien. Eben habe ich gesprochen: "Gábor ist hier, und wir werden uns auf die Suche nach Tiborka begeben ..." – da höre ich meinen Namen rufen. Eine Frau kommt auf mich zu: "Ein Eilbrief!" Ich reiße ihr das Papier aus der Hand: *Gehen morgen früh auf Arbeit nach Deutschland. Gib acht auf dich. Vertrauen wir, daß wir uns wiedersehen! Ich bin immer bei dir. G.*

Als wäre ich vom Himmel auf die Erde gefallen. Wir haben genug vom Träumen.

---

<sup>20</sup> Im Sommer 1944 mißlang ein Versuch der Hagana (zionistische untergrundorganisation in palästina), jüden ungarischer abstammung als fallschirmspringer in ungarisches gebiet einzuschleusen, um die deportationen zu behindern. Sie wurden von der britischen armee auf jugoslawischem gebiet abgesetzt und erreichten von dort aus ungarland, wurden jedoch gefangengenommen. Zwei von ihnen, perez goldstein und anikó szenes, wurden hingerichtet. (Nach wikipedia) (Siehe auch bei den literaturhinweisen: HANNAH SENESH)

---

In den eigenartig penetranten Gestank von Birkenau mischen sich die Düfte des Herbstes. Sie haben sich durch den mit Hochspannung geladenen Stacheldraht in das Lager gestohlen und unsere Gemüter aufgerührt. Die bunt welkenden Blätter der Bäume mußten draußen bleiben, aber der Duft hat in die sterbensmüden Herzen heimatliche Erinnerungen engeschmuggelt.

Herbst! Die Blätter der Platanen bedecken unseren Hof mit einem gelben Teppich. Die Knollen der Dahlien werden in den Keller gebracht. Die Kronen der Rosenstöcke werden mit Erde zugedeckt. Die Äpfel kommen in das Regal. Jonathanäpfel, Goldrenetten, der anspruchslose Breitling, Gábors Lieblingsobst. Weinlese: In Scharen kommen Studenten mit dem Frühzug. Studenten ... Laci, Sanyi, Bandi, seine Klassenkameraden, jetzt schon in der siebten Klasse.

Aber der Herbst bringt auch die naßkalten, nebligen Morgenstunden. Die Kälte dringt durch das dünne Kleid. Niemand flüchtet mehr vor den Strahlen der Sonne. Und der Herbst bringt die hohen Feiertage, sie stehen schon vor der Tür, vor der Tür von Birkenau!

Die hohen Herbstfeiertage! Schwarze Schuhe zum Knöpfen mit Lackkappen. Onkel Dóri mit seinem geliebten *ergo*.<sup>21</sup> Wie er es genießerisch überall anbringt, ob es paßt oder nicht: "*Die Schuhe, die ich euch mache, kriegt ihr nie kaputt, ergo ...*" Wir haben sie kaputt gekriegt, ergo ... Neue Matrosenkleider und Quitten, mit Gewürznelken<sup>22</sup> gespickt. Im Hof der Synagoge Aussöhnung mit Kameraden, unter Erröten Verzeihung bietend und Verzeihung heischend. Und von Zentnerlast erlöst ist die Seele.

Was wäre, wenn feierliche Aussöhnung die Seele der ganzen zürnenden Welt aus ihren Fesseln erlöste und die mit Sturm gesättigten Zäune aller Birkenaus der Welt fielen? Was wäre – was wäre – ?

Niemand spricht mehr von dem *Wunder*, Erzsikes Fallschirmarmee, aber um so mehr denken wir daran. Unbewußt fallengelassene Worte verraten es. Es ist so gut, auf etwas zu warten, auf etwas, das nicht der Tod ist. Mögen es Märchen sein, geschickt ausgedachter Schwindel, wenn es nur Leben verheißt.

Wir sitzen beisammen vor dem Block. Ein lauer Herbstwind streichelt uns die Wangen, aber über allem liegt der Moder des Vergehens. Die sterbende Natur schmiegt sich an uns und umfängt uns. Wir werden eins mit ihr, und uns ist bange, bange.

"Soll ich dir sagen, woran du denkst?" fragt Zsóka und streicht mir über den kahlgeschorenen Hinterkopf.

Ich fahre zusammen.

"Daran, was diesen Herbst so schwer erträglich macht."

"Ja, ich kann mir nicht helfen ..."

---

<sup>21</sup> ergo (lat.): also (*Anmerkung in der originalausgabe*)

<sup>22</sup> Während des vierundzwanzigstündigen Vollfastens am Versöhnungstag werden Gewürznelken als Riechmittel verwendet. (*Anmerkung in der originalausgabe*)

---

Wir schweigen eine Weile. Dann sagt Zsóka warm: "Laß die Lyrik. Neben Weiß ist Schwarz noch schwärzer. Nicht Erinnerungen nachhängen, nicht die Gegenwart analysieren, nur leben, am Leben bleiben; das allein ist jetzt wichtig. Einmal werden wir auf dem Mecsekberg oder am Ufer der Zala über unsere Leiden sprechen. Einmal, wenn sie nur mehr Erinnerung sein werden."

Wieder senkt sich Schweigen zwischen uns.

"Es hätte auch noch schlimmer sein können", hebt sie wieder an und legt mir den Arm um den Hals. "Wie schön ist es, daß wir vier uns gefunden haben."

*Amen*, sage ich im stillen.

Die beiden Kinder trinken förmlich jedes ihrer Worte. Wenn ihnen nur der Magen nicht so knurrte! Eins ist blasser als das andere, aber ihre Augen leuchten beim Anblick der Mutter. Sie vergöttern Zsóka, und wenn sie können, schmuggeln sie das Essen in ihren Topf zurück. Nie habe ich von ihnen die Worte *Ich bin hungrig* gehört. Aber Mária kann oft nicht schlafen vor Hunger.

Wir sitzen am Ende des Blocks, wo der Eingang zum Lager ist.

Die stattliche Blockälteste des Reviers kommt heraus und bleibt an der Ecke stehen. Sie trägt ein weißgepunktetes Kleid aus blauer Seide, gute Trotteur-Schuhe und Knöchelsocken. Ihr halblang geschnittenes Haar ist von Spangen zusammengehalten. Ihrer Gestalt entsprechend, hat sie eine tiefe Altstimme. "Blockarzt Nummer Fünf!" ruft sie. "Blockarzt Nummer Fünf!"

Das ist eine ungewöhnliche Art, einen Häftling zu holen, und es beunruhigt uns alle. Zsóka springt auf, rafft ihre Arzttasche von der Erde auf, wirft sie über die Schulter und rennt davon. Die Blockälteste nimmt sie am Arm, und beide gehen in die Revierbaracke.

Eine halbe Stunde vergeht, bis Zsóka zurückkommt. Die Kinder warten auf sie an der Ecke der Baracke. Alle drei lächeln, aber es ist ein zu frohes Lächeln, hinter dem nichts Gutes steckt.

Zsóka weiß, daß sie beobachtet wird, darum spielt sie diese Komödie – und uns wird beim Anblick ihres frohen Gesichts bange. Sie wirft ihre Tasche auf die Erde, setzt sich, schließt die Augen und wendet das Gesicht der Sonne zu. Dann beginnt sie flüsternd: "Die Blockälteste meint, heute beginne die vollständige Räumung von *Lager B III*. Den Grund wisse sie nicht. Auch das Revier wird aufgelöst. Mengele wird demnächst große Musterung halten. Die Ärzte bleiben, so heißt es, vorläufig ... – Du, Kati, solltest deinen Fuß wieder in Betrieb nehmen und in einen Arbeitstransport zu gelangen versuchen ... Wenn der Fuß noch so schmerzt, von heute an mußt du allein laufen. Es ist nichts zu machen. Du kannst die sechs Wochen bis zur vollständigen Heilung nicht abwarten."

"Zsóka, warum bist du so aufgeregt? Du verschweigst etwas!"

"Nein, nichts!"

---

In diesem Augenblick erschallt unheilverkündend der Befehl zum Antreten. Bestürzt sehen wir einander an. Zsóka sagt noch rasch: "Ihr seid nur drei in der Schonung, bleibt ruhig sitzen" – und rennt davon.

Unzählige Male sind wir angetreten, aber nie habe ich eine solche Beklemmung empfunden wie diesmal. In Minuten steht der Block. Von der Stelle aus, wo wir sitzen, können wir alles überblicken.

Als hätte ihn die Erde ausgespien, steht Mengele bereits an der Ecke, flankiert – ein ungewöhnlicher Fall – von der Blockältesten des Reviers und zwei Revierärztinnen in ihren weißen Kitteln. Knapp dahinter steht Zsóka.

"Kleider herunter!" Mengele tritt vor, und die Frauen ziehen einzeln an ihm vorbei. Heiliger Himmel! Auch die beiden Kinder sind da, und wie viele sind heute *tauglich*! Jetzt sind sie an der Reihe. Klein Zsóka: *tauglich* – Mária: *tauglich*. Zsóka rennt, Mengeles Gesichtsfeld meidend, nach hinten. Sie wirft mir ihre Tasche in den Schoß, reißt sich das Kopftuch herunter, zieht das Kleid aus.

"Bringt die Tasche nachher ins Revier ... Mein Gott, er soll mich nur nicht erkennen ..." Sie rennt zurück, stellt sich in die Reihe. Jetzt geht sie an Mengele vorbei.

Er erkennt sie nicht: "Tauglich." Ab nach rechts!

Die Blockälteste schweigt, es schweigen die Ärztinnen. Noch einige Minuten ... Der Zug setzt sich in Bewegung!

Was jetzt? Herr, hilf mir! Nein, es kann nicht sein. Zsóka ist fort! Zsóka und die Kinder sind fort! Ich weine und falle Márta um den Hals, die für *untauglich* erklärt wurde. Halb von Sinnen umkrampfe ich Zsókas Tasche ... Zsóka! Zsóka! Zsóka!

Man bringt mich in die Schonung, und ich versinke im Nichts. – *Wie schön ist es, daß wir vier uns gefunden haben:* Eben erst hat sie das gesagt. Die Worte schweben noch in der Luft. – Und keine Zsóka mehr, fort ist sie.

Am Nachmittag kommt eine der Essensträgerinnen und übergibt mir ein Paket: "Das schickt Zsóka." – Ich betrachte die Frau angelegentlich.

"Was starrst du mich an, als hättest du mich nie im Leben gesehen?"

"Zsóka? Wo ist sie?"

"Ganz vorn. Seit Stunden stehen sie."

"Wie kommt man dorthin?"

"Gar nicht."

Ich mache das in zerknülltes Papier gehüllte Paket auf und halte Klein-Zsókas wundervolle Schuhe in der Hand.

Nein, das kann ich nicht annehmen. Die Schuhe müssen zurück zu Zsóka. Ich bitte und bettle, bis Margó, die für *untauglich* erklärt worden ist, sich bereit findet, die Schuhe zurückzuschaffen.

Nach einigen Minuten erscheint sie wieder: "Ich habe eine der Ärztinnen getroffen, die die Frauen begleitet hat. Sie fragte, ob du die zwei Paar Schuhe bekommen hast, die Zsóka dir geschickt hat. Das andere Paar waren Márias schwarze Halbschuhe. Alle

---

guten Schuhe mußten nämlich abgegeben werden, und da zogen die Kinder rasch die ihren aus und schickten sie durch Kató L. zu dir."

Furchtbar. Aber dieser Leichtsinn! Sie hätte warten können. Vielleicht hätten die Kinder ihre Schuhe doch behalten dürfen. – Ich kann mich nicht beruhigen.

"Wo ist das zweite Paar geblieben?" fragt Margó.

Am nächsten Tag prangen die schwarzen Schuhe bereits an den Füßen eines Mädchens aus Miskolc. Acht Abendessen hatten wir vorher dafür geopfert!

"Schweinerei", schimpft Margó. "Die Frau hat sie verhökert."

"Kümmere dich nicht darum. Sie sind von einem Kind zum anderen gewandert. Von mir hätte die Kleine sie umsonst haben können."

"Zieh aber wenigstens deine an, wärme sie nicht in deinem Schoß", drängt Margó. Meine an Leinensandalen gewohnten Füße wollen nicht hinein. Wohin jetzt damit, wie verstecke ich sie? Denn um nichts in der Welt möchte ich mich davon trennen, sind sie doch Zsókas letzte Botschaft.

Fremd, neu ist alles um mich herum. Fremd der Block, fremd die Menschen, fremd bin ich mir selbst. Alles ist anders; anders die chlogeschwängerte, rsuchige, naßkalte Birkenauer Luft. Alles ist neu ... ohne Zsóka!

Wahnvorstellungen verfolgen mich: Zsóka und die Kinder werden vergast, darum hat sie die Schuhe zurückgeschickt. Vergebens sucht mich Margó zu beruhigen.

Der Block ist fast leer und wird noch vor dem Abendappell desinfiziert.

Und es wird Morgen, ein Morgen ohne Zsóka. Bald sollen wir erfahren, was Birkenau ohne Zsóka ist.



Tagelang bleibt der Block ohne Arzt. Die Pflegerin meldet der Blockältesten die erkrankten Frauen. Mangels einer Diagnose wagt die Blockälteste nicht, sie in der Schonung zu behalten, und schickt sie ins Revier hinüber. Die Folge ist, daß niemand es wagt, sich krank zu melden. Die Blockärzte müssen über alles ein genaues Protokoll führen, was neben einer gewissen bürokratischen Routine viel taktisches Geschick und noch mehr Mut und unbeugsames Menschentum erfordert.

So wälzen sich die Kranken unter uns herum und stecken mit ihrer Hinfälligkeit und Verzweiflung auch die relativ Gesunden an. Innerhalb von drei Tagen bemächtigt sich der Frauen völlige Kopflosigkeit, und eine denunziert die andere. Wie sehr fehlt uns Zsóka, die in einer solchen Lage mit einem Blick, einem Lächeln Ordnung schaffte, die Kranke ohne viel Umstände in die Schonung steckte und ihre Namen so in die Listen eintrug, daß sie im gegebenen Augenblick daraus wieder verschwinden konnten; Zsóka, die Kranke, sofern sie dessen bedurften, ins Revier brachte und mit der einen und der anderen Revierärztin, ja auch mit der Blockältesten Kontakt hielt und von ihnen sofort unterrichtet wurde, wenn Mengele *große Selektion* unternahm. Da war

---

Zsóka hinübergerannt, hatte ihre Patientinnen gesundschreiben lassen und hatte sie in den Block zurückgeführt. Die Patientinnen hatten nicht begriffen, warum sie das tat. Ihr aber waren die Lippen versiegelt gewesen. Wer würde in Zukunft aufpassen, wann Mengele im Block selektierte? In solchen Fällen hatte Zsóka sofort die Insassen der Schonung aufgestört (wie oft war auch ich darunter gewesen) und hatte sie im letzten Augenblick zum Revier hinübergeführt, wo sie blieben, bis die Gefahr vorüber war. Sie hatte es verstanden, die Blockfunktionäre auf ihre Seite zu bringen, und hatte im Zimmer der Blockältesten die kniffligsten Operationen vollführt, um die – oft von Stunde zu Stunde wechselnde – Statistik der Schonung mit der Gesamtliste der Blockhäftlinge und der Statistik der nervtötenden Appelle in Einklang zu bringen. Keine Zsóka mehr ... Zsóka mit ihrem organisierenden Genie, ihrem kompromißlosen Mut und ihrem sorgenden Menschentum!

Am vierten Tag nach der großen Musterung erscheint eine fremde Frau im Block. Sie ist *in Zivil*, so daß wir nicht wissen, daß sie Ärztin in einem anderen Block ist. Wir sind unser drei in der Schonung. Die Frau kommt, begleitet von der Blockältesten, direkt auf uns zu.

"Was fehlt dir?" fragt sie mich.

"Ich habe mir den Fuß gebrochen, und er schmerzt sehr, wenn ich damit auftrete", kläre ich sie auf.

"Steh auf! Geh ein paar Schritte! In Ordnung, aus mit der Schonung, kannst hinausgehen!" befiehlt sie und schaut auf die Blockälteste. Einige Minuten später sind auch die beiden anderen draußen.

Die Blockälteste läßt den Block antreten: "Wir haben eine neue Blockärztin. Wer krank ist, melde sich!"

Keine rührt sich, die leeren Gehirne beginnen angestrengt zu arbeiten, das Rätselraten setzt ein. Schließlich tritt eine Frau vor, es folgen zwei weitere – drei – zehn – vierzehn – sechzehn! Was blüht ihnen?

Prüfend starre ich auf die Frau, bemüht, herauszufinden, was wir von ihr zu erwarten haben. Aus ihrem leeren Blick und ihren unbewegten Zügen kann ich nur soviel herauslesen, daß sie feige ist. Wer hier ein Amt ausübt und den Wünschen der Blockältesten nachgibt, ist feige, für die Gemeinschaft schädlich, also schlecht. Schon als sie mich für gesund erklärte und dabei Zustimmung heischend auf die Blockälteste schaute, wußte ich, daß sie feige ist. Aber sie hat sich getäuscht. Umsonst hat sie Joli angestarrt. Joli hat nicht verraten, was sie sich denkt. Joli ist einzig in ihrer Art in ganz Birkenau, und dazu – davon bin ich heute fest überzeugt – von Zsóka, durch den Zauber, den Zsókas Person ausstrahlte, und das Beispiel ihrer besonderen Methoden erzogen worden. Jolis passives Verhalten bringt die neue Ärztin sichtlich in Verlegenheit. Jetzt wird es sich entscheiden, welche von ihnen die stärkere ist, welche ihren Einfluß geltend machen kann.



---

Begleitet von der Ärztin, der Blockältesten und den zwei Pflegerinnen gehen die sechzehn kranken Frauen in den Block. Die Ärztin hört sich Margós Bericht an, dann untersucht sie die Frauen und trifft ruhig und sachlich ihre Entscheidung. Sieben, die hohes Fieber haben, weist sie ins Revier ein, drei läßt sie in der Schonung, vier findet sie gesund und bei zweien ruft sie "Krätze". Die Revierbaracke besitzt bereits eine Krätze-Abteilung. Dorthin schickt sie die zwei. Joli versucht sich ins Mittel zu legen: "Wir haben ein wenig Mitigal. Damit schmieren wir sie ein. Dann können sie dort in der Ecke liegen." Die Ärztin geht nicht darauf ein. Sie überweist auch die beiden Krätzigen ins Revier. Infektiöse Kranke müssen gesondert gemeldet werden.

Die Lawine ist im Rollen!

Die Frau mag nicht wirklich schlecht und unmenschlich sein. Es fehlt ihr nur die von den Umständen geforderte Intelligenz, der der außerordentlichen Lage entsprechende moralische Mut und jene Art von Menschentum, das keine Opfer scheut, Gefahren auf sich nimmt, nicht wägt, sondern handelt. Das alles besaß Zsóka – und besitzt die *Neue* nicht.

Es genügt eben nicht, daß einer nicht böse, daß er objektiv, gerecht, unschädlich und friedfertig ist. Es gibt bloße Unterlassungen, die sich sogar noch schlimmer auswirken als das vorsätzlich Böse. Daher muß über die gute Anlage hinaus noch etwas vorhanden sein: stete Hilfsbereitschaft, ein Eintreten für den Menschen. Dies ganz besonders hier, wo man glauben könnte, daß jedes derartige Bemühen Torheit ist, hier, wo wir hilflos ausgeliefert sind.

Wieder sind wir soweit, daß die Kranken sich nicht zu melden wagen. Was geschähe, wenn Zsóka hier wäre? Sie würde die sechzehn Frauen in die Schonung legen und den Fiebernden etws zur Senkung der Temperatur geben. Mit Symptombehandlung würde sie zunächst Zeit gewinnen, und Zeit zu gewinnen ist hier entscheidend. Die Krätzigen würde sie mit Mitigel einschmieren und natürlich nicht melden, ja auch der Blockältesten gegenüber maskieren. So hat sie es immer gemacht. Meldeten sich zuviele krank, nahm sie die relativ leichteren Fälle aus der Schonung, steckte sie aber, sobald es ging, wieder hinein.

Die Reizbarkeit der Frauen beginnt panikartige Formen anzunehmen. Ringsum hysterisches Schluchzen oder Lethargie, unterbrochen von plötzlichen Wutausbrüchen aus nichtigen Anlässen. Schwestern fallen übereinander her. Die Tochter geht auf die Mutter, die Mutter auf die Tochter los. Das Vorgefühl großer Gefahren nimmt Besitz von uns. Und fünf Tage später geschieht es: Mitten am Tage müssen wir antreten. Ob die neue Ärztin eine Meldung gemacht hat?

Sie erscheint zusammen mit der Blockältesten und einer SS-Frau. *Kleider herunter!* Und was sehe ich: Etwa ein Fünftel der siebenhundert Frauen hat Krätze! Sie werden abgesondert – und fortgeschafft!

---

Drei entschlossene Frauen sind nachts auf allen vieren zum Revier bis zur Abteilung für infektiöse Patienten hinübergekrochen und haben durch die Fenster nach ihren Angehörigen gespäht. In einem Raum lagen sie eine über der anderen, Tote und stöhnende, jammernde Sterbende. Die sie suchten, fanden die drei Frauen nicht.

Das Geräusch nahender Schritte schreckte sie auf. Der Lärm hatte einen Wachposten angelockt. Die Frauen sprangen durch das nächste Fenster in einen anderen Raum. Auch hier lagen Tote und Sterbende durcheinander. Unter den noch lebenden Kranken war eine Frau aus Győr, die ihnen eine Botschaft für jemanden in *Block 4* aufgetragen hat. Ich weiß nicht, wer es ist, denn ich bin außerstande, mir den Bericht der *Heldinnen* anzuhören, und was ich indirekt und gegen meinen Willen davon erfahre, genügt, mich für die nächsten Tage mattzusetzen. Sie haben Stunden an dem fürchterlichen Ort verbracht. Flüchten konnten sie nicht, denn der Posten ging dauernd vor dem Fenster auf und ab. – Als sie dann *das Auto* kommen hörten und ihnen nur Sekunden zum Handeln blieben, huschten sie in den Korridor des Reviers hinaus und von da in den großen Krankensaal. Noch hatten sie die Tür hinter sich nicht geschlossen, hörten sie bereits die Schritte der SS-Mannschaft des Autos auf dem Korridor. Sie legten sich unter die Patientinnen und hörten, wie drüben unter dem Stöhnen und Wehklagen der Sterbenden die Räumung der Totenkammer vor sich ging. Ihre Sorge war nun, wie sie bis zum Appell in ihren Block zurückkämen. Sie hatten Glück. Gegen Morgen kam – ein ungewohnter Vorgang – die Revierärztin in den Saal. Sie hatten sich ihr entdeckt, und die Ärztin hatte sie in einem geeigneten Augenblick zum Block hinübergeführt, wo die anderen schon im Antreten begriffen waren. Sie hatte nur gesagt: "Mehr Glück als Verstand."

Unter diesen Umständen und als Folge des fortschreitenden physischen und seelischen Verfalls, des Fehlens jeder Selbstdisziplin und nicht zuletzt der unterträglichen Qual der Appelle in bitterer Kälte, nimmt die Stimmung unheilvolle Formen an. Die Frauen gebärden sich wie von Sinnen, bereit, mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen.

Unter Verletzung eines strengen Verbots – und bei den Nazis spielt man dabei mit dem Kopf – hat uns die Blockälteste schon am Tage des Abtransports der Krätzigen durch die Pflegerin mitteilen lassen, die Frauen seien nicht in die Gaskammer, sondern in das tschechische Lager<sup>23</sup> gebracht worden, wo es eine besondere Station für Krätzige gebe. Es war die Wahrheit, aber keine von uns glaubte es damals.

Wenn eine Gefahr vorüber ist, blickt man auf sie wie auf ein ganz gewöhnliches Erlebnis zurück. Eine der drei Frauen, die das oben geschilderte Abenteuer zu bestehen hatten, ist während der wenigen Stunden, die es dauerte, ergraut. Aber wenige Tage nach der grauenvollen Nacht reden alle drei von ihrem Unternehmen, als würden sie sich unbedenklich wieder darauf einlassen, wenn ähnliche Umstände es nötig machten.

---

<sup>23</sup> B II b ("Theresienstädter Familienlager")

---

Aufgeregten Tagen folgen in der Regel ruhigere Zeiten. Empörung erfordert Energie. Die Gefahr von außen reißt nie ab, aber der Grad ihrer Erträglichkeit wird durch das Verhalten der Häftlinge mitbestimmt. Alles ist leichter, wenn sie sich ruhig verhalten. – Jetzt wird es allen klar, was Zsóka für den Block bedeutet hat. Viele haben Zeit dazu gebraucht. Jetzt aber stehen mancher Tränen in den Augen, wenn Zsókas Name fällt.

Die regnerischen, kalten Tage des September erschweren uns das Leben weiter. Noch immer haben wir nichts am Leib als das dünne Kattunkleid ohne Unterwäsche. Die einen tragen schlechte Schuhe oder Holzpantoffeln an den Füßen, die anderen laufen barfuß herum. Nachts liegen wir wie immer auf dem bloßen Fußboden, tagsüber sitzen wir wenigstens zehn Stunden lang unter freiem Himmel auf schlammiger Erde. Unser Essen: der Quantität nach fünfhundert oder sechshundert Kalorien, der Qualität nach Spülwasser. Mit unseren Nerven sind wir am Rande des Wahnsinns angelangt. Es hängt etwas in der Luft, daß es hier in kurzem keine lebende Seele mehr geben wird.

Auf der Lagerstraße fährt ein Tonnenwagen hin und her. Wohin er das Wasser in dem mächtigen Behälter bringt, wissen wir nicht. Hinten ist ein Hahn angebracht, aus dem ständig Wasser fließt. Mutige Frauen schleichen sich mit ihren verbeulten Gefäßen hin, um etwas von dem kostbaren Naß aufzufangen. Für solchen *Diebstahl* setzt es, wenn man dabei erwischt wird, fürchterliche Schläge. Aber manchmal gelingt das Unternehmen. Der Wagen kommt auf der mit Feldsteinblöcken gepflasterten Straße nur langsam voran. Gelingt es einer Frau, ihr Geschirr zu füllen, trinkt sie sich zunächst satt. Das übrige gibt die eine für einen Bissen Brot pro Schluck an andere ab. Andere stellen es den Frauen ihres engeren Kreises zum Waschen zur Verfügung. Auch im Sommer pflegte der Tonnenwagen zu kommen. Da wurde das erbeutete Wasser restlos ausgetrunken. Jetzt benutzt man also einen Teil zum *Waschen*. Ich beobachte die um so ein Gefäß herum versammelten Gruppen. Manche der Frauen bewegen sich nur noch, als gehorchten sie dem Antrieb einer in ihnen verborgenen Feder. Es sieht aus, als brächte irgendeine Apparatur ein Skelett in Bewegung – furchtbar! Ich denke an die nächste Musterung und kann nicht glauben, daß man diese Frauen einfach als *untauglich* weiter im Block lassen wird. Wie lange wird es noch dauern, bis wir alle soweit sind? Schaudernd fahre ich mir mit der Hand über den Körper und prüfe, wieviel *Reserve* ich noch besitze. Beim Appell gebe ich acht, mit keiner der Frauen in Berührung zu kommen, denn ich sehe nicht mehr nur die Kleider, sondern auch das, was darunter ist. Und keine Zsóka da, die Verzweifelten aufzurichten und ihnen zu Bewußtsein zu bringen, daß sie Teil einer großen Gemeinschaft, sind, einer vieltausendköpfigen Masse, in der auch etwas im Interesse des Lebens geschieht. Denn in der Gemeinschaft, in der Masse ist Kraft, ist Leben, ist Wille, auch wenn sie schweigt, wenn sie sich duckt, wenn sie nur wartet – aber ist das hier eine Gemeinschaft? Oder nur ein Haufen Fetzen?

---

Es ist die Zeit kurz vor Rosch Haschono.<sup>24</sup> Auf Rosch Haschono muß man, das sind wir gewöhnt, *warten*, warten mit ganzer Seele, mit warmem Herzen, vereint mit vielen, vielen tausend anderen Herzen. Aber wo sind jetzt diese Herzen, diese Licht und Wärme ausstrahlenden, diese Mut spendenden, heißen Herzen? Verlassen, verwaist, mit Herzen, die nur mehr glimmen, haben wir nicht die Kraft *zu warten*. So bricht der Tag an, und von den Lippen einer der Frauen erklingt das Gebet ... Ich ertrage es nicht, ich ertrage es nicht ... Ich will es nicht hören und halte mir die Ohren zu. – Vergebens, es klingt aus meinem Inneren hervor: alte, vertraute Worte, heimatliche Worte ... Ein frohes Jahr ... ein frohes Jahr! Ich spüre heißen Atem an meinen Wangen. Ich ertrage es nicht ... ich ertrage es nicht ... ich will sterben ... ich will sterben ...

*Antreten!* – Mitten am Tag! Dreistündiger Appell, dann das Abendessen. Alle liegen schon ... und wieder erklingt das Gebet und entschwebt in die Birkenauer Nacht.

Seit Tagen liegt eine ungewohnte, neuartige Stille über den Baracken. Es herrscht ein menschlicherer Ton, die Herde rückt enger zusammen, die Frauen suchen einander. Im reinigenden Feuer des Gedenkens ist die Gleichgültigkeit, die Unduldsamkeit ausgebrannt. Die Frauen flüchten aus der Einsamkeit. Wie schön wäre es, wenn es so bliebe! Aber es bleibt mir nicht einmal Zeit, den Gedanken zu Ende zu denken: *Entlausung!*

Jetzt muß auch ich mit. Geht es aber wirklich zur Desinfektionsbaracke? Erwartet uns nicht die Gaskammer oder irgendeine andere Art gewaltsamen Sterbens?

Wir brechen auf. Welche Menge von wandelnden Skeletten! Solange wir auf der mit grobbehauenen Feldsteinen gepflasterten Straße sind, bereitet mir jeder Schritt unerträgliche Qual. Ich möchte vor einen der SS-Männer hintreten: *Erschießen Sie mich!* Aber ich gehe weiter, die Menge zieht mich mit sich.

Vor *Lager E* kommt uns eine kleine Gruppe Frauen mit Tüchern auf den Köpfen entgegen. Vorn SS, hinten SS. In einem unbewachten Augenblick flüstert uns eine von ihnen zu: "Geduld, die Deutschen weichen, die Russen kommen!" Die Botschaft wird von Mund zu Mund weitergegeben. Wir können es nicht fassen und sagen es mechanisch der nächsten, wie wir schon zahllose Gerüchte und Berichte weitergegeben haben. Wenn uns einer erzählte, um Birkenau herum tanzten Tote Reigen, gäben wir auch das weiter. Am Rhythmus des Marschierens ist zu sehen und zu hören, daß keine der Frauen die Botschaft in sich aufgenommen hat.

Etwas weiter, nach etwa hundert Metern, wird es doch anders. Es kommt Schwung in die Menge. Die Botschaft ist bis zu den Gehirnen gelangt. Die Frauen schreiten frischer aus, ihre Bewegungen sind lebhafter, Köpfe wenden sich nach links und rechts, Lächeln huscht über die Gesichter, die Arme schwingen kräftig aus. Die Frauen zwinern und blinzeln mit den Augen, als wären sie plötzlich in blendendes Licht geraten. Die Botschaft hat gezündet.

---

<sup>24</sup> Rosch Haschono: Neujahr, einer der höchsten jüdischen Feiertage (*Anmerkung in der deutschen Erstausgabe*)

---

So gelangen wir vor die Desinfektionsbaracke. Selbstbewußt sehen die Frauen um sich, während wir warten, an die Reihe zu kommen. Manche sieht aus, als wollte sie den SS-Männern zurufen: *Ihr geschlagene Bande!* Ein Wunder wäre es nicht, denn die zermürbten Nerven kennen kein Wägen, keinen Maßstab.

In einer Ecke des Desinfektionsraumes befindet sich eine durch eine Glaswand hermetisch abgeschlossene Kabine. Dort halten sich immer zwei oder drei Personen auf. Sie bedienen die Duschen und mögen, so vermutlich, bei Vergasung den Erfolg kontrollieren.<sup>25</sup> Ich beobachte sie, ob sie sich nicht unter den Frauen Skelette zum Vergasen aussuchen, auf die ja ständig Jagd gemacht wird. Nein, es geschieht nichts, wohl weil wir alle so sehr herabgekommen sind, daß es mehr solche als andere gibt.

So gehen wir aus der Prozedur wieder vollzählig hervor. Die Kleider liegen auf einem Haufen da, SS wirft jeder von uns wahllos eines hin. Auf mich kommt diesmal ein etwas besseres Stück: graues Leinen, eine Art Arbeitskittel, vorn von oben bis unten Knopflöcher, natürlich ohne Knöpfe, aber es ist ein Gürtel dabei. Das Kleid hat zwei Taschen und lange Ärmel.

Margó stößt mich in die Seite: "Darin fährst du nach Hause!"

In der Desinfektionsbaracke überkommt mich immer ein gewisses, schwer zu formulierendes Gefühl. Es ist ein Durcheinander von Angst, Mißtrauen, Pietät und Schmerz. Ist man wieder glücklich draußen, so fühlt man sich befreit und für kurze Zeit etwas beruhigt. Margós Satz hat mich aus diesem narkotischen Zustand geweckt. Die Worte nehmen mich in Besitz und lassen in mir reale, greifbare Vorstellungen aufleben. So mag es vorhin auch anderen ergangen sein, als sie die Botschaft vom Nahen der Befreier vernahmen. Munter, wie ausgewechselt – ich mit meinem auf den doppelten Umfang angeschwollenen Fuß –, legen wir den Rückweg zurück. Unfähig, wie ich schon bemerkt habe, die Dinge realistisch abzuwägen, werfen wir einen *letzten Blick* durch den Stacheldraht zurück: *Auf Nimmerwiedersehen, Desinfektion, auf Nimmerwiedersehen, Krematorium – wir fahren nach Hause!* Alles ist jetzt anders: anders die Straße, anders die Luft, anders hallen unsere Tritte von den Steinen, und eine Minute lang betrachte ich Birkenau, als schickte ich mich an, es zu photographieren, als bloßes Spiel von Licht und Schatten: *Nehmen wir Blende acht, eine fünfundzwanzigstel Sekunde; beim Vergrößern lasse ich die linke Ecke weg, sie verdirbt das Ganze; Teleobjektiv dreizehn, denn die Schornsteine sind weit weg.* – Glückliche, selige Augenblicke momentaner Geistesstörung.

Wie eine, die von einer erfolgreichen Reise nach Hause kommt, rücke ich in den Block, das heißt neben den Block ein. Ich habe ein besseres Kleid an, mir ist vom Gehen angenehm warm. Die Erlebnisse des Tages haben mich in einen Zustand sonderbarer Kühnheit versetzt.

---

<sup>25</sup> Hinweise auf diese details konnte ich sonst nirgendwo finden, im vorliegenden buch noch an anderer stelle. Hinsichtlich der als duschräume getarnten gaskammern wird in anderen berichten nur ein guckloch erwähnt. Auch die verwendung derselben räume zur desinfektion/zum duschen wie zur ermordung (vergasung) wird hier mehrfach erwähnt, allerdings auch die existenz von kleinen duschräumen ohne glasverschlag.

---

Aber das Ganze ist doch so, als sähe ich mich in diesem Zustand auf einem Film, als wäre alles nicht primär Erlebtes, sondern dessen Spiegelbild. Wir nehmen mit unseren erschlaferten Sinnen einen Eindruck auf, doch können wir ihn nicht halten, der nächste Eindruck verdrängt ihn. In unserem Sein ist kein Platz für Freude, aber auch nicht mehr für Kummer. Wir leben von Augenblick zu Augenblick; an später zu denken, sind wir unfähig.

Einige Frauen setzen sich zu mir.

"Wer mögen die Frauen mit den Koftüchern gewesen sein?" fragt eine. "Vielleicht normal arbeitende Häftlinge?"

"Was, hier normal arbeiten? Was denkst du! Vielleicht waren es gar keine Häftlinge. Haben uns nur zum besten gehalten. – Du glaubst es? Blödsinn! Würden die Nazis uns denn am Leben lassen, wenn sie sich zurückzögen?"

"Bei uns hat ein Fähnrich von der Luftabwehr gewohnt," beginnt eine zu erzählen, "der sagte, die Deutschen hätten ein Waffe in Reserve, mit der sie ihre Gegner innerhalb vierundzwanzig Stunden erledigen könnten. Einmal stellten wir ihm eine Flasche Schnaps in sein Zimmer. Er brannte Löcher in die Daunendecke und goß Tinte auf die Tischdecke, und als ich ihn zur Rede stellte, erklärte er, er werde uns alle einsperren lassen, weil wir die englischen Nachrichten hörten. *Wie könnten wir das, unser Radio ist doch in Ihrem Zimmer*, antwortete ich ihm. Wir hätten einen Geheimempfänger, meinte er. Da stellten wir ihm eine neue Flasche Schnaps in sein Zimmer. Am nächsten Tag kam er in unser Zimmer. Der Schnaps arbeitete in ihm. *Es gibt keine Geheimwaffe*, sagte er. *Haben Sie keine Angst. Und selbst wenn wir eine hätten, brauchen Sie nichts zu fürchten, solange Sie mich sehen. Sie sind ordentliche Menschen. Sie können nichts dafür, daß es so viele lausige Juden auf der Welt gibt. Der Schnaps ist sehr gut. Eigenbau, nicht?* Er heizte mit unserem Holz. Einmal schrie er mich an, ich dürfe nur die Klötze verheizen, das Kleinholz brauche er. Wieder fand er eine Flasche Schnaps auf seinem Tisch. Wir hatten vor ihm mehr Angst als vor der ganzen Pfeilkreuzlerbande, und wenn wir einen Tag Ruhe haben wollten, mußten wir dafür bezahlen, und ihm war es gleich, von wem er Geld bekam."

"Laßt doch diese alten Geschichten", ruft eine andere Frau. "Sagt lieber, was kann wahr sein an dem, was die mit den Kopftüchern erzählt haben?"

Niemand antwortet. Unsere Kräfte reichen nicht mehr für eine Diskussion. Die Eindrücke und die Erlebnisse des Tages haben unsere Nerven zum Erschlaffen gebracht, und die erschöpften Gehirne sind kaum mehr fähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

Ich wechsele einen raschen Blick mit Margó. Ihrem kreolenhaften Teint kann das Lagerleben nichts anhaben. Aber der Glanz ihrer großen schwarzen Augen ist im Erblassen.

"Wir denken jetzt das Gleiche, nicht wahr?" beginne ich.

"Möglich", antwortet sie kurz.

"Allgemeiner Kurzschuß, was? Kein Monteur da, ihn zu beheben."

"Ja", gibt sie mit einem Seufzer zurück.

Zsóka, immer wieder Zsóka! Zsóka, die diese träge Masse zu behandeln verstand, sie knetete, belebte, stärkte. War mit Einsicht nicht weiterzukommen, nahm sie ihre Zuflucht zu Coué.<sup>26</sup> Sie redete den Frauen unermüdlich zu und wiederholte, was sie ihnen beibringen wollte, so lange, bis sie es glaubten. Und wie leichtin, wie spielerisch sie das tat! Eben das Fehlen jedes Nachdrucks verschaffte ihr Kredit. Wer sich allzu laut gäbe, wer sich auf die Brust schlägt, bei Himmel und Hölle schwört, kann nicht ernstgenommen werden. Zsóka mußte jeder ernst nehmen, wenn er ihr nur einmal in die Augen schaute.

"Habe ich richtig geraten", frage ich Margó.

"Ja, so ungefähr."

"Du sprichst so mutlos. Auch Kurzschuß, was? ... Bist du sehr hungrig?"

"Ja, sehr, aber meine Schwester ist noch hungriger, das ist das Schlimme ...", sagt sie mit gebrochener Stimme, die Augen sind trübe.

Später meint sie, es habe alles keinen Sinn, sie habe sich schon damit abgefunden, daß sie in Kurzem zugrunde gehen werde.

Ich erschrecke. Soweit ist es also mit ihr? Der munteren, energischen Margó? Ich suche nach dem rechten Wort, ich überlege, was Zsóka an meiner Stelle täte. Ich möchte es ihr gleichtun. Es fällt mir nichts ein außer kraftlosem Gerede.

"Was fällt dir ein, du Dummkopf! Das heben wir uns auf ... Haben sie nicht ohne uns genug Leichen? Nein, wir vermehren ihre Kollektion nicht – verstanden?"

Sie hört gar nicht hin, und es wundert mich nicht. Das sind leere, sinnlose Phrasen. Dann fällt mir aber doch ein, was Zsóka täte. Ich rede von ihr, ich versuche, ihre Tonart zu kopieren, ich zitierte ihre Argumente, ich schöpfe Kraft aus Zsókas Glauben, ihrem Optimismus – auch für Margó.

Eine Träne tropft auf ihre braune Wange, sie sieht mich an: "Gut, gut, hör auf", brummt sie und lächelt schon.

"Kinder, hier kommt noch der Winter über uns. Etwas müßte endlich geschehen", sagt eine der Frauen. "Und in diesen Baracken gibt es nicht einmal Öfen, und heute ist schon der ..." Sie nennt das Datum des Tages.

Wie vertraut das klingt. Es ist etwas Weiches darin ... frisches Brot, würziges Roggenbrot ... Feuer im Ofen ... Wärme ... Astern ... Umarmungen ... nun ja: Heute ist mein Geburtstag!<sup>27</sup> Wäre Zsóka hier, bekäme ich von ihr drei Tabletten Sevenaletta. Ich versänke in wohlige Gedanken wie in ein laues Bad und freute mich halb wach, halb schlafend, daß ich zur Welt gekommen bin. Aber es gibt keine Sevenaletta, und die Erinnerungen umschwirren mich, als wäre mein ganzes Leben ein einziger Geburtstag gewesen.

<sup>26</sup> Émile coué (1857-1926) war begründer der zur selbstheilung eingesetzten autosuggestion.

<sup>27</sup> 22. september (1903)

---

Und die Wirklichkeit war doch weniger und dabei um wieviel mehr: jedes Jahr ein paar Blumen und ein großer, großer Strauß Liebe. Doch das ist jetzt schon zuviel, unerträglich viel für mich! Nicht zurückdenken, nicht zurückdenken! – Man läßt mich auch gar nicht zurückdenken: *Antreten!*

Bei jedem Antreten ist mir, als hätten wir damit einmal, als wir kamen, den Anfang gemacht und träten seither andauernd an. Damit ich mit meinem geschwellenen Fuß nicht den Appell durchstehen müsse, bin ich heute in die Schonung eingewiesen worden. Dort sind sehr viele. Das *Antreten* gilt uns. Etwa zwanzig treten im Block an. In Begleitung der Blockältesten erscheint die *geborgte* Ärztin.

"Kleider herunter!"

Rot leuchten die Bäuche und die Schultern. Die Krätzigen haben sich beträchtlich vermehrt. Sie werden ausgesondert. Die Ärztin kommt zu mir, sieht mich an, befiehlt mich zu der Gruppe der Krätzigen.

"Was wollen Sie," stottere ich, "meine Krätze ist längst geheilt, ich spüre schon lange kein Jucken mehr!"

Eine der Krätzigen kommt mir zu Hilfe: "Sie war auch schon zur Desinfektion."

Der Ton, in dem die Ärztin antwortet, ist nicht aggressiv, bloß streng amtlich: "Wie sieht sie aus! Ihr Bauch ist ein einziger feuerroter Fleck!"

"Bitte," stottere ich weiter, "ich habe eine sehr empfindliche Haut. Ich mußte mich viel kratzen, und sie kommt schwer wieder in Ordnung. Auch als Kind hatte ich häufig Ausschlag." Ich argumentiere und bringe vor, was ich kann: Ich sei die Frau eines Arztes. Vielleicht besitzt sie eine Art Kollegialität, deshalb bediene ich mich auch dieses Tricks. Aber sie tut, als hätte sie mich nicht gehört. – Wir sind unser sechzehn. Sie stellt uns in Reih und Glied und befiehlt: "Marsch!" Wohin geht es? Márta hat durch das Fenster gespäht und alles gesehen. Jetzt kommt sie auf uns zu. Die Blockälteste schickt sie weg, und ich kann ihr nicht einmal Lebewohl sagen.

Die Ärztin kommt mit uns. Wir gehen nach dem Ende des Lagers, haben das Revier bereits hinter uns gelassen. Ich bemühe mich, in die Nähe der Ärztin zu gelangen.

"Glauben Sie mir, bitte. Ich habe nur eine kleine Hautentzündung. Hätte ich etwas Puder gehabt, wäre sie schon lange spurlos geheilt. Bitte, lassen Sie mich in den Block zurück! Ich schwöre Ihnen, ich bin schon lange nicht mehr infektiös. Wegen meines Fußes konnte ich lange Zeit nicht zur Desinfektion gehen. Vielleicht kommt es von dem infizierten Kleid, daß die Krätze nicht früher verheilt ist. Aber ich habe jetzt ein anderes Kleid. Ich war auch schon wieder zur Desinfektion. Auch dort hat mich der Arzt gesehen. Und er hat mich nicht ausgesondert."

Ich habe mich müde geredet. Die Frau geht stumm einher, als hätte ein Hund gebellt. Als ich schweige, antwortet sie endlich: "Seien Sie nicht so verzweifelt. Sie kommen in einen besonderen Block. Dort gibt man Ihnen Mitgal, und in einigen Tagen können Sie in Ihren Block zurückgehen."

Jetzt reagiere ich nicht. Der Mensch bangt um sein Leben. Er verteidigt sich, solange es geht und vielleicht auch darüber hinaus. Aber irgend etwas ist in ihm, eine



---

verborgene Kraft, nicht Selbstbewußtsein und nicht Eitelkeit, sondern eher mit Trotz gepaarte Verachtung, die dem Bewußtsein unserer gerechten Sache entsprungen ist und durch uns angetanes Unrecht genährt wird. Etwas, das an einem gewissen Punkt selbst den Lebensinstinkt neutralisiert. Ich empfinde grenzenlose Verachtung gegen diese geistesstumpfe Person, diesen wandelnden, redenden Mechanismus. Würde sie jetzt sagen, ich solle zu meinem Block zurückgehen, ich glaube, ich würde nicht mehr gehen. Ich habe sie weder um Bevorzugung noch um Verständnis gebeten. Ich will nur mein Recht haben. Wäre ich nicht im Recht, hätte ich wohl nicht einmal gesagt, daß ich die Frau eines Arztes bin. Ich habe das gesagt, weil ich dachte, sie würde mich dann anhören und meine Haut gründlicher ansehen. Ein Leben zum Schaden eines anderen Lebens retten, wäre verbrecherisch. Aber ein Leben zu retten, ohne daß das einem anderen Menschen zum Nachteil gereicht, ist Pflicht.

Feigling! Feige Schlange, die mich geopfert hat, damit die Blockälteste sie nicht für voreingenommen hält!

Wir gelangen zu einem Bock, der ganz anders gebaut ist als die übrigen. Es mag eine Art Magazin gewesen sein. Wir werden in einen engen, kleinen Raum mit einem Fenster geführt.

"Ziehen Sie sich aus", weist die Ärztin uns an.

Sie geht hinaus und kommt mit einem einer Waschschüssel ähnlichen Gefäß zurück. Es enthält Mitigal, das fürchterlich stinkt. "Damit schmieren Sie sich jetzt ein. Dann legen Sie sich nieder. Morgen früh wiederholen Sie die Prozedur. Sie dürfen den Block nicht verlassen."

In mir kocht es. Ich stelle mich an die Tür, und als sie an mir vorbei hinausgeht, rufe ich ihr zu: "Schämen Sie sich!" Sie ist so feige, daß sie es sich wortlos gefallen läßt.

Was wird weiter mit uns sein? Wir wissen nichts, aber eines fällt uns auf. Warum ist diese Baracke leer, warum ist *Block 5 b* leer, und wie ist die große Stille im Lager zu erklären?

Fragen über Fragen und keine Antwort. Wir schmieren uns mit Mitigal ein. Wir sind sechzehn Frauen in einem Raum von zweimalvier Metern. Der Fußboden ist schmutzig, fleckig und klebrig. Kalkstücke und Ziegelbruch liegen herum, an einzelnen Stellen sind die Spuren von faulem Gemüse zu sehen. Hätten wir wenigstens einen Besen, aber ich habe in Birkenau die ganze Zeit über keinen Besen zu Gesicht bekommen.

Wir sind zu Tode erschöpft von den ausgestandenen Aufregungen. Wir versuchen, es uns in dem Raum *bequem zu machen*. Es erweist sich als das beste, wenn wir uns je acht quer hinlegen, den Kopf den Wänden zu, so daß sich die Füße in der Mitte treffen. Es geht schwer, aber am Ende schaffen wir es. Wir liegen wie die Heringe und können uns nicht umdrehen.

Wir haben vergessen, uns nach einer Latrine umzusehen. Ich liege unter dem Fenster am Rande der Reihe. Man hebt mich hinauf. Mein erster Blick fällt auf Márta und Margó, die sich an der Rückseite der Baracke herumdrücken. Auch sie erblicken

mich sofort und stürzen auf das Fenster zu. Wie auf Kommando brechen wir alle drei in Tränen aus.

"Keine Angst, in ein paar Tagen kommt ihr zurück. Du hast den Rest deines Brotes zurückgelassen", sagt Márta und reicht mir das Brot. "Was ist das hier?" fragt sie. "Man sieht keine Wache, nur drei Baracken weiter steht ein Posten."

"Geh ins Revier," bitte ich Margó, "und sprich mit Gitta oder Klári."

"Habe ich bereits getan," antwortet Margó, "das Revier ist fast leer."

Was bedeutet das? Es ist zum Verrücktwerden!

"Kriech aus dem Fenster und komm zurück", fordert Margó mich auf.

Ich lehne ab, ich will die andern nicht im Stich lassen, und morgens kommt *das Weib*. Diese Bestie bringt es fertig, mich zu melden.

"Du, diese Idiotin ist irgendwo in einem vorderen Block, soll ich mit ihr sprechen?"

"Nein. Von der will ich nichts haben."

Wir nehmen Abschied.

"Morgen kommen wir wieder!"

Ich wende mich an die Frauen: "Es gibt zwei Latrinen, eine auf der andern Seite, neben dem Block gegenüber, und eine auf dieser Seite, aber zwei Baracken weiter." – Diese Auskunft hatte mir Márta gegeben. – "Es wäre gut, wenn ihr jetzt alles erledigt, es ist nicht ratsam, sich nachts so weit zu entfernen. Auch wird es ja schwierig sein, hinauszukomen."

Wir machen uns auf den Weg. Am Ausgang hält uns ein SS-Mann auf: "Wohin?"

"Auf die Latrine. Wir wollen nicht nachts gehen."

Der Mann lacht auf: "Nachts? Da werdet ihr keine Latrine mehr benötigen!"

Mir stockt das Herz. Ich merke, daß die andern den Mann nicht verstanden haben. Komme, was komme mag, ich antworte: "Können wir gehen?"

"Nein. Zwei sollen hingehen und einen Kübel holen."

"Nur einen?" frage ich.

"Einen. Hast Angst, er wird nicht reichen? Er wird nicht voll werden", sagt er unter hämischem Lachen.

Wir holen den Kübel. Es ist, als schleppten wir unseren eigenen Sarg.

"Na los!" ermuntert uns der Mann. Keine rührt sich. "Na!"

Ich wende mich ab.

Er lacht und wendet sich gleichfalls ab: "Ich liebe schamhafte Frauen."

Eine Ahnung schießt mir durch den Kopf. Der Mann da möchte noch früher von hier fortkommen als wir. Mit den Deutschen scheint es schlecht zu stehen, und mit dem Mann da läßt sich reden. Was kann schon passieren? Ich will es versuchen. Ich bitte die Frauen auf ungarisch, in das Zimmer zu gehen. Furchtsam wie ich bin, fühle ich einiges Erstaunen über mein Unterfangen. Der Mann ist von niedrigem Rang, das sehe ich, aber damit ist meine Weisheit hinsichtlich militärischer Chargen auch erschöpft. Ich beschließe, ihn "*Herr Oberscharführer*" zu titulieren, und das erweist sich als nützlich.

"Wären Sie nicht so nett, mir zu sagen, weshalb wir hier sind?"

"Weil ihr eine ansteckende Krankheit habt."

"Kommt uns das Auto holen?"

"Das wirst du ja sehen."

Er lehnt das Gewehr an die Wand der Baracke und steckt sich eine Zigarette an. Damit hat sich die Atmosphäre fühlbar gemildert. Ich werde noch kühner und frage: "Warum sind soviel Baracken leer?"

"Hast du aber kurzen Verstand! Weil geräumt wird. In einer Woche wird kein Mensch mehr hier sein."

Auch ein Henker scheint seine schwachen Augenblicke zu haben. Aber jetzt greift der Mann nach seinem Gewehr, und ich wage nicht weiter zu fragen. Ich hätte es ruhig tun können, denn was hätte schon geschehen können? Ein paar Stunden früher sterben ... Nein, nein: *Zeit gewonnen – Leben gewonnen!* In diesem Birkenauer Tohuwabohu ist alles unberechenbar.

Ich gehe in unser Zimmer zurück. Fünfzehn fragende Augenpaare empfangen mich.

"Nun, was ist?"

"Nichts, er hat nur blöde Witze gemacht, schläft!"

Ich lege mich nieder. Lohnt es, über das Geschehene nachzudenken? Nein. Ich bemühe mich, einzuschlafen. Meine Nachbarin, eine junge Frau aus Szekszárd, weint, das Gesicht in die Hände vergraben.

"Weine nicht," suche ich sie zu beruhigen, "es geschieht uns nichts."

"Du weißt nicht, was heute ist", sagt sie schluchzend.

"Was denn?"

"Kol nidre –" <sup>28</sup>

Sehnsüchtig erwarten wir den Morgen. Die ganze Nacht liegen wir bewegungslos auf einer Seite.

Es tagt. Überall auf dieser Erde bedeutet die Helle des Morgens neue Kraft, frohes Wollen, Glauben, Mut. In Auschwitz kündigt jeder neue Morgen neue Schrecken. Mit groben Fingern reibt er uns die wohltuende Bewußtlosigkeit aus den Augen.

Wir rappeln uns auf und bestreichen unsere Körper mit dem kühlen Mitigal. Die unter starkem Jucken leiden, tun es gern, denn auch im Rachen des Todes möchte man sich nicht quälen.

Einige der Frauen setzen sich und schlafen an die Wand gelehnt weiter, andere hocken sich nieder, manche weinen still vor sich hin. Ich schaue aus dem Fenster und beobachte, wie die Morgenröte die schwarzen Rauchschwaden aus dem Dunkel hervorhebt. So habe ich in Birkenau Tag für Tag das Aufsteigen des Morgens verfolgt. Es mögen Stunden vergangen sein in dieser von Todesahnen erfüllten Leere, es mag auch nur ein Augenblick gewesen sein, denn hier mißt niemand die Zeit – da springt die Tür auf, und in ihrem Rahmen steht eine SS-Frau.

---

<sup>28</sup> Der Vorabend des Versöhnungstages (*Anmerkung in der originalausgabe*)

---

Die müden Körper strecken sich, und wir weichen instinktiv in das Innere des Raumes zurück.

"Na, was macht ihr, wie geht's?" Die Worte huschen über das Trommelfell gegen das Gehirn zu, gelangen aber nicht ans Ziel. Das solchen Tones entwöhnte Gehirn vermag die fremden, lange nicht gehörten Worte, die nicht donnern und nicht blitzen und nicht morden, nur schwer in sich aufzunehmen. Stumpf starren die Frauen auf den Besuch.

Die SS-Frau erwartet natürlich gar keine Antwort. "Ihr habt heute einen hohen Feiertag, das große Fasten. Wenn ihr wollt, könnt ihr die ganze Tagesverpflegung zusammen am Abend bekommen. Möchtet ihr es so haben?"

Sie spricht zu tauben Ohren. Wie der Blinde nicht sehen kann, so ist der Birkenauer Häftling nach zweieinhalb Monaten außerstande, ein menschliches Wort zu begreifen. Mir aber flüstert mein stets waches Mißtrauen warnend zu: Was will die damit? Was steckt hinter dem Trick? Achtung vor unserem Glauben, jetzt auf einmal? Die SS als Apostel der Humanität? Die SS als Kündler der Freiheit und der Menschenwürde?

Wir haben kein Abendessen bekommen, ich habe noch mein von gestern mitgebrachtes Stück Brot, das Márta mir am Abend gebracht hat. Es stinkt von Mitigal und reizt mich nicht zum Essen. Ich verzichte leicht darauf.

Die SS-Frau drängt. Ich wende mich an die wie erstarrt dastehenden Frauen: "Essen wir oder fasten wir?!"

"Wie du meinst", sagt eine der Frauen, eine andere aber ruft: "Wir fasten!"

"Wir fasten", entscheide ich und melde es.

"Gut, in Ordnung", nickt das Henkersweib und wendet sich zum Gehen.

Ich will den günstigen Augenblick nicht ungenutzt vorübergehen lassen und rufe ihr nach. Ich rede sie per "*Kommandoführerin*" an. Sie dreht sich um.

"Ich wollte gehorsamst fragen, wie viele Tage wir noch hier bleiben."

Verblüfft mißt sie mich von oben bis unten und schiebt die Mütze auf ihrem buschigen Haar zurück. Sie überlegt also. "Noch einige Tage", antwortet sie und geht.

*Noch einige Tage* – schön wär's, wenn man es glauben dürfte.

Die Frauen stehen noch immer starr da. Wir werden also fasten, aus eigenem Entschluß. War unser Essen nicht auch ein Fasten? Das ist etwas anderes. Jetzt fasten wir *um etwas*, aber worum? Wer weiß es?

Neben mir weint wieder die junge Frau. Woher hat sie soviel Tränen? Ich beneide sie darum.

"Weine nicht, Bözsike", suche ich sie zu trösten. "Damit machst du nichts besser."

Irrtum. Das Weinen beruhigt sie. Sie hat ihr Leben lang geweint, das Weinen gehört zu ihr. Sie erzählt mir: Als sie fünf Jahre alt war, starb ihre Mutter, sie bekam eine Stiefmutter, die zwei kleine Kinder mitbrachte. Die behandelte Bözsike schlecht. Mit ihren fünf Jahren mußte die Ärmste schon arbeiten, zuerst als Kindermädchen, dann nähte sie. Mit zwanzig heiratete sie einen Schneider. Der starb zwei Jahre später an Tuberkulose. Bözsike blieb mit zwei kleinen Kindern allein. Eines davon strab. Sie

---

ernährte sich und das andere weiter durch Nähen. Nach drei Jahren wurde sie nach Auschwitz gebracht mit dem Kind und der Schwiegermutter, die das Kleine in den Armen hielt. Großmutter und Enkel wurden nach links gewiesen. Bözsike kam nach rechts.

Sie ist jetzt sechszwanzig Jahre alt, und während andere junge Menschen sich des Lebens freuen durften, hat sie, soweit sie sich erinnern kann, immer nur Totengebete gesprochen. Weine nur, Bözsike, weine! So erträgst du das Leben vielleicht.

Langsam weint sie sich in Schlaf. Wie glatt ihr Gesichtchen ist! Es hat ihrem schmerzerfüllten Herzen wohlgetan, sich einem Menschen zu erschließen und ihren Kummer auszuschütten. Ruhig, friedlich schläft sie.

Die Tür fliegt auf. Die SS-Frau erscheint. Sie rümpft die Nase (das Mitigal ist ein scheußliches Parfüm) und erklärt im gleichen milden Tonfall wie morgens, wir dürften jetzt an die frische Luft gehen, müßten uns aber eng an der Baracke aufhalten. Auch das ist schon etwas. Das Mitigal ist uns bis in die Knochen gedrungen und pfeift aus unseren Lungen. Wir trotten hinaus, nur Bözsike schläft weiter. An der frischen Luft wird uns allen übel: Heute früh ist der laue Ausguß ausgeblieben, wir haben seit vierundzwanzig Stunden weder gegessen noch getrunken. Einander stützend, gehen wir um die Baracke herum und sinken an dem uns gnädig zugestandenem Platz zu Boden. Keine Menschenseele ist zu sehen. Diese Leere ist unheimlich, es ist, als säßen wir in einem Friedhof und warteten, selbst an die Reihe zu kommen.

Da auf einmal – was soll das bedeuten – kommen Menschen aus *Block 5* heraus, aus unserem Block, und biegen in Fünferreihen in Richtung auf den Haupteingang in die Lagerstraße ein. In der zehnten oder zwölften Fünferreihe außen marschiert Márta in ihrem schwarzen Kattunkleid. Sie ist es, ich erkenne sie mit Bestimmtheit. Ihre Reihe schwenkt auf die Straße ein. Sie sieht nicht her. Der Menschenstrom reißt nicht ab. Was soll das, wohin gehen sie? Automatisch zähle ich die Reihen: fünfundachtzig, siebenundachtzig. Jetzt kommt Joli mit einer uniformierten Deutschen heraus. Sie beschließen den Zug. Ich fühle mich leicht, als wäre ich aus Luft. Ich senke den Kopf, drücke ihn mit der Hand nach unten, dann reiße ich ihn wieder hoch. Schwarze Ringe tanzen vor meinen Augen – der Blutandrang rettet mich vor der Ohnmacht.

Sie gehen fort und kommen nicht wieder, ich fühle es. Wir haben es oft sehr, sehr schwer gehabt – ich will hier nicht von Hunger und Durst reden noch von unserem sonstigen körperlichen Elend, das gehört schon zu uns, man hält es aus, oder man hält es nicht aus. Tausende, Zehntausende sind zugrunde gegangen, entkräftet oder gewaltsam zu Tode gebracht. Aber das Schwerste ist, wenn man sich von denen trennen muß, die das körperliche Elend mit ihren Herzen, mit ihrer Kraft der Zusammengehörigkeit gemildert haben. Anikó, Klári, Ancsur, Vera und Zsóka, die Kinder – und jetzt Margó und Márta. Kann ich so allein weiterleben, verlassen unter Verlassenen? Ich schau' ihnen nach. Von meinem Platz aus ist die ganze lange

---

Lagerstraße zu überblicken. Sie gehen durch das Tor hinaus. Wir sehen uns nie wieder! Jetzt ist mir alles gleich. Ich bin allein.

Bözsike erscheint, noch taumelnd von dem langen, tiefen Schlaf. Sie setzt sich neben mich. Langsam rollen mir die Tränen über die Wangen.

"Warum weinst du? ... Weine doch nicht. Fasse dich, es hilft ja nichts." Lächend sieht sie mich an. "Schlaf ein wenig!"

Ich bin doch nicht ganz allein.

Der Tag geht zur Neige. Keine Menschenseele hat sich wieder bei uns gezeigt. Seit dreißig Stunden haben wir nichts gegessen. Es ist ein sehr langer *Langer Tag*.<sup>29</sup> Vielleicht haben wir uns doch etwas *erfastet*?

Es dämmt, und wir sitzen noch immer an die Wand der Baracke gelehnt. Völlig entkräftet verkrampfen sich unsere Körper auf sonderbare Weise. Die Köpfer sinken nach vorn, von den Lippen tropft Speichel über die im Schoß verschlungenen bloßen Arme, die Beine sind schlaff verkrümmt, die Muskeln haben den Dienst versagt. Die eigenartig naßkalte Birkenauer Luft dringt durch die sommerlichen Kleider und läßt die ausgemergelten, kraftlosen Körper erschauern. Die blauen, von Speichel nassen Lippen beben. Naß und kalt steigt es auch von der Erde unter uns auf, als wären wir schon eins mit ihr.

Und es wird immer dunkler. In Birkenau ruht schon lange alle Arbeit. Was ist mit unserem Abendessen? Ich werfe einen besorgten Blick auf die Frauen. Warum sagt keine was, warum klagen sie nicht, warum fordern sie nicht ihr Essen? Leeren Blickes sitzen sie da, stumm, willenlos, wunschlos vor Entkräftung. Es ist ein bestürzendes Bild.

"Gehen wir hinein!" schlage ich flüsternd vor, besorgt, diese hilflosen Menschen durch ein lautes Wort zu erschrecken und aus der wohltuenden Versunkenheit in das Nichts roh in die Wirklichkeit zurückzuzerren. Keine rührt sich. Was tun? Ich gehe von einer zu anderen, streichle sie sanft über Kopf und Arme. Langsam tauen sie auf. Schwerfällig kommen sie in Bewegung und folgen mir. Wir schleichen in die Baracke. In Sekunden sinken sie wieder hin, eine über die andere. Kein Abendessen – kein Mensch zeigt sich in der Baracke.

Unheimlich zerreißt das Geräusch eines fahrenden Autos die Stille. Es wird deutlicher, kommt näher. Sie kommen uns holen. Es ist das Ende! Die Frauen rühren sich, rutschen auf einen Haufen zusammen. Mit krampfhaft geschlossenen Augen liegen sie da, erstarrt vor grausigem Entsetzen. Das Surren bricht plötzlich ab, und einige Augenblicke später ist unartikulierte Schreien zu hören. Werden die Leichen- und *Ausschuß*-Kammern des Lagers geräumt? Der Motor wird angelassen, das Auto fährt an, und wieder herrscht Stille.

---

<sup>29</sup> "Langer Tag": volkstümlicher Ausdruck für den Versöhnungstag (Anmerkung in der originalausgabe)

---

Wir denken nicht mehr an das ausgebliebene Essen und die sechsunddreißig Stunden fasten. Und wie gut liegt es sich auf dem harten Fußboden, Körper an Körper. Wie gut ist die Wärme lebender Menschen! Vielleicht haben wir einen Tag gewonnen.

So wichtig ist das Leben?

Ich erwache aus traumlosem, tiefem Schlaf. Ich bin wie gerädert. Jeder Knochen schmerzt, ich kann mich aber nicht bewegen, solange die anderen schlafen. Und es rührt sich keine.

Wir hungern seit achtundvierzig Stunden. Bisher war noch keine laute Klage zu hören. Nur dann und wann ein tiefer Seufzer. Ich lasse den Blick über die Schlafenden schweifen. Wie haben sie vordem gelebt, von wo hat sie das Verhängnis losgerissen? Wie Tiere liegen sie auf der bloßen Erde, zu Haut und Knochen ausgedörnt, hoffnungslos, verlassen. Die mit Mitigal getränkten Kleider kleben ihnen am Leibe. Der Anblick läßt mich mein eigenes Schicksal vergessen. Ist es so, daß die Gegenwart fremden Elends das eigene kleiner erscheinen läßt?

Was für törichte Grübeleien! Ich reiße mich los, und als hätte ich damit die andern aus dem Schlaf gerissen, rühren sie sich. Pötzlich und auf einmal sind alle wach, als hätte man sie aus hypnotischem Schlaf geweckt. Langsam setzen sie sich auf – vier bleiben liegen. Was ist mit denen? Ich erschauere.

Zwei liegen wie leblos da. Wenn man sie anrührt, stöhnen sie nur. Ich prüfe ihren Puls. Sehr schwach. Die beiden anderen bemühen sich zu sprechen. Kraftlos hauchen sie einzelne Silben. Sie versuchen aufzustehen, es geht nicht, und wenn man sie aufsetzt, fallen sie wieder hin, sobald man sie losgelassen hat. Ich bin ratlos. Wenn Coffein da wäre oder Kardiazol oder sonst etwas! Aber wir haben nichts, nichts, und kein Mensch ist zu sehen! Und seit achtundvierzig Stunden haben wir keinen Bissen zu essen bekommen.

O Zsóka, Zsóka, wenn du jetzt hier wärest. Ich laufe hinaus. Wohin, zu welchem Zweck? Ich weiß es nicht. Vielleicht, um Zsóka zu holen ...

Der Tod hat um uns herum Tausende, Zehntausende hingemäht. Er gehört zu uns, wir haben mit ihm Freundschaft geschlossen. Leben und Tod gehen Hand in Hand einher. Wir haben ihn als Kameraden aufgenommen, damit es uns leichter falle, ihm zu folgen. Aber jetzt drängt er sich als ungebetener Gast in unsere kleine Gemeinschaft ... Weiter gehe ich, taumle ich. Mir ist bange um meine *Familie*. Taumelnd jage ich in den Tod ...

Ich stolpere über etwas. Ein Klirren, Schreien, ein fürchterlicher Schlag gegen meinen Kopf. Krampfhaft umklammere ich etwas. Habe ich den Tod gefangen? Etwas Lauwarmes, es klebt und kämpft gegen mich. Um so fester halte ich es. Ich will siegen. Ich will den Tod sehen ... Warum sehe ich ihn nicht? Nichts sehe ich. Ist Nacht? ... Was sonst? Ich streng mich an, zu sehen. Licht fällt auf meine Hand. Ich halte einen Stein in der Faust. Auf dem Stein ist etwas Rotes, lau und klebrig. Wie, habe ich nicht den Tod gefaßt? Ein heftiger Druck gegen meinen Arm. Ich werde hochgerissen. Hat der Tod

---

gesiegt? Plötzlich wird es hell um mich und alles gerät in Bewegung. Es wanken die Baracken, es wankt die Straße. Auch ich wanke, und vor mir steht wankend eine Frau. Die Frau ist in Uniform, auf dem Kopf sitzt eine Mütze, in der Hand hat sie eine Knute. Langsam kommt alles zum Stillstand, nur auf meinen Lippen bewegt sich etwas Lauwarmes. Ich schlucke – es schmeckt süßlich. Aber wo ist der Tod? Er steht vor mir und brüllt mich in die Wirklichkeit zurück.

Ich habe den Tod gejagt und bin über sein Fahrrad gestolpert. Das duldet der Tod nicht, denn das Fahrrad gehört so zum Tod wie die Knute zu mir, die Knute, mit der er mich auf den Kopf geschlagen hat. Ich halte einen Stein von der Straße in der Hand. Darauf strömt Blut aus meinem Mund und meiner Nase. Der Tod fragt mich, von wo ich geflohen bin. Er hebt die Knute hoch. Dadurch komme ich ganz zu mir, und jetzt fällt mir alles ein.

"Ich bin nicht geflohen. Wir sind dort hinten, sechzehn Frauen in einer Baracke. Wir sind sehr geschwächt Wir haben seit achtundvierzig Stunden nichts gegessen ..."

"Wa-a-a-s?!" schreit die Frau und tritt näher. Dann dreht sie sich um und ruft einen Namen. Sie läßt mich erschießen, geht es mir durch Mark und Bein. Aus einem Block kommt eine Frau und rast auf mich zu. Das ist das Ende. Sie fegt mich hinweg. Mit einem Ruck bleibt sie vor mir stehen. Sie trägt eine Brille mit sehr dicken Gläsern. Sie starrt mich aus ihren kurzsichtigen Augen durchdringend an. Die andere Frau, die mit der Knute, erklärt ihr, was ich gesagt hab. Sie ist darüber offenbar sehr erstaunt. Die Kurzsichtige neigt sich noch näher zu mir, daß mir der ihrem Mund entströmende Alkoholdunst in die Nase steigt, und schreit mich an, genau wie es vordem die andere getan hat: "Wa-a-a-s?! Ihr habt nichts zu essen bekommen, weil ihr nichts haben wolltet! Ihr wolltet fasten ... fasten. Also habt ihr gefastet. – Kriecht! Wer einen Tag fasten kann, der hält es auch drei Tage aus. Was wollt ihr noch? Braucht es nur zu sagen! Weihrauch, was? Meßgewänder, was? Mazesknödel<sup>30</sup>, was? Räuige Bande!" Sie wendet sich an einen SS-Mann, den ich nicht bemerkt hatte: "Geh hin und bring die lausige Gesellschaft her. Die müßten schon lange im Revier sein."

"Na, komm," wendet sich der Mann an mich, "komm, du Miststück. Los, geh voraus, zeig mir den Weg!"

Es gibt Augenblicke, da der Mensch förmlich aus der Zeit, dem Raum, der Wirklichkeit herausfällt. Vielleicht meinen die Psychiater einen solchen Zustand, wenn sie von Geistesgestörtheit sprechen. Ich fühle nicht meine Gegenwart und höre nur meine Stimme: "Sie wollen mir einen Genickschuß versetzen, nicht wahr? Tun Sie es getrost. Ich gehe gern in den Himmel!"

Schrilles, hysterisches Lachen erschüttert die vom Rauch des Todes geschwängerte Luft, schüttelt auch mich, so daß mir wieder Blut aus Nase und Mund stömt und über

---

<sup>30</sup> Mazes: ungesäuertes Brot in Fladenform. Während des Passafestes, das dem Gedenken an die Befreiung ihrer Vorfahren aus ägyptischer Knechtschaft gilt, essen gläubige Juden nichts Gesäuertes, weil ihre Vorfahren bei der Flucht aus Ägypten nicht Zeit hatten, den Teig für ihr Brot aufgehen zu lassen und es ungesäuert backen mußten. (Anmerkung in der originalausgabe)



---

Brust und Bauch fließt. Der Mann faßt mich am Arm, und jetzt lacht auch er, daß es uns beide schüttelt.

"Möchtest also gern in den Himmel, wie? Du kleines Rindvieh. Wie, wenn du zur Hölle fährst? Jetzt schieß ich dich grad nicht nieder. Ich liebe mutige Menschen. Du, ist es sicher, daß du Jüdin bist?" Wieder lacht er hell auf. Von seinen Worten bleibt nur das "*kleine Rindvieh*" in meinem Hirn haften. In dem Wort "*klein*" spiegelt sich eine Welt – eine Welt, die den Mann von Birkenau trennt, ja vom ganzen Dritten Reich. So genau kann ich allerdings erst später formulieren, welche große Sache dieses "*klein*" bedeutet. Im Augenblick sage ich mir nur: *Das sind nicht mehr die alten Nazis!* Und das genügt mir. Mit einem Druck gegen meinen Arm stößt mich der Mann spielerisch von sich.

In der Baracke angekommen, schaut er, die Hände an den Hüften, neugierig um sich und lacht. Dann gibt er einen saftigen Fluch von sich, der wieder nicht böse gemeint zu sein scheint, und schreit die wie leblos herumliegenden Frauen an: "Auf geht's! Hier verkommt ihr ja vor Langeweile!" Dann greift er in die mit Mitigallösung gefüllte Waschschüssel, zieht den Lappen heraus und reicht ihn mir: "Da, du Heldin, wisch dir den blutigen Rotz ab, bevor du dich unter den Engeln zeigst."

*Nein, das sind nicht mehr die alten Nazis,* geht es mir neuerlich durch den Kopf.

Nicht leicht, aber irgendwie gelingt es doch, uns in Marsch zu setzen. Je drei von uns tragen die zwei Schwächsten, die beiden anderen werden geführt. So gelangen wir ans Ziel. Die SS-Frau steht vor der Baracke. Sie schäkert in unmißverständlicher Weise mit dem SS-Mann und nimmt uns überhaupt nicht zur Kenntnis. Aber schon kommt die Bebrillte herausgestürzt. Sie könnte für eine Statue der Häßlichkeit Modell stehen. Ihr Gesicht sieht aus, als wäre es aus zwei nicht zueinander gehörenden Hälften zusammengefügt. Sie fährt auf uns los, als schickte sie sich an, der Göttin der Rache Menschenopfer darzubieten. Da erblickt sie das schäkernde Paar, und jetzt wird sie vollends toll. Mit einem Ruck hält sie, reißt den Kopf zurück, stiert durch die dicken Gläser ihrer Brille in die Höhe und zieht mit bebenden Nüstern durch ihre dicke Gurkennase Luft ein, sichtlich im Vorgefühl kommenden Genusses schwelgend, der ihr alle versäumten Genüsse ersetzt. Dann bringt sie den Kopf in normale Lage, und jetzt soll dem vorgestellten das handgreifliche Vergnügen folgen. Sie zeigt auf die zwei Schwerkranken: "Hin-le-gen!" – Wir tun, wie befohlen.

Sie kommt einen Schritt näher. Bestürzt bemerke ich, daß sie etwas in der Faust hat. Eine Waffe? Sie zeigt auf die zwei anderen Kranken: "Loslassen!" – Es geschieht, und die Frauen sinken sofort um.

"Aufstellen!" Es geschieht.

"Loslassen!" Sie sinken um.

"Ich werde euch Simulantenbande lehren!"

Die Bestie! Wer wird so wahnsinnig sein, jetzt zu simulieren, wo die Räumung des Lagers bevorsteht!

"Aufstellen! – – Loslassen!"

Der SS-Mann und die SS-Frau schrecken aus ihrer Beschäftigung auf – und es ist schon so weit, daß der Mann der Frau die Arme auf den Rücken gedreht und sie gegen die Baracke gepreßt hat. Die SS-Frau ruft der anderen zu: "Mach keine Faxen! Man wird das Pack schon erledigen!"

*"Mach keine Faxen!"* -Wie leichthin, wie beiläufig sie es sagt. Unwichtig. Welche Blumen in einer Vase, jemand wird sie schon wegwerfen. Spinnweben an der Wand, jemand wird sie schon runterholen. Kehrlicht in der Ecke, jemand wird ihn schon rausschaffen. Essensreste auf dem Teller, jemand wird sie schon den Schweinen vorwerfen. *"Mach keine Faxen!"* Es lohnt nicht, sich mit solchen Kleinigkeiten abzugeben. *Sollen sie zum Teufel gehen, damit ich mit Fritz ins Bett kann!*

Wir bücken uns zu Eszti herunter, die an der frischen Luft etwas zu sich gekommen ist. Sie sieht mich dankbar an. Stolpernd tragen wir sie mit, und sie ist gar nicht schwer, die Ärmste ... Drei Kinder hat man ihr genommen: Bandi, der größte, führte den zweijährigen Bruder; die kleine blonde Iluska, das *gestohlene* Kind – sie nannten sie so, weil Vater und Mutter braunes Haar hatten – führte sie selbst. Mengele befahl sie alle nach links, dann schrie er sie plötzlich an: "Übergib das Kind einer anderen, und du geh dorthin!" – nach rechts. Gehorsam stellte sie die Kleine nieder. Sie dachte, sie komme zu den Arbeitenden, sie werde für die Kinder verdienen, und sie empfand sogar etwas wie Freude. Das Kind brach in verzweifelter Weinen aus, und Eszti sah noch, wie Bandi es aufhob und forttrug ... in den Tod!

Und jetzt tragen wir Eszti dem Tod entgegen. Sie wehrt sich nicht, man spürt es an der Nachgiebigkeit ihres Körpers. Es fällt ihr leicht. Und es ist doch möglich, daß sich jemand nach ihr, nach ihnen allen sehnt, aus ihnen Kraft schöpft. Daß die Hoffnung auf ein Wiedersehen ihren Mann über das Unmögliche hinwegträgt; er ist irgendwo im Arbeitsdienst. Als er einrücken mußte, nahm er alle drei Kinder bis zum Kasernentor mit.

Eszti wirft mir aus ihren gebrochenen vergißmeinnichtblauen Augen einen müden Blick zu. Das ganze Leid eines jungen Lebens spiegelt sich in dem verlöschenden Glanz dieser Augen. Mit großer Anstrengung fragt sie: "Ist es noch weit?"

Wir schweigen. Ob es weit ist? Ich weiß es nicht, und auf einmal taucht ein Bild aus weiter, weiter Ferne vor mir auf. *Neben mir steht Rózi Köncöl mit ihren vergißmeinnichtblauen Augen, ihren Ranzen über die Schultern gehängt, auf dem Rücken ein zerfranstes Tuch, an den Füßen ausgetretene Schuhe, in der von der Kälte geröteten Hand ein schmutziges Taschentuch, mit dem sie sich ständig die Nase wischt, und Tante Erzsi Takács fragt sie mit gespielter Strenge – dabei sieht sie nicht auf die Schülerin, sondern zum Fenster der Klasse IIa der Volksschule: "Warum verspätest du dich immer, ist es denn so weit von Gógánhegy, wie?" Tante Erzsi wiederholt die Frage dreimal, damit Rózi Zeit hat, eine vernünftige Antwort zu geben. Da bricht Rózi in Tränen aus – nicht*

---

aus Angst, sondern gebrochen von der bitteren Wirklichkeit des Lebens – und antwortet unter Schluchzen, ja, es sei weit, sehr weit, weiter als Budapest! Tante Erzsi wendet den Blick vom Fenster ab und sieht auf Rózi: "Na, geh jetzt schön auf deinen Platz, jetzt weiß ich wenigstens, daß Entfernungen nicht mit dem Längenmaß gemessen werden!" Das begriff ich damals nicht, mit meinem achtjährigen Verstand, aber seither hatte ich einige Jahrzehnte Zeit, darüber nachzudenken.

Das Bild verblaßt, und ich sehe wieder Eszti – "Ist es noch weit?"

"Nein, nicht weit, wir bringen dich nur zum Revier." – *Aber das ist weiter als Budapest. Es ist das Ende der Welt!* Eszti hört es nicht mehr. Sie ist angekommen. Wir legen sie vor dem Revier hin. Wir gehen hinein, denn der SS-Mann schreit: "Weiter!" Weiter, weiter, weiter ... Wir sind nur mehr fünfzehn. Und irgendwo verzehrt sich vielleicht ein Arbeitsdienstler nach ihr, nach ihnen. Sie aber sind nicht mehr!

Im Revier herrscht Grabesstille. Nirgends ist ein Mensch zu sehen. Der SS-Mann macht eine Tür auf: "Hier bleibt ihr", weist er uns schroff an. In dem Raum sind acht einstöckige Pritschen mit Strohsäcken. Strohsöcke! Es mag das Zimmer der Ärztinnen oder der deutschen Frauen gewesen sein. Wir heben diejenigen hinauf, die auf den oberen Betten liegen können, dann falle auch ich erschöpft hin. Ich mache mich mit dem Strohsack bekannt, drehe mich nach rechts, drehe mich nach links, und als ich wieder um mich schaue, liegen alle bereits in tiefem Schlaf. Und wie sie schlafen! Wie tot liegen die Frauen da.

Seit wann haben wir nicht gegessen? Ich weiß es nicht mehr. Und was wird morgen sein? Aber man darf nicht mit der Zeit nur so herumwerfen. Was will ein Birkenauer Häftling vom Morgen, warum will er einen Tag überspringen? Was ist das schon: morgen?

Die Tür fliegt auf und herein trabt die Blockälteste des Reviers im weißgetupften Kleid, die Füße in eleganten Trotteur-Schuhen, Spangen im Haar und, was ich erst jetzt entdeckte, parfümiert – und wie parfümiert! Mir dreht sich der leere Magen um.

Mit Donnerstimme hebt sie an: "Na, das habt ihr euch fein ausgesucht! Warum habt ihr euch nicht gleich im Hotel Adlon<sup>31</sup> einquartiert? Eins-zwei, auf und mir nach!"

Ich weiß von Zsóka, daß diese Frau eine von den *besseren* Funktionärinnen ist, eine von dem jovialen Typ, wie man ihn häufig unter dicken Menschen findet. Sie hat fünf schwere Jahre hinter sich, fünf bittere Jahre seit der Unterjochung Polens. Mir ist unbegreiflich, ein unlösbares Rätsel, wie auch nur die verschwindend wenigen Polen, die es im Lager gibt, die fünf Jahre in deutscher Gefangenschaft haben durchstehen können ... Das Donnern verhallt ungehört, niemand rührt sich. Und da ich weiß, daß sie nur donnert, aber nicht zuschlägt, gebe ich ihr einen Situationsbericht und melde: "Drei Kranke, im Korridor eine Leiche, wir haben seit nunmehr achtundvierzig Stunden gefastet, keinen Bissen und keinen Schluck Flüssigkeit zu uns genommen."

---

<sup>31</sup> Luxushotel in Berlin

---

Sie starrt in die Luft, daß ich glaube, sie hört mir nicht zu. Sie holt einen Kamm aus der Tasche und löst die Spangen aus ihrem Haar. Dann zieht sie einen kleinen Spiegel hervor, gibt ihn mir in die Hand, damit ich ihn ihr vor das Gesicht halte, kämmt das Haar zurück, zieht einen Scheitel, er mißlingt, sie wiederholt die Prozedur. Meine Hände zittern, sie folgt den Bewegungen des Spiegels, bückt sich, richtet sich auf, steckt die Spangen wieder an. Mein Gott, denke ich verblüfft, die Frau tut, als wäre sie nicht mehr hier. Hat sie die mit ihrer Stellung verbundene Verantwortlichkeit bei sich bereits liquidiert? Oder ist sie nicht richtig im Kopf? Oder ist auch ihr schon alles gleich? Sie sieht uns an, als existierten wir nicht mehr. Schweiß bricht mir aus allen Poren. Die Minuten dünken mich Stunden. Endlich nimmt sie mir den Spiegel aus der Hand und winkt mir und einer zweiten Frau, ihr zu folgen, und mit diesem Wink streicht sie zugleich das ganze Zwischenspiel aus. Heute weiß ich, daß dieses Zwischenspiel nichts anderes war als die Äußerungsform des Seelenzustandes eines Häftlings nach fünf Jahren in einem deutschen Konzentrationslager, dem das Bewußtsein der Gefahr und jedes Zeitempfinden abhanden gekommen war und der nicht mehr nach den Ursachen des Geschehens forschte.

"Los, los!" ruft sie und trabt uns voran. Sie stößt mit dem Fuß eine Tür auf und zeigt auf eine Tragbahre. Mir schwindelt. In dem Raum herrscht unerträglicher Gestank, in einer Ecke liegt ein Haufen blutiger Kleidungsstücke, in einer anderen Ecke stehen zwei volle Kübel, überall im Zimmer sind Zeugen grauenvoller Vorgänge verstreut. Wie von Sinnen reißen wir die blutige Tragbahre hoch. Dann tragen wir die drei Schwerkranken eine nach der andere in ein Zimmer, das uns die Frau anweist. Die übrigen folgen uns.

Es ist der übliche Krankensaal mit zweistöckigen Pritschen. Bloße Bretter, nirgends ein Mensch. "Zieht euch nackt aus, ihr bekommt Decken", dröhnt sie und stürmt hinaus. Es ist mir leid um mein gutes Leinenkleid, aber ich denke, wir benötigen wohl keine Kleider mehr ... Sie kommt zurück und bringt drei Decken. Wir haben uns inzwischen ausgezogen. Sie kommt näher und besieht sich unsere nackten Körper. "Habt ihr Mitigal?" fragt sie, während sie wieder ihr Haar zu kämmen beginnt. Nie hat eine Frage, begleitet von den gemächlichen Bewegungen der kämmenden Hand, solche Wirkung gehabt. Sind unsere Körper also wichtig? Haben wir überhaupt noch Körper? Und daß es nach dem Heute auch noch ein Morgen gibt, wird auf einmal etwas so Einfaches und Selbstverständliches wie eine Frau, die ihr Haar kämmt! Keine Sorge, morgen geht die Sonne auch für uns auf. Wenn das Lager auch leer ist, wenn wir auch allein im Revier sind, wenn es auch im *Lager B III* nur noch fünfzehn Häftlinge gibt, fünfzehn Häftlinge, die seit achtundvierzig Stunden nichts gegessen haben und zu fünft auf die nackten Pritschen hinsinken.

---

Jemand schüttelt mich an der Schulter. Ich liege am Rande der Pritsche. Nur schwer komme ich zu mir, aber schließlich werde ich wachgerüttelt. Ungarische Worte schlagen an mein Ohr: "Wollt ihr essen oder wollt ihr nicht? Oder wartet ihr auf die Lätzchen?"

Das Wort "Lätzchen" bringt mich völlig zu Bewußtsein, denn *ein Lätzchen bekommen* heißt im Lager: dem Tod geweiht sein. Damit hatte es, so erzählte man, folgende Bewandnis: Einmal, als Mengele beim Essen zugegen war, beobachtete er, wie einige Frauen, ohne zu essen, in ihren Topf starrten und die an der Oberfläche des Essens schwimmenden Maden herausfischten. Er trat überraschend hinzu und ließ die ganze Gruppe mit einer Handbewegung abführen, wobei er sagte: "*Die können anscheinend nicht ohne Lätzchen essen, na, sie sollen welche bekommen!*" ... Sie sind nicht zurückgekommen.

Auf das Wort *Lätzchen* hin werde ich also hellwach. Das "*Wollt ihr essen oder wollt ihr nicht*" macht weniger Eindruck auf mich. Wenn man nach zehn Wochen Hungern achtundvierzig Stunden gar nichts gegessen hat, reizt einen das Essen nicht mehr. Man hat das Hungern überwunden, und es muß zuerst der fürchterlichen Entkräftung abgeholfen werden, damit man wieder essen kann. Zu Kräften kommt man aber wiederum nur, wenn man etwas zu sich nimmt. Da hilft nichts!

Ich rüttle Bözsi wach. Sie kriecht von der Pritsche herunter und reißt der Reihe nach die andern aus dem Schlaf. Plötzlich fährt sie bestürzt zurück und kommt zu mir: "Ica ist tot!" Sie setzt sich, völlig zusammengebrochen, auf meine Pritsche. Ich bin eben dabei, die Frauen über mir zu wecken. Ich lasse mich zu Bözsi herunter und setze mich zu ihr. Alles um mich herum versinkt. So sind auch wir, die von unserem *Block 5* übriggebliebenen sechzehn, ins Jenseits aufgebrochen. Die Familie, meine Familie ist im Schwinden.

"Na, wird's?!" drängt die aggressive Stimme von vorhin.

"Eine von uns ist gestorben," antworete ich nach einiger Zeit, "man müßte es melden."

"Keiner wird sie wiedererwecken, man wird es noch rechtzeitig erfahren. Jetzt eßt endlich!" Das ist schon die Stimme des *Blocks*. Es kommt die Blockälteste, ich trete vor sie hin: "Ich melde gehorsamst, eine der Frauen ist gestorben!" Ich kann mich nicht auf den Beinen halten und klammere mich an das Bett.

"Na, mach es nicht so umständlich. *Eine Tote*, das genügt."

"Zwei Frauen sind sehr entkräftet," erkühne ich mich zu melden, "wenn sie ein Medikament bekommen könnten, oder ein Arzt käme - "

"Bleib schon ruhig!" sagt sie und schiebt mich weg.

*Bleib schon ruhig!* – Halluziniere ich? Täuscht mich der Tonfall ihrer Worte? Aus diesem "*bleib schon ruhig*" höre ich so manches heraus, was es bisher in Birkenau nicht gegeben hat. – *Bleib schon ruhig! Geduld, alles kommt alles in Ordnung, siehst du es nicht? Es gibt hier keine Apotheke mehr, keinen Arzt, nichts. Ein Teil des großen*

---

*Birkenauer Lagers existiert nicht mehr. Das Lager löst sich auf. Alles löst sich auf. Beruhige dich! Unnötig, sich so zu erhitzen: "Bleib schon ruhig!"*

Und sie bringt zwei Töpfe: "Eßt!"

Die Töpfe gehen von Hand zu Hand. Auf ihrer Pritsche liegt unsere Tote, aber die Lebenden wollen noch am Leben bleiben! Wir haben Appetit. Wir essen, besser gesagt: trinken die dünne Brühe. Nach achtundvierzig Stunden das erste Essen!

"Wißt ihr etwas von *Block 5*?" frage ich die Essensträgerinnen.

"Hier weiß keiner von keinem etwas", flüstert die eine und neigt sich zu mir. "Ganz Ausschwitz steht Kopf. Riesige Selektion ist im Gang. Stündlich fahren Arbeiterzüge ab. Die Todesmaschine läuft auf Hochtouren. Verlaßt euch auf niemand. Wie kommt es, daß ihr hier seid?"

"Das möchte ich auch wissen."

Und es wird wieder Abend. Wenn man nur die Leiche fortschaffte ...

Kaum ist es dunkel, kommt *das Auto* ... Wer die Kraft dazu hat, setzt sich auf. Entsetzen malt sich in den Gesichtern. Die Kranken übergeben sich, die eine auf der Pritsche, die andere auf die Erde, die dritte auf ihre Nachbarin. Acht Tage in Angst und Schrecken, ohne Unterbrechung – man könnte den Verstand verlieren. Hat die Blockälteste ihr *Bleib schon ruhig!* doch anders gemeint?

Das Auto hält, Stiefel trappen durch den Korridor, die Tür wird aufgestoßen, ein SS-Mann kommt stracks auf meine Pritsche zu, reißt mir die Decke vom Leib. Ich setze mich auf.

"Verflucht nochmal," schreit er, "du bist nicht die Leiche?"

"Nein", stottere ich überflüssigerweise.

"Noch nicht, willst du wohl sagen, was? Also wo ist die Leiche?" Er geht hin, lädt die Tote wie einen Sack auf die Schultern und trägt sie hinaus. Die Tür stößt er mit dem Fuß zu. Von draußen ist Lachen zu hören. Er erzählt wohl, was er eben mit mir erlebt hat.

Kein vernünftiger Gedanke hat in meinem Kopf Platz, ich denke an nichts und sage mir nur immer wieder: *Also haben wir auch diesen Tag überstanden?* Ich habe Angst und zittere so sehr am ganzen Körper, daß ich nicht einschlafen kann. Eine Gewohnheit aus meinen Kinderjahren kommt mir in den Sinn. Ich sage mir Wörter und auch ganze Sätze vor und wiederhole sie dann umgekehrt: *Das Auto hat uns nicht mitgenommen – sad otua tah snu* ... Dann schlafe ich doch ein.

Ein sonderbares Stöhnen weckt mich. Es sind ungewohnte, fremde Laute, grauenhaft... Ich rüttle Bözsi wach. Jemand liegt im Sterben! – Ich halte es nicht länger aus, wanke nackt, wie ich bin, aus dem Zimmer. Im Korridor stehen alle Türen offen, alle Zimmer sind leer. Die Leichenkammer ist nachts geräumt worden. Eine Tür ist doch verschlossen. Es ist das Zimmer der Blockältesten. Soll ich anklopfen? Zögernd stehe ich da. So ein Unterfangen wäre bisher geradezu Irrsinn gewesen, aber in der neuen *privaten* Atmosphäre hat sich viel geändert. Das ist kein Lager mehr. – Was ist es

---

dann? Sind wir vierzehn Frauen und die Blockälteste das ganze Lager? Schon hebe ich die Hand zum Klopfen, da ruft Bözsi: "Noch zwei Tote! Irma und Magdi!"

Im nächsten Augenblick liege ich lang ausgestreckt da.

Morgens rüttelt mich die Blockälteste auf: "Los, los, vorwärts! Na, wie meldest du, wieviel Tote es gibt? Hast du es gelernt? Militärisch, kurz und knapp: Vier Tote! So!"

Vier Tote? Hundert Tote, tausend, hunderttausend. Militärisch, kurz und knapp ... Schon stehen wir in Reih und Glied in der Mitte des Zimmers. Nackt stehen wir da und warten, an allen Gliedern zitternd, auf unsere Kleider. Zehn Frauen noch. Abmarsch? Wohin? Ist uns gleich. Nur dieser Zustand soll ein Ende nehmen!

Noch ist es nicht soweit. Wir stehen in der Mitte des Zimmers, stützen einander und frieren, frieren. Wir hocken uns auf die Pritschen. Etwa eine Stunde später kommt die Blockälteste hereingestürmt. Sie bringt einen Haufen Kleider. "Her zu mir! Habe ich nicht gesagt, ihr sollt stehend warten?" brüllt sie und versetzt mir wie von ungefähr eine Ohrfeige. Also auch sie – ? Nein, es war keine richtige Ohrfeige. Es war nur so eine spontane Handlung wie das Frisieren, eine Reflexbewegung, wie man ein Zündholz anreibt oder wie man gähnt, wenn ein anderer gähnt. Sie wird es vermutlich bis ans Ende ihres Lebens tun. Jedenfalls werde ich davon ganz wach, richte mich trotz meiner höllischen Müdigkeit straff auf – gleichfalls eine Reflexbewegung! – und erwarte so, zur Bewegungslosigkeit erstarrt, ihre weiteren Handlungen – denn man kann nie wissen ...

Sie wirft jeder einen Fetzen hin. Als die Reihe an mich kommt, ist ihr Vorrat erschöpft. Überrascht sieht sie mich an: "Was ist? Auf dich ist keines mehr gekommen? Natürlich, stehst da wie zur Salzsäule erstarrt. Ist dir wohl gleich, ob du ein Kleid hast oder nicht, was? Ich liebe solche Prinzessinnen, die warten, daß ihnen die gebratenen Tauben in den Mund fliegen!" Jetzt gibt sie mir eine Ohrfeige, daß ich umfalle. Das war eine richtige Ohrfeige, ein Zentner von einer Ohrfeige von routinierter Hand. Blut strömt mir aus der Nase. Ich lasse es auf die Erde fließen. Was könnte ich auch tun, soll ich meinen nackten Körper als Taschentuch benutzen? Schon kommt die Frau wieder hereingestürmt und wirft mir ein Kleid zu: das blau-weiße, getupfte, das parfümierte, ihr Eigentum! Soll das ein Witz sein? Ein alberner Scherz? Unmöglich! – Aber sie schreit mich an: "Ich dachte, du wirst mir melden, du seist gestorben! Wie? Du bist nicht gestorben? Dann kriech hinein in das Kleid! Du – du Prinzessin!" Und sie klopf mich auf die Schulter: "So, jetzt tretet draußen im Korridor an!"

Ich weiß nicht, wie es Geistesgestörten zumute ist. Ich bin jetzt jedenfalls völlig durcheinander. Da stehe ich in dem parfümierten Kleid – und übergebe mich.

Die Sonne muß schon hinter dem Block stehen, denn im Korridor wird es dunkel. Keine von uns vermag sich aufrecht zu halten, und so lassen wir uns auf den Fußboden nieder. Ein SS-Mann kommt und scheucht uns auf. Er führt uns vor den Block. Heute ist der erste Oktober, und wir haben nichts an außer einem dünnen Kleid und den Schuhen. Der Wind pfeift und hebt meinen eingelegten Seidenrock bis zum Hals.

---

So stehen wir auf dem freien Platz vor dem Revier. Unter unseren Füßen unbehauener, kalter Feldstein, über unseren Köpfen ein schwerer bleigrauer Himmel, um uns herum beängstigende Stille, vor uns die Ungewißheit, hinter uns zwölf Wochen Auschwitzer Hölle, unser Inneres erstorben in unmenschlichem Leiden. Neben uns ein Mann in Uniform, der meint, um die zehn Menschen, die er da bewacht, drehe sich das Wohl und Wehe des Großdeutschen Reiches. Diese zehn Menschen aber treten von einem Fuß auf den anderen und drehen sich, um dem Wind auszuweichen, ständig hin und her wie Wetterhähne. Es ist unerträglich kalt. Der Mann geht in den Block hinein, die zehn Menschen riskieren es, an die Baracke heranzutreten, und hocken sich mit dem Rücken gegen die Wand auf die Erde. In Sekunden sind sie eingeschlafen. Langsam, geradezu vorsichtig, senkt sich die Dämmerung wie ein grauer Schleier auf die zehn Menschen. Der Schleier wird dunkler, und aus den fernen Lagern huscht das Licht von Scheinwerfern in das *Lager B III*.

Hand in Hand kommen der SS-Mann und die Blockälteste aus dem Block geschlendert, heben die Köpfe, lassen den Blick langsam über das in Dunkelheit versinkendem, unheimlich stille Lager schweifen und strecken wohligh die Glieder. Dann, wie Menschen, die sich verspätet haben, aber den Fall für unwesentlich halten, nehmen sie mit einem wie "*schön, schön*" klingenden Ausruf die zehn auf der Erde hockenden Menschen lässig zur Kenntnis. Schließlich werden sie sich der Lage bewußt, und die Frau schreit uns an: "Los - los!" Der Mann stößt mit einem Stock auf die bewegungslos hockenden Frauen los, dann verliert er die Geduld und geht daran, sie mit Hilfe der Blockältesten einzeln in die Höhe zu reißen. Neun stehen schon, die zehnte rührt sich auch jetzt nicht. Der SS-Mann schreit sie an und versetzt ihr mit aller Kraft eine Ohrfeige. Bözsi und ich gehen hin, vielleicht können wir etwas tun, bevor die nächste Ohrfeige knallt – oder Schlimmeres geschieht –, aber der Mann stößt uns zurück und flüstert der Blockältesten etwas zu. Die Blockälteste geht auf mich zu: "Kannst du nicht einmal mehr melden? – Eine Tote!" Damit verpaßt sie mir je eine Ohrfeige links und rechts. In diesen Ohrfeigen liegt schon die Reaktion auf die schönen Stunden des Nachmittags, das Schuldbewußtsein. Mich schmerzen die Ohrfeigen nicht – nur die eine verursacht mir Schmerz, die der Mann der Toten versetzt hat. Zwei Frauen heben Juci auf und tragen sie in die Baracke, wo sie die Leiche auf den Korridor niederlegen. So ist auch Juci von uns gegangen ... Ich melde gehorsamst: "Eine Tote!"

Und es brechen neun lebende Leichname zu ihrem unbekanntem Ziel auf. Träge, wie nach getaner Arbeit ausruhend, liegt das Lager. Aber die Stille wird lebendig, und die toten Seelen reihen sich durch die offenen Türen und Fenster zum Gespenstertanz auf. Zehntausende, Hunderttausende. Das Orchester der Gemarterten spielt zum Tanz auf, und es spielt immer lauter, und das Lager schweigt und schweigt.

Ein vor langer Zeit gelesenes Gedicht kommt mir in den Sinn:



---

*Menschlichkeit und Güte sind nur noch Worte.  
Aber die ergriffene,  
Die bestürzte Welt, wo ist sie?  
Mich schmerzt, daß ich bin,  
Mehr noch, daß ich nicht stolz sein kann,  
Ein Mensch zu sein.*



Wir haben *Lager B III* hinter uns gelassen und stolpern weiter. Der SS-Mann tritt wortlos neben uns her. Er schiebt die Mütze ins Genick und zieht seinen Stock spielerisch über das Pflaster. Bereitet sich der Mann auf eine neue Rolle vor? Sind seine Uniform, seine Mütze, sein Stock nur mehr ein Kostüm, das er auszuziehen im Begriff ist? Wie aber wird er den Menschen ausziehen, der die alte Rolle auf sich genommen und gespielt hat? Ob die Vorbereitung auf die neue Rolle ihn so zerstreut macht? Kommt es daher, daß er so unsoldatisch daherschlendert? Daß seine Mütze so unvorschriftsmäßig, geradezu gemütvoll wippt? Daß sein Stock so leichthin, so spielerisch über die Steine tanzt? Nimmt er wirklich Abschied von der noch gestern gespielten Rolle? Und war es wirklich nur eine Rolle, hat er nicht sich selbst gegeben? Hat er ein Gewissen, oder ist er ein echter Henker, hat er nicht im Augenblick nur aus Selbsterhaltungstrieb sein Ich gleichsam ausgekippt?

Aber eine Gefangene der Nazis soll nicht zuviel wissen wollen und hat ihre Phantasie im Zaum zu halten. Birkenau duldet keinen solchen Luxus, er kann der Gefangenen übel bekommen.

Und er ist ihr übel bekommen! – Grell durchstoßen Scheinwerfer die Dunkelheit, und in ihrem Licht wird ein mächtiges, erschreckend düsteres eisernes Tor mit einem Wachturm darüber sichtbar. Es öffnet sich automatisch. So furchterregend diese neuartige technische Konstruktion ist, sie sticht doch so sehr von dem früheren unzivilisierten Lager ab, daß die Gefangene, noch im Banne der geschilderten Stimmung, den Mann, von dem sie dachte, er schicke sich an, aus seiner Rolle zu schlüpfen, ganz unbefangen fragt: "Wohin gehen wir?" Innerhalb der nächsten Sekunden erfährt die Neugierige, daß ein deutscher Soldat zu gleicher Zeit in mehreren Dimensionen leben kann. Seine Hände sind beschäftigt: Die eine spielt mit dem Stock, die andere mit der Mütze. Sein Gehirn spielt mit einer neuen Rolle, die Füße benötigt er zur Fortbewegung, aber da gerade der linke an der Reihe ist, tritt er mit dem rechten die Gefangene so in den Bauch, daß sie gegen eine hervorstehende Eisenstange fliegt und bewußtlos liegen bleibt. – Als sie dann in einem in Form und Einrichtung von den alten Behausungen radikal abweichenden Block zu sich kommt, ahnt sie bereits, daß in dieser Welt alles beim alten ist und nur ihre Phantasie Neues schafft.

Sie beschließt, nie wieder Fragen zu stellen, und fragt im selben Augenblick ein über sie geneigtes Gesicht: "Wo sind wir?" Und sie fügt der übereilten Frage gleich eine

zweite hinzu: "Ist kein SS-Mann in der Nähe?" – "Nein," wird sie beruhigt, "aber sonst gibt es so viele hier, daß auf jeden Häftling einer kommt." Dann erfährt sie ohne zu fragen allerlei. Sie ist im sogenannten Tschechenlager.<sup>32</sup>

Es ist ein riesiger, zivilisierter Betrieb: Stacheldraht, wohin man schaut, dazu eine Meute Hunde, mächtige Blocks mit aufgestockten Kojen, hoch angebrachten Fenstern und einem in der Mitte entlanglaufenden Heizkörper. Es gibt besondere Latrinenbaracken, die man aber nur in Gruppen zu zehn aufsuchen darf – und auch das nur unter Aufsicht. *Also muß man warten, bis noch neun soweit sind?* überlegt die Gefangene. Sie erfährt, daß hier nicht auf der Erde geschlafen wird, daß man nicht durch ein Fenster hinausklettern – es ist ein ganz neues Leben! Hier herrschen zivilisierte, ja kultivierte Zustände! Mehr erfährt sie nicht, denn es ist schon Nacht. Sie möchte aber noch anderes wissen. Sie muß sofort erfahren, ob man etwas von ihren alten Blockgenossinnen weiß, von Margó und Márta, von denen sie erst vor einer Woche getrennt worden ist. Es gehört eine gute Portion Phantasie dazu, in Auschwitz auf die Spuren irgendeines Menschen stoßen zu wollen. Aber die Gefangene verfügt eben über eine wuchernde, unausrottbare Phantasie.

An beiden Längswänden des Blocks stehen dicht nebeneinander die Pritschen, richtige Kojen. Auf einigen Brettern, etwa zwei Meter messenden Pritschen sitzen oder liegen auf nackten Brettern acht bis zehn Frauen. Decken gibt es hier nicht.

Die Pritschen sind so niedrig, daß man nur gebückt darauf sitzen kann. Am Eingang ist ein Vorraum für die in amtlicher Eigenschaft fungierenden Frauen, hinten ein Ausgang. Der aus Ziegelsteinen errichteten Heizkörper in der Mitte des Raumes ist etwa einen Meter breit und sechzig bis achtzig Zentimeter hoch.<sup>33</sup> Da er die ganze Länge des Blocks einnimmt, muß man, um von einer Seite des Raumes zur anderen zu gelangen, über den Aufbau hinwegklettern.

Diese Kenntnisse sammle ich schon auf eigene Faust. Ich taumle von der Pritsche herunter, und während ich die eine Hand gegen den noch immer schmerzenden Bauch presse, klammere ich mich mit der anderen an alles, was mir in den Weg kommt, und auf dem Rückweg stütze ich mich auf den Heizkörper. Schon nach den ersten Eindrücken bemächtigt sich meiner ein schlechtes Gefühl. *B III* war ein *Lepralager*, in dem wir wie nomadisierende Zigeuner lebten, aber bei allen seinen Schrecknissen hat es uns doch eine gewisse Bewegungsfreiheit geboten, während in diesem Lager jeder Block ein Kerker für sich ist mit angeketteten, in sargartige Pritschen gestopften Galeerensträflingen. Elektrisches Licht, Heizung, Pritschen, Wasser (welche Zivilisation!), Vorschriften über Vorschriften, die würgende Nähe menschlicher Ausdünstungen, keine Lüftung, Massen von Deutschen, Hundemeuten, elektrisch

<sup>32</sup> Als "tschechenlager" (oder auch "Theresienstädter Familienlager") wird im allgemeinen der Bereich **B II b** des KZ *Auschwitz-Birkenau* bezeichnet, in den 1943 gefangene aus dem KZ *Theresienstadt* transportiert worden waren. Diese wurden bis Juli 1944 ermordet. Danach wurde in einem Teil des Bereichs der "*Häftlingskrankenbau*" (HKB) für weibliche Gefangene angelegt.

<sup>33</sup> "(...) stand an jedem Ende des Blocks ein großer Ziegelofen, dessen Abzugsrohr parallel zum gegenüberliegenden durch den ganzen Block lief, so dass in dessen Mitte eine Art geheizte, einen halben Meter hohe Ziegelbank entstand." (ELLA LINGENS: *Gefangene der Angst*, Wien 2003, S. 123)

---

geladene Drahtzäune kreuz und quer, Krematorien zum Greifen nahe – Tod, Tod, Tod überall. Und noch weiß ich gar nicht, daß man den Block auch tagsüber nicht verlassen darf – es sei denn auf die Latrine, und das unter Kontrolle.

Kaum habe ich auf dem Rückweg zu meiner Pritsche ein paar Schritte zurückgelegt, ruft mich jemand beim Namen an. Es ist ein Augenblick, wie er dem Menschen in Auschwitz selten zuteil wird. Vor mir steht eine der Frauen aus *Block 5*, die vor einer Woche abgeführt worden sind! Ich weiß nicht, wie einem Menschen ist, der in der Sahara auf eine Oase stößt, oder was der Mensch fühlte, der als erster den Nordpol bezwang, oder einer, der nach seinem letzten Pengö in die Tasche greift und einen Zehnpengöschein darin findet. Für mich ist dieser Augenblick jedenfalls ein überwältigendes Erlebnis. Einen Menschen zu finden, den man für tot gehalten hat! Von Menschen zu hören, die man verloren gegeben hat – denn im Augenblick setzt schon die Phantasie ein: Wenn ein so geschwächter Mensch, nahezu ein Wrack, am Leben geblieben ist – am Leben gelassen wurde –, können nicht alle verloren sein! Und ich frage, stotternd unter dem Eindruck des Erlebten und im Gedränge der auf mich einstürmenden Gedanken: "Wo sind die andern? Lebt Márta? Lebt – " Mitten in mein aufgeregtes Fragen hinein nickt sie: "Sie lebt, sie lebt!" Plötzlich fühle ich Kraft in meinen erschlafften Gliedern, ich könnte jauchzen vor Freude.

Wird der Mensch durch Schaden klug? Nein, er wird es nicht. Ich muß die Frauen durch tausend Gefahren hindurch finden, und ich frage weiter, weil ich fragen muß, weil ich wissen muß! Und die Frau erzählt: Mengele hat auf *Block 5* Musterung gehalten. Die eine Hälfte der Frauen ist sofort auf Arbeit geschickt worden, die andere hat man in den *Krätze-Block* eingeliefert. Das ist, von uns aus gerechnet, der zweite Block gegen das Innere des Lagers zu.

"Versuch, am frühen Morgen hinzukommen. Vielleicht hilft dir der Latrinendienst. Hier weht eine andere Luft als im *Lager B III*", erklärt sie aufgereggt. Aber sie hat gut reden! In Auschwitz kann eine Nacht alles entscheiden.

Ich gehe auf den Ausgang des Blocks zu. Im Vorraum steht eine Frau. Eine Ungarin? Eine Deutsche? Ein Wachposten? Wir fixieren einander. Ich überlege, welche Taktik die beste sein wird. Ich habe aber Glück, sie redet mich auf ungarisch an. (Ja, sie ist eine Art Wachposten. Seit September gibt es so etwas im Lager.)

"Was willst du?" fragt sie, drängt mich in den Block zurück und kommt selbst hinein. "Bist ein Zugang, was? Die Lagerstraße wimmelt von Posten. Du rennst in den Tod, wenn du den Fuß hinaussetzt." Ich sage ihr, was ich plane. Ich wolle nur bis zum zweitnächsten Block gelangen. Sie gibt mir einen leichten Stoß und ruft den Frauen auf der nächsten Pritsche zu: "Haltet sie fest, die ist verrückt!" Damit läßt sie mich stehen. Niemand hält mich fest, und ich gehe auf den rückwärtigen Ausgang zu. Der Block schläft, nur da und dort sitzt eine Frau auf der Pritsche. Niemand achtet auf mich. Am Ende des Blocks steht wieder eine Frau vor der Tür: "Was suchst du da?" fragt sie auf ungarisch.

"Ich muß auf die Latrine", lüge ich.

"Nachts ist es nicht erlaubt. Dort in der Ecke ist ein Kübel, setz dich drauf", sagt sie und sieht mich forschend an. "Du," ruft sie und faßt mich am Arm, "warst du nicht auf Block 9?"

"Ja, stimmt", bestätige ich und erkenne sie im selben Augenblick. Wir fallen einander um den Hals. Sie ist eine liebe alte Bekannte, noch aus der Zeit vor Auschwitz. Im August ist große Musterung gewesen. Die anderen sind auf Arbeit geschickt worden, sie ist als Wache hiergeblieben. Ich erzähle ihr, welche Absicht ich habe.

"Unmöglich!" erklärt sie und fleht mich an, bis zum Morgen zu warten, läßt mich aber schließlich hinaus.

Als ich draußen bin, stockt mir das Blut in den Adern. Drei Meter vor mir Stacheldraht, dahinter ein anderes Lager. Scheinwerfer überall, aber nirgends ein Posten zu sehen. Ich werfe mich zu Boden und warte; unfähig, zu überlegen, handle ich instinktiv. Plötzlich fällt mir ein, wie ich mir während der Geburtswehen Mut gemacht habe mit den Worten: *Du mußt durchhalten!* Auf dem Bauch krieche ich zum nächsten Block. Wie schwer, wie fremd ist der Geruch der feuchten Erde! Ich bin beinahe soweit, da höre ich Stimmen. Ich horche. Zwei SS-Männer, Wachposten, unterhalten sich vor dem Block neben dem Drahtzaun, der eine diesseits, der andere jenseits. Drüben schließt sich ein dritter an.

Ich mag eine Stunde lang dagelegen haben, als alle drei sich entfernen. Sie haben mit dem Rücken zu mir gestanden und können mich nicht gesehen haben. Sie reden im Gehen weiter, und ich krieche langsam vorwärts, mein wunderschönes plissiertes Kleid verwünschend, das sich mir um die Beine wickelt, so daß mich jede Bewegung Kampf kostet. Ich wundere mich, daß ich keine besondere Furcht empfinde; ich bin auf alles gefaßt.

Ich bin über den ersten Block hinaus. Einen Augenblick lang schießt es mir durch den Kopf, ob ich nicht hineingehen soll. Ich tue es nicht. Da machen die SS-Männer kehrt und kommen zurück. Ich bin verloren! Ich höre weibliche Stimmen. Auf der Straße längsseits zwischen den beiden Baracken nähern sich zwei SS-Frauen. Ich bin etwa drei Schritte vor dem Block. Sie kommen schäkernd und kichernd vom nächsten, dem Krätze-Block her. Der Mann diesseits des Drahtzaunes schließt sich ihnen an und geht mit ihnen zurück auf die Lagerstraße zu. Auch die beiden Männer auf der andere Seite des Zaunes haben kehrt gemacht und setzen ihren Patrouillengang fort. *Jetzt oder nie!* sage ich mir und krieche weiter, so schnell ich kann. Ich erreiche den Block, wage aber nicht aufzustehen. Ich klopfe vorsichtig, bekomme aber keine Antwort. *Was tun?* Ich erhebe mich auf die Knie und drücke die Klinke herunter. Die Tür gibt nicht nach. Ich werfe mich wieder hin. Ich klopfe stärker, lasse dabei die beiden Soldaten nicht aus den Augen. Sie sind weiter von mir, halten aber schon beim nächsten Block und müssen jeden Augenblick umkehren. Die Zeit drängt, ich klopfe noch einmal ungeduldig. Da geht die Tür auf, und ich falle hinein. Jetzt zittere ich am ganzen Leib, hörbar schlagen meine Zähne zusammen.

Es stinkt gräßlich nach Mitigal. Ich bin unfähig, einen Schritt zu tun und schreie nur: "Márta! Márta!" Die Frau, die mich eingelassen hat, schreit mit und hängt mir am Hals. Und es kommt Márta, es kommt noch eine Frau, es kommen fünf, es kommen zehn, alle hängen sich an mich. Sie stinken wie die Hölle und duften wie das Glück. Wir weinen, weinen und weinen immerzu. Oh, wie hilfreich können Tränen sein! Sie heben mich auf eine Pritsche. Vor mir, hinter mir, um mich herum *Block 5*, die herausselektierten, krätzigen Frauen meiner alten Familie! Für mich sind sie die schönsten, die besten, die wohlriechendsten Menschen! Es gibt einen Gott! Es gibt eine Vorsehung. Es geschehen noch Wunder! Und es gibt noch Glück. Wir nehmen einander das Wort aus dem Mund, wir finden kein Ende. Wir leben und haben einander gefunden!

Der Morgen dämmt, und im Lager erwacht das Leben, als ich Abschied nehme und mich auf den nunmehr ungefährlichen Rückweg nach *Block 25* aufmache, der mit seinen sechzig bis siebzig Metern Entfernung nachts *viel weiter weg gewesen ist als Budapest. Denn die Entfernung mißt nicht immer nach dem Zentimetermaß ...*

Mit ist leichter ums Herz, denn ich weiß noch nicht, daß ich die tausendzweihundert Häftlinge des Krätze-Blocks – außer Márta – nur noch einmal sehen soll und dann nie wieder.

Morgens mache ich mich mit meinem Block bekannt. Ich finde noch vier Frauen aus früheren Tagen. Von Márta habe ich erfahren, daß auch meine beste Freundin aus meiner engeren Heimat, die Ärztin Livia Gulyás, die gleichfalls im August aus *Block 5* fortgebracht worden ist, im Lager ist und als Ärztin arbeitet.<sup>34</sup> Ich will sie unverzüglich aufsuchen. Die Wörter *will* und *unverzüglich* fehlen wohl im Auschwitzer Vokabular, stehen aber unaustilgbar in meinem eigenen Wortschatz. Es wäre ein falsches Bild, wollte ich sagen, das sei ein Zeugnis von Mut, Planmäßigkeit, Ungestüm gewesen. Nein, es war bloß die in meiner Grundnatur, in meinem Nervensystem wurzelnde Ungeduld, die mich geradezu zwang, mit bedenkenloser Entschlossenheit an die Realisierung meiner Vorstellungen heranzugehen. Viel später habe ich erkannt, daß diese Ungeduld die Kraft war, die mich im Gleichgewicht hielt, und wenn sie mich auch sehr oft in Gefahr brachte, so mochte sie mich auch gerettet haben. Ich sage *mochte*, weil zum Gerettetwerden ebenso viele Faktoren nötig waren, wie Stunden oder Minuten einen Tag oder eine Nacht ausmachen. Sie standen in keinem Verhältnis zur physischen Kondition des Häftlings oder zu seinem Mut. Das Zusammenspielen von tausend Zufälligkeiten war nötig, damit der Häftling aus einer Gefahr heil hervorging.

<sup>34</sup> Livia gulyás fand ich im web innerhalb einer anfrage nach deportierten aus zalaegerszeg:

" ZALAEGERSEGI MEGYEI VÁROS KÖZKÓRHÁZA

Mélyen tisztelt Uram!

ö.zv. Karinthy Frigyesné július első napjaiban 1944.-ben zalaegerszegi és környékbeli deportáltakkal együtt, elszállították Birkenaubába. Dr. Gulyás Livia, és Dr. Mike Gézáné együtt voltak Vele e táborban. Rajta, az elmondás szerint, mániás elmeháborodottság tört ki, úgy hogy július 20-25-ike között külön cellába tették, majd Auschwitzba szállították. További sorsáról előbb említettek nem tudnak. Böröndjeit, ruháit deportálás után a kórházból a rendőrség elvitte, hogy, ezen holmikkal mi történt, azt nem tudom. Valószínűleg ugyanarra a sorsra került, mind a deportáltak ingóságai általában. Sajnálom, hogy bővebb felvilágosításokkal nem tudok szolgálni és maradtam teljes tisztelettel:

Zalaegerszeg, 1945. július 28." (<http://www.szombat.org/archivum/karinthy-marton-a-boszorkanykerdes-vegso-megoldasa-1352774062>)

---

Ich will also unverzüglich Lili – Livia – sehen. Nach dem Appell werbe ich sofort die vorgeschriebene Anzahl Frauen für einen Latrinengang zusammen, was keine Schwierigkeiten bereitet. Es gelingt mir nicht, mich unterwegs zu verdrücken. Da melde ich mich bei der Blockpflegerin, ich hätte Schmerzen im Bauch und wolle zum Ambulatorium. Ich zeige ihr den mächtigen blauen Fleck, den der Tritt des SS-Mannes hinterlassen hat. Es sei unklug, damit zum Arzt zu gehen, nacht mich die Pflegerin, eine Ungarin, aufmerksam, und sie hat recht. Aber ich gehe hin. Lili erblickt mich sofort, und wir fallen einander um den Hals. Wir weinen vor Freude, wir weinen vor Schmerz. Ich komme nicht dazu, meine Klagen vorzubringen, ich sehe ihr an, daß sie sich bereits den Kopf zerbricht, wie sie etwas für mich tun kann. Schnell erzählt sie mir noch, sie sei den Tag zuvor in Begleitung einer mächtigen Ohrfeige aus dem Revier geworfen und ins Ambulatorium versetzt worden. Doch das habe nichts zu sagen. Sie werde mich schon ins Revier bringen, damit ich mich einige Tage ausruhe. Ich kann mich nur flüchtig umsehen, aber das genügt, mich zu überzeugen, daß die Frauen auch hier mehr oder weniger wandelnde Leichen sind – die Ärztinnen ausgenommen. Und so ist auch Lili in erträglichem Zustand. Gemeinsam verlassen wir das Ambulatorium. Als wir draußen sind, erzähle ich ihr rasch von meinem Besuch im Krätze-Block, und daß auch Márta dort sei. "Ich bin gerade im Begriff, mir den Block anzusehen, und ich werde so viele wie möglich gesund schreiben. Ich tue, was ich kann", beruhigt sie mich. Ja, auch sie ist ein Arzt, der zu riskieren und zu manövrieren wagt, wenn es sein muß – und es muß sein, immer wieder. Außer mir bringt sie noch drei Frauen zum Revier, und von dort führt uns eine Pflegerin sofort zur kleinen Desinfektionsbaracke.

Unterwegs sehe ich erst richtig, was für ein furchtbarer Ort dieses Lager ist. Das Grauen schwebt förmlich in der Luft, man meint das Wehklagen Gemarterter zu hören, und der Rauch aus den Schornsteinen der Krematorien ist so nahe, daß man am liebsten das Atmen anhielte. Und die vielen elektrisch geladenen Drahtzäune, die dichten Postenketten, die menschenleere Lagerstraße. Was für eine furchtbare Ernte mag der Tod hier gehalten haben! *Lager B III* erscheint mir beinahe wie ein freundlicher alter Traum.

Die Desinfektionsanstalten, die ich bisher gesehen hatte, waren an Krematorien angeschlossene *Großbetriebe*, während die Einrichtung, in die wir jetzt geführt werden, ein gleichsam *für Hausgebrauch* eingerichtetes harmloses kleines Bad ist und, soweit aus seinem Äußeren und seine Ausstattung geschlossen werden kann, ausschließlich Zwecken der Reinigung dient. Mit Dampf gemischter Chlorgeruch hängt in der Luft, aber das Ganze hat irgendwie familiären Charakter. Wenn man die Augen schließt, kann man sich in die dampfgeschwängerte Atmosphäre eines friedlich-geschäftigen heimatlichen Waschtags zurückversetzt fühlen: *Raffiniert gemischter Duft von Seife, Waschlauge, warmem Wasser, Petroleum und Tomatenkraut kitzelte einem die Nase. Seife am Rand des Waschtrogs, Kleinholz in einem großen Korb, der Kessel in der Ecke, daneben ein Faß Lauge ...*

---

"Zieh dich schon aus!" drängt eine Stimme. Ich mache die Augen auf und suche ihre Eigentümerin.

"Éva! Éva! Du hier?!" Wieder muß ich weinen – was für ein Tag ist das heute! Aber ich komme nicht dazu, denn eine deutsche Frau tritt vor mich hin, reißt mir das blau-weiße getupfte Kleid aus der Hand und fragt mit gerunzelter Stirn: "Woher hast du das Kleid?"

"Ich habe es im *Lager B III* von der Blockältesten des Reviers bekommen", antworte ich ruhig.

"Aaah!" schreit sie. "Aaah! Aaah!" kommt es immer von neuem aus ihrem schiefen Mund, als tropften diese Aaahs zufällig aus einigen verschieden hoch angebrachten Töpfen. Sie behagen meinem musikalischen Ohr ganz und gar nicht. Und auf einmal – wie hat die Frau sie so rasch aufgetrieben? – präsentiert sich mir die in Rede stehende Blockälteste in eigener Person! Ich mache die Augen auf und wieder zu, um mich zu vergewissern, ob der Dampf sein Spiel mit mir treibt oder Wirklichkeit ist, was ich zu sehen meine, – da brüllt sie schon los:

"Was? Bist du es wieder? Kann man nirgends hinschauen, ohne dich zu sehen?" Mit auf den Hüften gestützten Händen steht sie vor mir. Es wäre noch das kleinere Übel, denke ich mir, daß überall, wohin sie schaut, ich bin. Viel schlimmer ist es, daß überall dort, wohin ich schaue, sie ist! Ich beobachte ihre zentnerschweren Tatzen, ob sich nicht eine davon von der Hüfte löst. Diesmal habe ich nichts verbrochen, nicht einmal *melden* muß ich – aber Ohrfeigen haben hier nur bedingt mit Verbrechen zu tun. Sie reißt der andern das getupfte Kleid aus der Hand und wirft es in die Ecke. "Ich habe es ihr gegeben", bestätigt sie, dann faßt sie mich am Arm, reißt mich zur Seite und zischt mir ins Gesicht: "Maul halten!" Dabei preßt sie mir den Arm zusammen, daß ich zwei Ohrfeigen dafür eingetauscht hätte.

"Gib ihr irgendeinen besseren Fetzen!"

Was stellt sich dieses Weib vor? Was will sie mit dem "*Maul halten*" –? Denkt sie wirklich, ein Auschwitz Häftling fühlt sich soweit als Mensch, daß er auf menschliche Weise sein Recht sucht, noch dazu bei den Nazis? Ein Gefühl der Genugtuung kommt in mir auf, wie ich es in Auschwitz noch nicht erlebt habe. Also haben auch Blockälteste, vor denen wir zittern und beben, Ursache, sich zu fürchten? Schade, daß ich bisher nicht daran gedacht habe. Oder, so meldet sich wieder meine Phantasie, vielleicht fürchten sie sich erst jetzt? – Doch warum?

Ich stelle mich unter die warme Dusche, um mir das dick am Körper klebende Mitigal, alle Not der letzten Wochen im *B III-Lager*, die Ohrfeigen der Blockältesten, den ganzen Birkenauer Sumpf abzuwaschen und allem Schmutz, allen Qualen meines weiteren Häftlingslebens sauber entgegenzugehen.

Erfrischt ziehe ich mir mein neues Kleid an, einen schwarzen Rock und eine schwarze Samtbluse. Die guten Stücke hat Éva für mich ausgesucht, was sie auch ohne die besondere Aufforderung seitens der Gnädigen getan hätte. Eine schwarze Samtbluse mit langen Ärmeln – nie im Leben habe ich ähnliches gesehen. Wer, welche

---

Frau welcher Nation mag sie abgelegt haben, damit ich sie tragen kann? Und die wievielte in der Kette ihrer Trägerinnen mag ich sein? ... Unwichtig! In einer halben Stunde werde ich sie im Revier abgeben – und nie wieder sehen.

Die warme Dusche hat meinen Körper gereinigt, der Zwischenfall mein Selbstgefühl beschmutzt, die Angst der Blockältesten aber meine stets sprunghafte Phantasie aufgeputzt. Und mit einem kühnen Satz bin ich schon bei der Vorstellung angelangt, daß nicht nur die Blockältesten, sondern auch die deutschen Schergen sich fürchten. Dafür gibt es tausend Anzeichen. Wer sich fürchtet, weicht entweder sehr zurück, oder er greift heftig an – je nach Gemüts- oder Nervenverfassung. Früher, im Glauben an einen sichereren Sieg, ist die SS bedenken- und schrankenlos brutal gewesen, jetzt aber verrät sie innere Unsicherheit, Unschlüssigkeit im Umgang mit den Häftlingen und Zweifel an ihrem *Endsieg*.

Während ich, rückschauend auf die hier verbrachten acht Tage, über diese Dinge grübele, marschieren wir auf der Lagerstraße des Tschechenlagers zum Revierblock. Wir marschieren schön in Reih und Glied und militärisch im Gleichschritt, während Menschen in militärischer Uniform gemächlich einerschlendern und mit ihren Stöcken spielen. Verkehrte Welt! Ich müßte mir, so geht es mir durch den Kopf, dieses Lager einmal genauer ansehen. Aber irgend etwas in mir warnt mich. Das gute Bad? Die Erinnerung an den heimatlichen Washtag? Meine Phantasien über die Unschlüssigkeit der Nazis? – Vogel Strauß-Politik? Oder alles zusammen? Damit ich nicht auf die Wand schaue, wo der Teufel nicht nur hingemalt ist? Damit ich mir den guten Augenblick nicht verderbe? – Ja, auch das muß man können, unbedingt! Im *Lager B III* war ich mit meinem System der Selbsterhaltung soweit gekommen, daß ich dachte: *Du hast nichts, weder Feld noch Haus, kein Hemd, keinen Schlüsselbund. Du bist für nichts verantwortlich, hast keine Pflichten, keine Sorgen, nur ein Kleid am Körper und Schuhe an den Füßen – und beides gehört nicht einmal dir. Was willst du noch, ist es dir nicht leicht genug?* Nach normalen Maßstäben gilt so ein Zustand als Geistesgestörtheit – aber was tut's, wenn er hilft? Und er hat geholfen. Auch der kurze Weg vom Bad bis zu Revierbaracke hat gut getan. Solche Minuten sind nötig, damit man die schlimmeren Stunden und Tage besser erträgt. Sehr, sehr nötig!

Ich habe mich nicht im Lager umgesehen, aber ich bin gezwungen, mich im Revier umzusehen. Der Block ist dieses zivilisierten Lagers würdig. Er ist so zivilisiert, daß sich selbst der Tod seines urzeitlichen Aussehens schämen müßte. Zu beiden Seiten eines großen Vorraums sind die Zimmer der Ärzte und des behandelnden Personals. Dem Eingang gegenüber liegt ein riesiger Krankensaal mit zweistöckigen Einzelpritschen. An jeder Pritsche hängt ein Krankenblatt. In der Mitte steht ein breiter Heizkörper, am Ende des Raumes ist die Tür zum nächsten Krankensaal. Nackt, unter Decken, liegen die Patientinnen einzeln auf den Pritschen.

"Kleider herunter!" Eine Pflegerin besieht sich unsere Körper. Sie weist mich auf den zweiten Stock der ersten Pritsche links. In einer Höhe mit mir ist eine Öffnung zur



Entlüftung. Ich strecke mich lang aus. Wie wohl das tut! Die Patientin unter mir klopft. Ich höre eine müde Stimme: "Nimm bitte das Päckchen zu dir. Es ist Brot drin." Höre ich recht? Ist die verrückt? Ich sehe hinunter: Ein dünner Hals mit einem kleinen Vogelkopf reckt sich mir entgegen, alles Haut und Knochen, die Hand mit dem Päckchen zittert. "Kennst du mich?" frage ich. Sie nickt. Ich möchte sie fragen, wer sie ist, will aber nicht verraten, daß ich sie nicht erkenne. Ratlos greife ich nach dem Päckchen. Die Frau auf der Pritsche mir gegenüber erklärt mir die Sache: Die andere wolle das Brot bei mir in Sicherheit bringen, denn unten schleppen die Ratten alles von den Pritschen weg.

*Brr! Ratten?* – Ich lege das in einen Lappen gewickelte Brot neben mich hin und schlafe sofort ein.

Jemand zerrt an meiner Decke: "Komm herunter, ich will dich untersuchen." Es ist Julika, die Ärztin.<sup>35</sup> Aus ihren Augen strahlt Wärme, und sie fragt mich in offenbar ehrlicher Absicht aus. Auch ich bin ehrlich: Ich will mich ausruhen, außerdem möchte ich statt Arznei eine Tasse Kraftbrühe, eventuell Wiener Schnitzel. Wir unterhalten uns eine Weile darüber, daß Cortigen nicht nur bei Erkrankungen der Nebenniere, sondern auch zur allgemeinen Stärkung verabreicht wird. Da aber Cortigen nicht zur Verfügung steht, einigen wir uns auf obiges Menü.

Bevor ich auf meinen Elfenbeinturm zurücksteige, werfe ich einen Blick auf das Krankenblatt der Eigentümerin des Brotpakets. Ich klammere mich mit beiden Händen an die Pritsche: Es ist Erzsike! Erzsike aus *Block 5 des Lagers B III*. Erzsike, die wundervolle, hauchzarte Erzsike, die unterschütterliche Optimistin! Erzsike, die für die hohen Feiertage im Herbst die Ankunft englischer Fallschirmspringer prophezeit hat! Sie schläft. Ich betrachte ihr Gesicht. Nein, nicht ein einziger bekannter Zug, der Auschwitzer Meißel hat gründliche Arbeit getan. Namenloser Schmerz lähmt mir die Glieder. Ich bin unfähig, auf meinen Platz hinaufzuklettern, setze mich auf den Rand der untersten Pritsche.

Hätte ich es nur nicht getan! In meinen Kummer vergraben, daß ich nicht mehr weiß, wo ich bin, sitze ich eine Zeitlang da. Erinnerungen reißen auf: Erzsikes Mann, ihr Sohn!<sup>36</sup> Die Meinen! Mit aller Schwere lastet die Wirklichkeit auf mir. Das ist also das Ende? So wird es mit uns allen? Schluchzen schüttelt mich, daß die Pritsche, auf der ich sitze, ins Beben kommt. Auf einmal huscht etwas Schwarzes neben mir von der Pritsche herunter, dann noch eines. Mit einem Schrei springe ich auf. Die Pflegerin eilt herbei und hebt die Decke auf. Darunter liegt eine Leiche, beide Füße angenagt. Ich falle in Ohnmacht. Julika bringt mich ins Bewußtsein zurück.

Meine Nachbarin klagt mir in der ersten Minute unserer Bekanntschaft ihr Leid. Ihre Tochter sei unter Scharlachverdacht in den Saal für infektiöse Patienten gebracht worden, sie habe seither keine ruhige Minute und wolle eine ansteckende Krankheit simulieren, damit man auch sie dorthin schaffe. Ich habe volles Verständnis für ihren

<sup>35</sup> Eine aufopfernd tätige ungarische häftlingsärztin namens julika wird erwähnt bei JON HUER: *Auschwitz, USA* (lanham/MA 2010; s. 9)

<sup>36</sup> Und die "schöne" tochter marika?!

---

Kummer und weiß, welche Gefahr die Trennung bedeutet. Dennoch suche ich sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Wenn es darum ginge, das Kind der Gefahr der Trennung zu entziehen, so argumentiere ich, hätte es einen Sinn, alles auf eine Karte zu setzen. Aber sich mit in die Wolfsgrube zu stürzen, helfe niemandem. Sie hört nicht auf, simuliert Übelkeit, klagt über Halsschmerzen – und wird kurzerhand fortgeschafft.

Kaum ist soviel Zeit vergangen wie nötig wäre, die Szene über die Filmleinwand laufen zu lassen, da huscht ein fahles Gesichtchen durch die Tür. Die großen Rehaugen strahlen. Ein flinker kleiner Körper setzt wie ein Wiesel über den Heizkörper, springt von der unteren Pritsche auf die nächste – und erstarrt. In hilfloser Verwirrung sieht die Kleine auf den leeren Platz. Dann lenkt eine schwache Hoffnung den Blick des Kindes in die Richtung des Waschbeckens, in die Richtung des Kübels. – Versteinert steht das Mädchen auf der Pritsche. Ich finde nicht die Kraft, sie anzureden, aber schon sagt meine andere Nachbarin: "Deine Mutter ist im Infektionssaal!"

Verstört, wie gebannt, verweilt das Kind vor dem Unerwarteten, Unfaßbaren. Hoch oben steht es da wie ein Symbol, wie das Denkmal der verwaisten Kinder von Auschwitz. Ich kann nicht länger untätig zusehen. "Komm mit mir", sage ich, hänge mir die Decke um und klettere von der Pritsche herunter. Aller Augen – soweit ihre Eigentümerinnen dazu fähig sind – sind auf uns gerichtet.

"Hinausgehen ist verboten! – Bleibt hier! – Was willst du mit dem Kind?" kommt es von allen Seiten.

Wüßte ich nur selber, was ich will! Ich weiß es nicht. Irgend etwas, was immer es sei, muß geschehen. Wir gehen in den Vorraum hinaus. Aus dem Zimmer zur linken Hand höre ich weibliche Stimmen. Ich trete an, ohne anzuklopfen. Ich bin freudig überrascht: Lili ist dort mit einer zweiten Ärztin. Ich erzähle, was sich zugetragen hat. Die fremde Ärztin schlägt sich die Hände vor das Gesicht: "Jetzt haben wir mühsam zwei Kinder herausgebracht, deren Mütter im Lager sind, weil große Selektion avisiert ist – !" Sie stürmt aus dem Zimmer, ist aber in Minuten wieder da: Zu spät, sie sind schon weg ...

"Die Unglückselige! Sie wußte, daß wir seit Tagen manövrieren, um die Kinder irgendwie rauszubekommen", klagt sie. Sie zieht das zitternde Vögelchen an sich.

"Schnell zurück auf deine Pritsche", drängt Lili und schiebt mich hinaus. "Auch mit dir müssen wir etwas machen."

Wenige wissen, wenige ahnen, daß es im Land des Todes, in der Heimat des Massenmordes auch Menschen gab, die sich durch die Millionenzahlen gemordeter Menschen nicht lähmen ließen, deren Menschlichkeit der seit Monaten eingeatmete schwarze Rauch nicht einzuschläfern vermochte, Menschen, die auch gebrochen und hungernd auf ihrem Posten blieben und um die Rettung jedes einzelnen Lebens rangen.

Was hat Lili gesagt? "*Auch mit dir müssen wir etwas machen.*" Was will sie mit mir machen? Woran denkt sie? Nein, ich will nicht drängen, ich warte – aber was wird mit dem Kind? Das muß ich wissen. Wenn ich von hier herauskomme, nehme ich die Kleine

---

zu mir ... Aber der Tag hat vierundzwanzig Stunden. Jede Stunde hat sechzig Minuten – ungerechnet sind die Sekunden, die Augenblicke. In Auschwitz kommt der Tod in Tausendstelsekunden. Ist es da nicht Torheit, hier für längere Zeit zu planen, zu klügeln, zu kämpfen? Nein! Denn nur das ist, woran wir glauben. Ich glaube noch immer an die Menschen, auch an meine eigene Kraft. Aber es hat keinen Zweck, mit dem Kopf gegen die Wand anzurennen.

Lili steht neben meiner Pritsche und reckt sich zu mir auf. Sie reicht mir eine Schüssel mit einigen Kartoffeln. Ich will sie nicht annehmen, aber sie stellt das Geschirr neben mich hin und verschwindet. "Ich gehe in den Krätze-Block!" ruft sie zurück. Ich kann begreifen, daß Menschen hier ihr Leben für das Leben anderer aufs Spiel setzen. Das findet seine Erklärung zum Teil darin, daß ihr Empfinden für Gefahr abgestumpft ist. Aber daß einer einem andern zu essen gibt, das ist nach Auschwitzer Begriffen eine Absurdität. Und noch dazu so, wie Lili es getan hat, so verschämt und so unpersönlich!

Ich bin sehr hungrig und habe in Auschwitz noch nie eine Kartoffel zu Gesicht bekommen. Genießerisch drehe ich jedes Stück im Mund um. Es sind wundervolle Minuten. Ich stelle die Schüssel unter die Decke und hole die Kartoffeln Stück für Stück heraus. Hat vielleicht auch das Kind welche bekommen? Wäre es doch neben mir. Werde ich es finden, wenn ich je von hier herauskomme? Nein – ich werde es nie wiedersehen. Ein Kind, Kartoffeln – alte, alte Gefühle, alter, sehr alter Genuß.

Ich besehe mir diese zivilisierte Welt von der Höhe meiner Pritsche, und eine alte Wahrheit kommt mir in den Sinn: Zivilisation bedeutet nicht immer auch Humanität. Sehnsuchtsvoll denke ich an den Lehm Boden im *Lager B III*, an die leicht erreichbaren niedrigen Fenster, an die Zugänglichkeit der Latrinen und die viele, viele Luft wenigstens tagsüber. Um wieviel freier sind wir dort gewesen. Oder umgibt auch in Auschwitz das Ferne ein verklärender Zauber? Ist es möglich, daß das Abwägen, das Vergleichen auch in Auschwitz *schöne* Erinnerungen aus dem Auschwitzer Leben selbst heraufzubeschwören vermag? Gesegnete, gesegnete Relativität!

Wieder taucht Lilis Kopf auf: "Márta ist aus dem Krätze-Block heraus und auf Block 27, kannst beruhigt sein."

"Und was ist mit dem Kind?" rufe ich ihr nach, aber sie hört es nicht mehr.

"Wer wurde aus dem Krätze-Block entlassen?" fragt eine Frau irgendwo unter mir.

"Meine Lagerschwester!"

"Glück gehabt. Die werden von Zeit zu Zeit vergast, besonders wenn der Block voll ist. Dabei haben dort zweitausend Menschen Platz."

Zwei SS-Männer im Rang von Stabsfeldwebeln kommen herein. Auch der Arzt ist dabei. Sie sehen sich die Krankenblätter an und sprechen eine Weile leise miteinander, dann gehen sie hinaus.

"Mengele kommt nicht her?" frage ich meine Nachbarin.

---

"Selten. Das waren seine Henkersknechte. Wenn die kommen, gibt es immer ein Unglück. Seit einer Woche ist der Teufel los. Es heißt, nur die Arbeitsfähigen lassen sie am Leben."

Schöne Aussichten ... Siebenmal bin ich im Sieb geblieben. Wo mag es sicherer sein, hier im Revier oder draußen? Lili muß es wissen. Hier hat man nicht mehr das Gefühl, daß es *auf gut Glück* geht. Hier geht es zivilisiert zu. Es strahlt alles nur so von Planmäßigkeit, man hört förmlich das präzise Funktionieren der großen Todesmaschinerie.

Es ist Nacht. Nur ein Teil der Lampen brennt. Ich kann nicht einschlafen. Ein Krankensaal lebt in der Nacht. Die Kranken sind nachts kränker. Es ist ein ständiges Gehen und Kommen zu und von den in der Ecke untergebrachten Kübeln, zum und vom Waschbecken. Frauen besuchen einander. Rings in der Außenwelt herrscht Stille, und diese Stille löst die Spannung des Tages, löst Hemmungen auf: Kranke jammern, reden irre, stöhnen und röcheln. In Massen flitzen Ratten hin und her; der Krankensaal gehört ihnen. Eine Frau auf dem untersten Bett hält ihr Stückchen Brot kämpfhaft in der Faust, sie schläft ein, eine Ratte reißt ihr ihren letzten Bissen aus der Hand. Ich steige von meiner Pritsche und betrachte Erzsike. Sie schläft. Vorsichtig fühle ich ihr den Puls und frage die Nachtpflegerin, ob sie Kampher hat. Sie winkt ab. Eine Handbewegung, symbolisch für unser ganzes grausiges Dahinvegetieren.

Gegen Morgen wird von draußen mein Name gerufen. Es ist Mártas Stimme. Ich rutsche, so nah es geht, an das Fenster heran.

"Ich bin auf Block 27", sagt sie. "Versuch aus dem Revier rauszukommen, ich fürchte, es wird gemustert, da können wir leider wieder getrennt werden." Damit stürzt sie auch schon davon. Sicher war noch nicht Appell, und sie hat die Dunkelheit ausgenützt. Sie hat Angst, daß gemustert wird! Was ist da zu tun? Auf einen Wink hin kann ich, kann der ganze Saal abtransportiert werden. Nein, nur nicht verzweifeln. Ich will glauben, wahnwitzig aber ungebrochen glauben und hoffen. Kommen wird, was kommen muß, aber ich will glauben! Glauben ist die Kraft, ohne die der Häftling dem Verhängnis selber entgegengieht. Von hundert Möglichkeiten ist eine in seiner Hand, aber sie zu nutzen, ist der Glaube daran nötig. Wer waren die, die am frühesten *weggegangen* sind? Die den Kampf aufgegeben hatten. Zu Hunderten sind sie in den ersten Wochen gestorben, weil sie den Lebensmut<sup>37</sup> von sich geworfen hatten. Wägend und mit Logik kann man nicht glauben: Es mäht der Tod, es glühen die Öfen, die Kräfte schwinden, es wütet eine Epidemie. Für die Deutschen hat unser Leben keinen Wert – aber ohne Glauben auch für uns nicht.

---

<sup>37</sup> In der deutschen Übersetzung steht auch hier (und an vielen weiteren Stellen) "Glauben". Im Verlauf des Buches wird offensichtlich, daß die Autorin mit diesem Begriff nicht vorrangig eine religiöse Haltung meint, die im Deutschen üblicherweise mit diesem Begriff konnotiert wird, sondern eher *zuversicht, lebensmut, hoffnung* und nicht zuletzt: *glauben an den menschen*. In diesem Sinn wurde an manchen Stellen der extrem häufige Begriff "Glauben" ersetzt.

---

Vier Öfen speien Tag und Nacht den penetranten schwarzen Rauch aus. Die Krematorien sind so nahe, daß beim Öffnen der Barackentür sofort Rauch hereinströmt. Stündlich streichen Mengeles Henkersknechte durch den Saal. Einer tritt an eine Pritsche heran und streicht die aufgebogene Ecke des Krankenblattes gerade. Dann läuft er hinaus, kommt einen Augenblick später zurück, stellt den Fuß auf den Heizkörper, bemerkt, daß seine Stiefel kotig sind. Er nimmt das Taschentuch und wischt sich die Stiefel ab, dann putzt er sich mit demselben Tuch die Nase. Er geht wieder hinaus, kommt zurück, bleibt mitten im Saal stehen. Der ganze Raum ist ein einziges Fragezeichen: *Fängt er an zu zählen?* Er brummt der Pflegerin etwas zu. *Vielleicht, daß wir nachts alle weggeschafft werden?* Nein. Er steigt auf den Heizkörper, stemmt die Hände in die Hüften und schreit: "Habt ihr Hunger? Wer hungrig ist, melde sich!" Niemand wagt sich zu rühren. Wenn wir die Gefahr auch nicht immer erkennen, soviel wissen wir schon, wann wir schweigen, besser gesagt: den Mund halten sollten. "Na, wer Hunger hat, bekommt Wurst, – los!" drängt er.

Von einer oberen Pritsche wird eine dünne Stimme laut: "Ich habe Hunger!" Der Mann greift in die Tasche, zieht ein Stück Wurst heraus und wirft es auf die Pritsche. Er lacht, springt herunter, spuckt aus und geht. Der ganze Krankensaal – vielmehr wer die Kraft dazu hat – ist in Aufruhr. Alle fluchen ihrer Feigheit. Wer hätte das gedacht – es ist wirklich Wurst! Und wir sehen zu, wie ihre glückliche Besitzerin sie in kleinen Bissen kaut und dazu genußvoll, geradezu heimatlich, schmatzt.

Aber im Halbdunkel der Nacht ist dann eine mehr, die stöhnt und röchelt, und morgens, als die Toten hinausgetragen werden, ist auch sie darunter.

*Es ist also doch klüger gewesen, sich nicht zu melden!* Allen geht, so fühle ich, dieser Gedanke durch den Kopf, aber nur wie ein Aufzucken, dann sinken die Menschen wieder in ihre Empfindungslosigkeit gegenüber Leiden und Gefahren zurück. Wozu darüber grübeln, was vorbei ist, und wozu sich den Kopf zerbrechen, was sein wird! – Es ist ja auch nichts Besonderes geschehen: Ein SS-Stabsfeldwebel hat sich mit vergifteter Wurst einen Spaß gemacht.

Das einzige Gute im Auschwitzer Revier ist das Schlafen. Es ist eine besondere Gnade, daß man uns nur zur Essensverteilung weckt. – Ich habe einige Stunden geschlafen und fühle mich ungewöhnlich ausgeruht, da wird wieder Lilis Kopf neben meiner Pritsche sichtbar. Sie fordert mich sehr energisch, drängend und aufgeregt auf, ich solle mir sofort meine Decke umhängen und mit ihr ins Ärztezimmer kommen, die Oberärztin warte auf mich; ich solle ihre Handschrift deuten. Verständnislos starre ich Lili an. Ich habe doch keine Ahnung von Graphologie, das ist doch reiner Irrsinn! "Lili," stottere ich, "das gibt einen Skandal. Und was hat das überhaupt für einen Zweck?" Dabei krieche ich aber schon von der Pritsche herunter.

"Ich will, daß sie dich sieht und kennenlernt. Vielleicht kannst du in irgendeiner Eigenschaft hierbleiben, als Reinemacherin, als Pflegerin oder sonst etwas. Na, komm!" Damit eilt sie voraus.

---

Gréte, die Oberärztin, ist nicht deutscher Abstammung. Ich weiß nur soviel, daß sie hier Herr über Leben und Tod ist, sonst nichts: Nicht woher sie kommt, was sie *in Zivil* war, ob sie ein Herz hat, wenn sie dem Gesichtsfeld der SS entrückt ist, ob sie weiß, was eine Familie, ein Heim ist, ob eine Mutter sie geboren hat wie diejenigen, deren Leben in ihrer Hand liegt, ob sie je geliebt hat, ob sie überhaupt ein Mensch ist, ob sie ein Gewissen hat, ob sie, wenn sie schlafen geht und allein bleibt, an Angstvorstellungen leidet, ob sie manchmal an Blumen, an ein Lied, ein Gedicht denkt. Krampfhaft suche ich aus meinem Gedächtnis hervor, was ich jemals mit halbem Ohr über Graphologie gehört habe.

Ich klopfe an und trete ein: ein kleines Zimmer, an den Wänden Pritschen, ein Tisch, zwei Stühle, ein Ofen. Forschende Blicke, vier ungarische Ärztinnen, vor denen Gréte steht. Sie hält sich gerade und straff, gebieterisch, aber irgendwie doch nur halb *dienstlich*. Auch sonst ist etwas in dem Zimmer, das die dienstliche Atmosphäre auflockert.

Noch nie bin ich in einer solchen Lage gewesen. Ich kann die vorgeschriebene militärische Haltung nicht einnehmen, denn ich brauche meine beiden Hände, die Decke festzuhalten.

"Du bist also die Graphologin?" redet Gréte mich an. Dabei sieht sie mir scharf und forschend ins Gesicht.

Hinter ihr zwinkern mir vier Augenpaare aufmunternd zu. Das macht mir etwas Mut.

"Jawohl!" möchte ich mit möglichster Entschiedenheit antworten, aber meine Stimme zittert.

Lili kommt mir zu Hilfe. "Sie ist eine erstklassige Graphologin und hat zu Hause einen guten Namen", versichert sie, ohne mit der Wimper zu zucken. "Los, Kati, zeig der Frau Oberärztin, was du kannst."

Es muß gehen, es wird gehen, weil ich es will, will ...

Die vier Ärztinnen im Rücken Grétes gestikulieren mit Händen und Füßen, aber ich verstehe das Gebärden- und Gestenspiel nicht. Doch der vereinigte Wille der vier Frauen, mir zu helfen, ihre Solidarität, ihre Sorge erfüllen mich mit sonderbarer Kraft, und langsam beginnt mein Gehirn zu arbeiten. Mein erster Gedanke ist: *Zeit gewonnen – Leben gewonnen!* Und beglückt höre ich mein Stimme: "Es ist mir eine Ehre, Frau Oberärztin, und ich will Ihnen mit all meinem Wissen zu Diensten sein. Zeigen Sie mir, bitte, Ihre Handschrift."

Während ich das sage, studiere ich ihr Gesicht und ihr Mienenspiel. Links in der Gegend des Mundes bemerke ich ein nervöses Vibrieren. In der linken oberen Zahnreihe hat sie eine größere Brücke mit Goldklammern. Ihre rechte Hand, die sie in der Höhe der Brust zur Faust geballt hat, ist knochig und hat die Form einer Männerhand. Sie hat einen schön geschwungenen, fleischlichen, sinnlichen Mund. Ihr Kinn zieht sich beim Sprechen nach links, was auf Spottlust zu deuten scheint.

---

Weiter komme ich nicht, denn sie dreht sich um und stapft davon, ohne ein Wort zu sagen. Ich weiß nicht, was das bedeutet, Gutes oder Böses, aber sobald sie draußen ist, fallen die vier Ungarinnen über mich her und reden durcheinander auf mich ein, so daß ich kein Wort verstehe.

"Um Gotteswillen," flehe ich sie an, "sagt mir doch etwas über sie!"

"Keine Sorge, machst es prima. Zittere nicht, du Närrin! Sag ihr lauter Gutes, der Gans. Es gibt nicht so viel Gutes, das der Mensch über sich selbst nicht glauben würde", ereifern sich alle vier. Aber von ihrem Eifer werde ich nicht klüger.

Gréte kommt zurück und drückt mir einen halben Bogen mit Tinte beschriebenen Papiers in die Hand. Es ist eine gute Handschrift, entscheiden, männlich, ein wenig geschnörkelt. Ich betrachte die Schrift und zerbreche mir den Kopf, was ich sagen soll. Da fällt mir ein, daß ich das Geschriebene doch auch lesen müßte. Was? Ein Totenschein? *Befund über den achtzehnjährigen Häftling XY, der, da er näher als erlaubt an den Drahtzaun herangegangen war, vom Posten durch einen Genickschuß getötet wurde ... wo die Kugel eingedrungen und wieder ausgetreten war ... Todesursache ...* – Der Schrecken fährt mir durch die Glieder. Sollte es eine Bedeutung haben, daß sie mir gerade das vorgelegt hat? Ich vergesse alles wieder, raffe mich aber, der erhaltenen Ratschläge eingedenk, rasch wieder auf.

Oft gibt einem der einfache Lebensinstinkt den besten Rat. Geradezu reflexartig kommen mir die Worte von den Lippen: "Ich kann Ihnen mein Gutachten nur schriftlich erstatten. Bis Abend bin ich damit fertig."

"Sprich ruhig, die Zuhörerschaft stört mich absolut nicht", antwortet sie ein wenig ungeduldig.

"Verzeihung, ich kann es nur schriftlich machen. Das ist die richtige fachmännische Form eines Gutachtens. Ich bitte um etwas Papier und einen Bleistift." Ich erschrecke über den entschiedenen Ton meiner Stimme und glaube schon selber, was ich sage.

"Gut, in Ordnung. Jemand soll mit mir kommen und Bleistift und Papier holen." Damit geht sie.

Ich kann mich nicht länger auf den Füßen halten, so erschöpft bin ich. Man legt mich auf eine der Pritschen.

"Großartig, hervorragend, wir gratulieren!" – "Na, die wird dich nicht so bald vergessen!"

"Soll sie auch nicht", ruft Lili, die ganz aufgeregt mit den Schreibutensilien hereinkommt.

Ich bekomme Brot und Wasser, gewürzt mit viel, viel Liebe.

Wir beschließen, daß Lenke, die Frauenärztin, zu mir auf die Pritsche kommen, mich beraten und mir helfen soll.

Dankbar lasse ich den Blick noch einmal über die vier Menschen gleiten, dann verlasse ich das kleine Zimmer, dessen intime, angeheimelnde Atmosphäre wohl weniger seinen Ausmaßen und seinem sonstigen Äußeren als vielmehr der Gegenwart und dem Wesen seiner Bewohnerinnen zuzuschreiben ist. Es gibt nichts Schöneres als

---

Menschlichkeit, und nichts ist größer als menschliche Größe. Unter solchen Gedanken steige ich auf mein Lager hinauf, um eine Charakterskizze von jemandem anzufertigen, über den ich nichts Böses sagen darf und viel Gutes sagen muß. Aber – wer weiß, vielleicht glaubt sie, was ich Gutes über sie schreibe, und bemüht sich, es zu rechtfertigen.

Lenke will am Abend kommen. Ich habe nicht die Geduld zu warten und gehe ans Werk. Es wird eine Musterarbeit von Kauderwelsch. Schamlos stoppele ich Bruchstücke altbekannter Dinge zusammen, kleide sie in pseudowissenschaftliche, klingende und knallende Phrasen und versetze sie mit respektgebietenden, in Wirklichkeit nicht existierenden Fachausdrücken – so sieht mein *Gutachten* über Grétes Charakter aus. Doch mische ich in den Wust nichtssagenden Geschwätzes auch einige – das kann ich ohne Überheblichkeit behaupten – sehr geschickt ausgewählte Wahrheiten. Die sind nötig, damit das Lügengspinst glaubhaft erscheint.

Ich fange damit an, daß ich den Bogen Papier durch eine senkrechte Linie halbiere. Auf die eine Hälfte schreibe ich *Seelische Veranlagung*, auf die andere *Prädestination*. Dann drehe ich das Blatt um und schreibe oben über die ganze Seite hin: *Prognose*. Ich rede Gréte ein, sie sei der denkbar ordentlichste Mensch auf dieser Welt, aber gezwungen, Böses zu tun, weshalb sie ständig im Kampf mit sich selbst stehe. Ihrem empfindlichen Gewissen gehorchend, sei sie bemüht, alles Böse gutzumachen, wo sich ihr nur Gelegenheit dazu biete. Sie gebe sich streng, wenn sie beobachtet werde, erweise sich aber als der beste Mensch, wenn sie es ohne Gefahr sein könne. Und so weiter. Die Prognose aber lautet im wesentlichen so: Sie werde glücklich sein, denn *das Gute* werde ihr mit Zinsen und Zinseszinsen vergolten. Als Nachschrift hänge ich noch den Rat an, sie solle mit mehr Mut auf ihr Gewissen hören *und sich nicht quälen!*

Am Abend kommt dann Lenke. Ich überreiche ihr die zwei dichtbeschriebenen Seiten meines *Gutachtens*. Sie erschrickt. "Was zum Kuckuck hast du da so viel zusammengeschrieben?" fragt sie besorgt.

"Schau, wenn man nach so langer Zeit wieder einmal Bleistift und Papier in die Hände bekommt, wirklichen Bleistift und wirkliches Papier – wer kann da der Versuchung widerstehen, es vollzukritzeln? Seht es euch an, aber möglichst schnell."

Unlustig geht sie mit meinem Geschreibsel weg, und ich höre förmlich, wie sie Lili Vorwürfe macht, warum sie diese Komödie angezettelt habe.

Mein Werk wird Gréte erst am Tag darauf überreicht. Sie war, wie man mir erzählt, zu Tränen gerührt und erklärte, noch nie habe ein Mensch so tief in sie hineingesehen. Viel später, zu Hause, berichtete mir Lili, Gréte habe sich von dem Tag an gründlich geändert: Sie sei unentwegt hinter ihrem Alter Ego hergewesen, das ich zur Welt gebracht hatte.



---

Während der Nacht ist der Krankensaal ein Tollhaus. Pausenlos geht das Wandern, vielmehr Wanken in Richtung der Kübel. Von der obersten Pritsche mir gegenüber fällt eine Frau herunter (ich habe schon gestern gemeldet, daß sie sehr unruhig ist), eine andere schreit ohne Unterlaß im Fiebertraum: "Geht nicht ohne Pickel! – Den Karabiner hast du falsch festgemacht. – Pali ist ein guter Steiger ... sehr schön! – Laß mich ins Zelt rein! – Drei Viertausender sind schon hinter mir. – Wehe, der Gipfel ist am Rutschen! Er fällt auf mich! Haltet ihn auf!"

So geht es weiter. Da steige ich zu ihr hinunter. Sie schwitzt. Ich habe gedacht, sie rede im Traum – nein, sie hat die Augen offen und sieht mich mit so viel Liebe an, daß ich erschauere: "Bist also gekommen ... Verzeihen tut wohl, nicht wahr. Ich verzeihe immer ... Auch du? Wir brechen zusammen auf, ja?" Sie faßt mich am Handgelenk und preßt es, daß ich vor Schmerz aufzische. Nein, wir brechen nicht zusammen auf, möchte ich ihr sagen, geh auch du nicht – aber ich schweige. Ich nehme ihr Brot aus einem aus Fetzen zusammengeflickten Sack und wische ihr mit dem Sack den Schweiß ab. Sie hält mein Handgelenk fest, aber der Druck wird schwächer, und langsam beruhigt sie sich. Sie schließt die Augen. Wehe, nur jetzt nicht, noch nicht. Wenn sie mich doch losließe!

"Holt Julika", bitte ich ihre Nachbarin.

"Wozu denn?" antwortet die Kranke und läßt meine Hand los. Für einen Augenblick schlägt sie die Lider auf. Glanzlos blicken ihre Augen ins Leere. Ich flüchte auf meine Platz hinauf, ich verstecke mich vor der Wirklichkeit, ich habe nicht den Mut hinunterzuschauen. Die Pflegerin kommt herein. Ich rufe sie zu mir und erzähle ihr, was die Sterbende geredet hat.

"Natürlich," sagt sie, als sei das etwas ganz Selbstverständliches, "sie ist ja aus Löcse!"<sup>38</sup>

Jetzt verstehe ich alles. Aus der Tiefe der Zeit steigen Erinnerungen empor, immer klarer, immer näher, immer lebhafter taucht ein längst versunkener Sommer vor mir auf. Eine Pension in Tátralomnic und eine fröhliche Gesellschaft; Alpinisten, die *Pickel* frühstückten, *Karabiner* zu Mittag und *Spitzhacken* zu Abend aßen und unerschöpftlich waren im Erzählen und Diskutieren. Auf den Flügeln ihrer Geschichten schwebten sie zurück in die Berge. Mit einem Fuß waren sie in den Dolomiten, mit dem andern bereits in der Schweiz, und ich wanderte mit ihnen über die Gletscher, und wir biwakierten bald da, bald dort. Die Frau aus Löcse hatte also vom Bergsteigen phantasiert. Vielleicht war sie eben auf der Lomnicer Spitze gewesen? Aber wen hat sie um Verzeihung gebeten, wem hat sie verziehen, und mit wem wollte sie aufbrechen?

---

<sup>38</sup> Levoča (deutsch Leutschau, ungarisch Lőcse) ist eine Stadt im Norden der Slowakei. Sie liegt zwischen den Leutschauer Bergen (slowakisch levočské vrchy) und der Hohen Tatra (slowakisch vysoké Tatry, polnisch Tatry Wysokie). Der Lomnický štít (dt. Lomnitzer Spitze) ist mit 2632 m der dritthöchste Berg der Hohen Tatra.

---

Und zur Stunde, da sich der Morgennebel von der Lomnicer Spitze hebt, ist sie zur Ruhe gegangen. Niemand hat sie weiter beachtet. Als der Morgen graut, liegen vier Tote auf den Pritschen. Über Nacht hat sich die Stimmung im Saal auffallend verschlechtert. Anzeichen unmittelbar drohender Gefahr liegen förmlich in der Luft, und sie lasten auch auf mir wie ein Alpdruck. Ich versuche die Gespenster zu verscheuchen – und sie sind schon im Weichen, da springt Lili mit einer bei ihr ungewohnten Flinkheit zu mir auf die Pritsche herauf und flüstert atemlos: "Julika schreibt heute alle gesund, die ihre Glieder rühren können, auch dich. Wenn es dir nicht gelingt, auf Block 27 zu kommen, laß es uns irgendwie wissen."

Ich will noch etwas fragen, aber sie ist schon verschwunden. Was soll das? Was bereitet sich vor? Wie soll ich mich verhalten? Nur Ruhe bewahren und überlegen! Gegenüber liegt auf einer oberen Pritsche eine Ärztin. Vielleicht weiß sie etwas. Ich gehe zu ihr hin. Sie weiß nur soviel, daß auch sie heute abgeht. Ich flüstere der neben ihr liegenden Frau zu: "Wenn man dich gesundschreibt, widersprich nicht, geh!" Es wäre natürlich das einfachste, es laut, für alle hörbar zu verkünden. Ja, aber die sich nicht rühren können, die Schwerkranken, die völlig Entkräfteten? Panik verbreiten? Den Menschen die Selektion ankündigen? Ihnen den Tag ihres Todes ansagen? Nein, unmöglich, das darf nicht sein. Schon habe ich das Gefühl, als sei ich unter lauter Leichen. Erzsike ist nicht mehr da, man hat sie in einen anderen Saal gebracht. Ich blicke um mich. Welche von den Frauen sind überhaupt ihrer Glieder mächtig? Die nachts zum Kübel gewankt sind? Die haben auch da schon kaum mehr gelebt.

Die Tür geht auf, Julika wirft mir einen tadelnden Blick zu: Was suche ich unten, auf der anderen Seite des Saales? Als ich mich auf mein Lager hinaufgeschwungen habe, sind Gréte und ein SS-Mann schon da.

Sie bleiben an der ersten Kojen stehen, auf deren oberster Pritsche ich liege, und nehmen die Krankenblätter zur Hand. Gréte schaut herauf – sie verrät mit keiner Miene, daß sie mich kennt – und winkt, ich solle herunterkommen. Nackt, wie ich bin, trete ich in die Mitte des Saales. Sie gehen weiter, da und dort kommt es zu kurzen Diskussionen. Wir stehen zu sechst da in militärischer Haltung. Da macht der SS-Mann eine unmißverständliche Geste: *Genug!* Gréte sagt etwas zu ihm, der Mann steht mit verschränkten Armen stumm da. Mit einer raschen Handbewegung winkt Gréte noch zwei Frauen, herunterzukommen. Der SS-Mann rührt sich endlich, Gréte faßt ihn am Arm, dreht ihn gegen die Tür zu, sie verlassen den Saal.

Das Ganze hat nicht länger gedauert als zehn Minuten – und das Schicksal von zweiunddreißig Menschen ist besiegelt. Amtlich, unwiderruflich. Mir ist klar, worum es sich handelt. Wenn man noch so lange in Auschwitz gewesen ist, solche Augenblicke wirken dennoch niederschmetternd. Viele Zehntausende sind um mich herum zugrunde gegangen, große Gruppen ausgesonderter Frauen sind vor meinen Augen weggebracht worden, aber niemals so, daß ich mit Sicherheit gewußt hätte, wohin. In seinem törichten Optimismus neigt der Mensch dazu, das, was er für unrecht hält, nur unter Vorbehalt zur Kenntnis zu nehmen. Ich habe viele Leichen gesehen – im Revier,

---

im Block, auf der Straße. Aber so eine richtiggehende, echte Selektion habe ich so nahe, so unmittelbar neben mir noch nicht erlebt. Wir acht werden ausgelassen, weil wir uns noch rühren können und weil es einem SS-Mann in seiner augenblicklichen Laune so gepaßt hat. Aber die da auf ihren Pritschen liegen, Menschen wie wir ... Warum? Weil sie krank, weil sie kraftlos, weil sie Jüdinnen sind? Aus den Augen einiger der Verurteilten spricht Entsetzen. Andere starren ins Nichts. Ich kann den Anblick nicht länger ertragen.

Ich kann mich auch nicht länger umsehen, denn man wirft mir etwas wie ein Kleid an den Kopf. "Anziehen", befiehlt eine Stimme, "und los!"

Wie eine Schlafwandlerin trete ich aus dem Revierblock des Tschechenlagers. An der starken, rauchigen Luft komme ich zu mir. Ich hole tief Atem. Jetzt auf einmal wird es mir voll bewußt: wieder einmal davongekommen. Und beim zehnten Schritt weiß ich, daß ich den grausigsten Ort meines bisherigen Leidensweges hinter mir gelassen habe. Ich versuche mich zu orientieren. Wohin führt man uns? Es ist gleich, nur fort. Etwas später drängen sich schon freundlichere Gedanken vor: Ich werde Márta wiedersehen und die anderen. Die weise Natur läßt den Menschen nicht im Stich.

Was gewesen ist, ist gewesen, jetzt aber geht es wieder zur kleinen Desinfektionsbaracke. Dort gibt es keine Gefahr, dort gibt es eine warme Dusche, und dort ist Éva. Ich bekomme ein ordentliches Kleid, ich kann wieder hoffen, und Hoffnungen sind selbst in Auschwitz treu zu sich selbst: Sie sind schöpferisch, sie verschönen die Dinge, und sie sind selten. Also schätzen wir sie.

Und ich schätze sie auch, was jedoch nicht genügen würde zur Seligkeit. Aber da ist Lili, die uns schon in der Tür der Baracke erwartet und direkt nach *Block 27* führt.

Ich finde die Meinen wieder. Gern möchte ich auch jetzt erzählen, daß wir weinten und immer wieder weinten. Wer da denken mag, es werde ein bißchen zu viel geweint, dem will ich sagen, daß er irrt, denn kein Weinen ist wie das andere, wie auch kein Kummer einem anderen Kummer und keine Freude einer anderen Freude gleicht. Und ich will dem Kritiker auch sagen, daß wir unsere Auschwitzer Tränen liebten, denn während sie flossen, fühlten wir uns als Menschen ... und nur solange. Man verzeihe uns also diese unsere Tränen.

Aber Auschwitz gibt nicht zu, daß auch nur das leiseste Lächeln länger als eine Minute auf dem Gesicht verweile. Die Tränen werden im Augenblick von der höllischen Maschinerie zum Versiegen gebracht, und der Mensch wird wieder zu einem zitternden Tier erniedrigt.

Auch auf *Block 27* lastet die Atmosphäre des Ungewissen, des Ungewöhnlichen. Man hat hier einander fremde Menschen zusammengewürfelt, was die Stimmung noch verschlimmert. Ist man längere Zeit mit denselben Frauen zusammen, so hat man inmitten aller Bitternis des Blocklebens irgendwie die Illusion, eine Familie um sich zu haben. Hier aber schauen wir einander nur an. Wir fühlen, daß es keinen Sinn mehr hat, Bekanntschaft zu schließen, daß alles nur Übergang ist, daß unser Schicksal, das

---

vom ersten Augenblick unserer Ankunft an in der Hand des Todes war, jetzt seiner letzten Erfüllung entgegengeht.

Wir werden hin und her gerissen, es herrscht totales Durcheinander. Nach zwei Stunden Appell hungern wir eine Stunde im Block herum, dann wird wieder angetreten. Das Frühstück bleibt aus. Während wir stehen, suchen sich zwei SS-Männer fünfzehn Frauen aus. Sie werden fortgeführt. Wohin? Wir stehen noch, da kommen sie zurück. Sie haben auf einem unbebauten Platz am Rand des Lagers Ziegelsteine von einer Seite auf die andere getragen.

Es beginnt zu regnen. Langsam, gleichsam spielerisch, aber es ist Oktoberregen, und als ob er nicht Wasser wäre, sticht und zwickt und haftet er. Haben die Nazis einen neuartigen Regen erfunden? Der Oktoberregen duftet doch – und wie er duftet! Wenn wir ihn früher vom Mantel abgeschüttelt, den Mantel über den Bügel gehängt und den Schirm aufgespannt hingestellt hatten, roch die ganze Wohnung nach Regen. Und wenn wir dann vom Zimmer aus zusahen, wie alles im Regen badete, die Häuser, die Straße, die Bäume, fühlten wir auf einmal das Verlangen, uns mit ausgebreiteten Armen, den unbedeckten Kopf dem Himmel zugewandt, mitten hineinzustürzen. Ja, man kann den Oktober lieben. Was gehört dazu? Ein Regenmantel? Ein Schirm? Ein Zuhause? Der Schlüssel zu einer Wohnung? Arbeitsreiche, ermüdende Tage?

Nun strömt der deutsche Regen des deutschen Oktober mit voller Wucht herab. Mit einer Wucht, die die schlotternden, nackten Füße in den Schlamm drückt. Da stehen sie, halbnackt, zitternd und bebend, die achthundert Todgeweihten, in den lehmigen Pfützen, ohne Regenmantel, ohne Schirm, ohne Heim, ohne Wohnungsschlüssel, ohne arbeitsreiche, herrlich ermüdende Tage. So erbarmungslos vermag der schöne, regenduftende Oktober zu sein?

Endlich geht es zurück in den Block und hinauf auf die Pritschen. Wie durchnäßte herrenlose Hunde liegen wir da, eng zusammengepreßt, stinkend, hungrig, kaum unserer Sinne mächtig. An den Rändern der Kojen tropft das aus den Kleidern sickernde Regenwasser herunter, vermischt mit anderem, das sich darin auflöst. Als zum Wecken gepfiffen wird, sind wir noch immer naß. Gruppen zu fünfzig machen sich zum Latrinenblock auf, die meisten erleichtern sich aber schon unterwegs. Beim Appell strömt mörderischer Gestank aus den inzwischen trocken gewordenen Kleidern. Aber wir sind nur von einem Gedanken beherrscht: *Bekommen wir die lauwarne Frühstücksbrühe?* Wir bekommen sie.

Alle Hemmungen versagen, die Frauen reißen einander die rostigen, verbeulten Töpfe aus den Händen und raufen um jeden Schluck.

Zur Erde fließt mehr von der Brühe als in die ausgedörrten Kehlen und die nach etwas Warmem lechzenden Mägen.

Wir werden in den Block zurückgeschickt. Der Zug ist noch in Bewegung, da gebietet ein Pfeifsignal Halt. *Umkehren und zurück!* Vorn am Block, auf der Lagerstraße, steht Mengele! Eine Sekunde: *Kleider herunter!* – und eine zweite Sekunde: *einzelnen an Mengele vorbei!* – Er winkt nur mit der Hand: *rechts – links – !* Fünf

---

Minuten später stehen Márta und ich in der größeren Gruppe: links! Wir werden zum Krätze-Block geführt, die andere, die kleinere Gruppe wird in den eigenen Block zurückgeschickt. In der nächsten Minute sind wir bereits im Krätze-Block. Wie angewurzelt stehen wir da, tausend Fragen schwirren uns durch den Kopf, um uns der verhängnisdrohende Geruch von Mitigal, in unseren Herzen Leere. – Fünf Minuten in Auschwitz: sie bergen tausend Möglichkeiten, tausend unberechenbare Zufälle, sie bergen das Leben und den Tod. Wir sind wie betäubt. Wir stehen an der Schwelle des Todes, und seine Nähe, die Gewißheit seiner Gegenwart, lähmt die Glieder. Die Zeiger der Auschwitzer Uhr drehen sich, und wer weiß, wann sie den Ablauf unserer fünf Minuten anzeigen!



Der Block ist gedrängt voll. Von unserer *Neuner-Familie* sind fünf hier, zwei sind gestorben, eine ist in die andere Gruppe geraten. Von den alten Kameradinnen aus *Block 5* – ich zähle sie rasch zusammen – leben achtzehn. Ich halte Mártas Hand und sehe mich suchend um, denn zwei SS-Männer sind da, man darf sich nicht vom Platz rühren. Die alten Freundinnen stehen alle in meiner Nähe.

Ob es hier jemanden gibt, der nicht sähe und wüßte, daß wir alle für die Gaskammer bestimmt sind? Allerdings wäre es schwierig, einen großen Unterschied zwischen denen, die Mengele zur anderen Gruppe geschickt hat, und uns zu finden, denn wir sind alle so sehr verfallen, daß höchstens von Nuancen die Rede sein könnte. Aber ein Fachmann von der Qualität Mengeles nimmt eben auch Nuancen wahr. Es scheint, daß sich auch andere solchen Grubeleien hingeben, denn hinter mir läßt sich jemand hören: "Es heißt, wir kommen ins *Lager D*<sup>39</sup> zum Bau." Die Stimme ist mir bekannt. Sie gehört Lili, der Frau eines Arztes aus Szombathely.

"So? Kann sein!" antworte ich und überlege, was jetzt das Vernünftigste wäre, beruhigen oder sagen: *Rette sich, wer kann*. Retten? Wie? Wohin? Die Türen vorn und hinten verschlossen, zwischen uns SS. Wenn der Mensch diesen Grad der völligen Hilflosigkeit erreicht hat, beginnt er zu hoffen: *vielleicht doch nicht ... vielleicht .. vielleicht ...*

Die Menge gerät in Bewegung und reißt mich mit sich. Wir gehen zu zweit an dem riesigen Heizkörper vorbei, dann ordnen wir uns in Reihen zu fünft. Links von mir ist die Ärztin Hermina K., die zugleich mit mir aus dem Revier gekommen ist, rechts Márta. Was ist los? Lagersperre? Nirgends ist ein Häftling zu sehen, und zu beiden Seiten der Lagerstraße steht alle fünfzehn bis zwanzig Schritt ein bewaffneter SS-Mann. So etwas habe ich noch nicht erlebt. Ist es *lokale* Gepflogenheit? Eigenart des

---

<sup>39</sup> Lager B II d war das Männerlager.

---

Tschechenlagers?<sup>40</sup> Wir gehen auf den Haupteingang des Lagers zu. Von weitem sehe ich, daß vor dem Revier am Rand der Straße mehrere Personen stehen. Eine davon ist Gréte in weißem Arztkittel, die andern sind Revierpersonal.

Wir kommen an Gréte vorbei. Sie wirft einen Blick auf unsere Reihe und faßt die Ärztin neben mir am Arm: "Du Schaf, warum hast du nicht gesagt, daß du Ärztin bist?" Damit reißt sie Hermina aus der Reihe. Da ergreife ich Mártas Arm, ohne zu denken, ohne bestimmten Plan, instinktiv. *Heraus aus der Reihe!* – Und schon huschen wir eng an der Revierbaracke vorbei weiter. Etwas scheint mir zuzuflüstern: nur um Gotteswillen nicht rennen! Ich bewege mich so natürlich wie möglich, sehe mich aber ab und zu um.

"Was schaust du?" fragt Márta außer Atem.

"Ob sie uns nicht nachschießen."

"Das wirst du schon merken, geh schneller!"

Die vierzig Meter lange Baracke dehnt sich zu tausend Metern, sie hat kein Ende. Noch ist das Klopfen der Holzpantoffeln der Marschierenden zu hören. Klopft so das Schicksal an die Tür? *Tod – Tod – Tod!* – Wir sind am Ende der Revierbaracke. Und jetzt? Warum ist die Baracke nicht tausendmal so lang? Wie einfach ist es doch gewesen. Sie hat uns geschützt, uns geholfen. Ich möchte bis an mein Lebensende neben dem Block hergehen. Wie gut wäre es, nur zu gehen, zu gehen und nicht zu denken. Bestürzt bleiben wir stehen. Am rückwärtigen Ausgang der Nachbarbaracke stehen Männer. Sie sind in Zivil. An der Baracke zur Linken sind es weniger. Wir wenden uns nach links und durchschreiten – jetzt schon nebeneinander – die etwa dreißig Meter lange Straße zwischen den Baracken. Ich schaue an den drei Männern vorbei. Sie wenden, ich fühle es, den Blick uns zu, aber es interessiert sie offenbar nicht, was wir hier suchen. Wir können unbehelligt weitergehen. Freilich: Wer könnte auch denken, daß zwei Häftlinge auf verbotenen Wegen wandeln, daß es überhaupt möglich ist, durch den waffenstarrenden Kordon hindurchzukommen? *Irgendwelches Revierpersonal*, mögen sie annehmen, falls sie sich überhaupt über uns Gedanken machen. Hier droht uns keine Gefahr. Wie aber jetzt weiter? Um wieviel schwieriger ist es, geht es mir durch den Kopf, bewußt und planmäßig statt intuitiv zu handeln. Herr, steh uns bei!

Wir sind am nächsten Block angelangt. Beruhigt erkennen wir, daß es die *Latrinenbaracke* ist. Ob sie offen ist? Angstvoll drücke ich die Klinke herunter. Sie gibt nach! Wir huschen hinein. Kein Mensch da! Natürlich, es ist doch Lagersperre. Militärisch in Reih und Glied vier Reihen Kübel. Wie imposant! Militärisch – und doch

---

<sup>40</sup> Am 7. Oktober 1944 kam es zu einem bewaffneten Aufstand der *Sonderkommandos* in *Krematorium III/IV*, die an den Lagerbereich **B II** angrenzten. Weibliche Gefangene hatte zu diesem Zweck Sprengstoff aus einer Waffenfabrik (innerhalb des Lagerkomplexes von Auschwitz) eingeschmuggelt. Das *Krematorium IV* wurde damit teilweise zerstört. Anschließend versuchten die Gefangenen eine Massenflucht, aber alle 250 Flüchtigen wurden kurz darauf gefasst und getötet. Die vier beteiligten Frauen wurden nach monatelanger Folter im Januar 1945 auf dem Appellplatz vor den Augen aller Häftlinge ermordet. Ihre Namen sind Ala Gertner, Rózia Robota, Regina Safirsztajn und Ester Wajcblum. (Siehe bei DISTEL)

---

mit welcher Ruhe, ja, wie friedfertig. Hier ist Frieden! – Wir finden leere, saubere Kübel, in die versenken wir uns bis zum Hals. Ich schlafe sofort ein.

Márta weckt mich. Ich greife mir an den Kopf, der schmerzt fürchterlich, ich habe ihn beim Schlafen gegen die scharfe Kante des Kübels geschlagen. Eine große Beule zierte meine Stirn. "Kriech raus," drängt Márta, "wie kann ein Mensch nur überall gleich einschlafen – und gar mitten in solchem Gestank! Wir müssen etwas unternehmen, hier können wir doch nicht ewig bleiben!"

Ich mache ein dummes Gesicht und komme zu mir. "Ist noch Lagersperre?"

"Ja, und wenn sie aufgehoben wird, kommen die Frauen und wir mischen uns unter sie."

Ich fahre zusammen. Vorn ist die Tür gegangen. Von unserem Platz aus können wir nicht hinsehen, aber im nächsten Augenblick hören wir eine bekannte, liebe Stimme: "Kati, Márta, wo seid ihr?"

"Lili! – Lili! Lili!" und wieder weinen wir, aber jetzt fühlen wir uns nicht einmal als Menschen, nur die Spannung ist von uns gewichen.

"Überall habe ich euch gesucht," sagt Lili, "ein Kalfaktor hat mir gesagt, daß ihr hier seid."

*Ein Kalfaktor hat es gesagt? ... Man hat uns also doch beobachtet?* – denke ich und frage: "Woher wußtest du denn, daß wir uns aus der Kolonne verdrückt haben?"

"Wie zum Kuckuck hätte ich es nicht wissen sollen, wo doch Gréte euch rausgeholt hat. Sie hat mich auf die Suche nach euch geschickt. Sie sagte uns, sie habe die Graphologin und ihre Schwester herausgeholt."

Das Blut schießt mir zu Kopf. "Gréte hat uns nicht rausgeholt, sie hat nur Hermina rausgeholt!"

"Gut, sei nicht kindisch. Meinst du denn, man hätte euch nicht zusammengeschossen, wenn Gréte nicht dort gestanden hätte?"

"Die SS hat uns also gesehen?" frage ich ungläubig und zittere an allen Gliedern.

"Was weiß ich, und ist das jetzt wichtig? Kommt schnell, ich bringe euch zu Gréte ins Sprechzimmer, bedankt euch bei ihr, daß ihr hier seid und nicht *dort!*"

"Die anderen sind – dort?" frage ich und möchte keine Antwort hören.

"Dort, ja, leider, dort! Auch der ganze Krankensaal ist schon dort. Nur ihr seid davongekommen und Hermina. Bin neugierig, was für Pläne Gréte mit euch hat. Hier steht alles Kopf. Wir können den Ereignissen selber nicht mehr folgen."

Inzwischen sind wir im Revier angekommen. Gréte sitzt an ihrem Schreibtisch. Ich nehme Haltung an, aber bevor ich den Mund afmache, redet sie mich an: "Na, soweit wären wir. Ich habe eine Schwäche für tüchtige Fachleute! Bist du zufrieden?"

"Wir sind Frau Oberärztin unendlich dankbar für das, was Sie für uns getan haben." Es gelingt mir, mich mit der gebührenden Feierlichkeit auszudrücken. Mir ist ganz anders zumute, und ich schlüge lieber einen herzlichen Ton an, aber die dienstliche Situation läßt alle Herzlichkeit ersterben. Wie sollte ich antworten auf die Frage, ob ich

---

zufrieden bin? Ich weiß nicht, was sie darunter versteht. Das *Honorar* für mein graphologisches Gutachten, das sie mir in so großzügiger Weise hat zukommen lassen? Ich bin jedenfalls hochzufrieden. Vielleicht kann ich auch weiter von Graphologie leben ...

"Schön, schön, schön", winkt sie ab und wendet sich an Lili: "Bring die beiden nach Block 25, dort steht ein Arbeitertransport bereit. Aber paß auf, daß der Belegschaftsstand stimmt!"

*Block 25* ist verhältnismäßig schwach bevölkert. Lili ruft: "Wer von euch hat eine Angehörige in einem anderen Block und möchte im Lager bleiben?" Es melden sich sechs Frauen, von denen Lili zwei auswählt. Die eine hat eine Tochter, die andere die Mutter in einem anderen Block.

So werden wir Insassen von *Block 25*. Von unseren alten Blockgenossinnen finden wir hier nur Margó und ihre Schwester.<sup>41</sup> In völliger Erschöpfung sinke ich auf eine der Pritschen, wo ich reglos liegen bleibe. Márta hat ein unwahrscheinlich geringes Schlafbedürfnis. Sie wird mich schon wecken, wenn es notwendig sein sollte. Später rüttelt sie mich auf und zwingt mich mit der Begründung, ich hätte seit vierundzwanzig Stunden nichts zu mir genommen, einen halben Liter *Spülwasser* herunterzuschlucken. Gleich darauf liege ich wieder in tiefem Schlaf.

Die Nacht ist für mich viel zu kurz, und morgens fühle ich mich noch schwächer als den Abend zuvor. "Nimm dich zusammen," sagt Márta, "du wirst es nötig haben. SS steht vor dem Block, und es regnet in Strömen." Damit zieht sie mich von der Pritsche herunter.

Eine Frau bietet Schuhe zum Kauf an. "Die könntest du gebrauchen," meint Márta, "der Winter steht vor der Tür. Wie willst du ihn in deinen Leinenschuhen überstehen?"

Die Frau zeigt uns ihre Ware. Es sind hohe Schnürschuhe aus beigefarbenem Leder, natürlich ohne Schnürsenkel und so schiefgetreten, daß mir vom bloßen Ansehen die Füße schmerzen.

"Was verlangst du dafür?" erkundigt sich Márta.

"Eine Portion Brot."

"Geh zum Teufel damit", sage ich wütend. "Wenn ich eine Portion Brot hätte, wüßte ich etwas Besseres damit anzufangen."

"Was kannst du mir also dafür geben?"

"Nichts!"

"Für Nichts gibt es nichts", erklärt sie, rührt sich aber nicht vom Fleck.

"Ich habe eine Nähnadel", wirft Márta ein. "Gibst du sie dafür her?"

"Nein, das lasse ich nicht zu", protestiere ich und fasse Mártas Hand. Die Nähnadel ist zu nichts nütze, aber ihr Besitz verleiht Márta die Illusion, *jemand zu sein*, und solche Illusionen sind nötig.

---

<sup>41</sup> Im original wohl fälschlich: "Tochter". Hier in der folge wird jedoch ihre jüngere schwester erwähnt, die bei ihr ist.



---

"Weißt du was," feilscht die Frau weiter, "tauschen wir die Kleider, und die Schuhe gehören dir!"

Sie trägt ein bis an die Knie reichendes Kattunkleid, während ich eine aus Bettzeug damals geschneiderte schwarzgefärbte Kluft anhabe.

"Bist du nicht krätzig?" will ich wissen.

"Nein", versichert sie und zeigt mir ihren Körper. "Das Kleid habe ich gestern in der Desinfektion bekommen."

"Überlege es dir," mache ich sie aufmerksam, "es kann geschehen, daß du das Kleid morgen wieder abgeben mußt."

Wir tauschen, und ich ziehe die Schuhe an. Sie sind bequem, und ich kann dennoch kaum darin gehen.

"Du wirst dich daran gewöhnen", sagt Márta, die von allen um ihre erstklassigen heimatlichen Schuhe beneidet wird.

Das Kattunkleid ist auch für mich recht kurz und, was das wichtigste ist, viel kälter als das andere.

In diesem Augenblick zeigen sich zwei SS-Männer in voller Bewaffnung vor der offenen Tür. Einer schlägt sie uns vor der Nase zu. Beide bleiben draußen.

Was bedeutet das? Fassungslos sehen wir einander an. Da geht die Tür des Haupteingangs auf. Pistolen in den Händen, treten zwei SS-Frauen ein! Ein ungewohntes Bild. *Mähen* im Block? Konnte sich Gréte so gründlich geirrt haben?

Die beiden Frauen brüllen los: "In Fünferreihen antreten!"

Bestürzt sehe ich mich nach Márta um. Mein Fuß schmerzt höllisch, die herrlichen Schuhe haben ihn bereits wundgescheuert, wozu bei unserem Vitaminmangel nicht viel gehört. Unmöglich, in diesen Schuhen zu marschieren. Ich reiße sie mir von den Füßen und ziehe die alten an, die ich noch in den Händen halte. Und schon geht es hinaus.

Es gießt wie aus Scheffeln. Es ist kaum einen Meter weit zu sehen. Die Kolonne wird neben dem Block aufgestellt. Im strömenden Regen wird die Brotration ausgeteilt. Um es vor dem Regen zu schützen, halten wir das Brot in den abwärts gekehrten Händen. Wir möchten davon essen, aber bis wir es zum Mund brächten, wäre es völlig durchweicht. Mit einer blitzschnellen Bewegung versenke ich meine Portion in einen der neuen Schuhe und halte ihn mit der Hand zu.

"Rechts um! Auf die Lagerstraße – rechts schwenkt!"

Ich marschiere am linken Flügel der zweiten Reihe, Richtung Haupteingang des Lagers. Vor der Revierbaracke bewegen sich Menschen, aber der dicke Regenvorhang nimmt jede Sicht. Wir kommen unmittelbar an der Gruppe vorbei. Jemand springt auf mich zu, die Gestalt hat den Kopf bedeckt, und ich erkenne sie nur an der Stimme. Lili! Sie drückt mir etwas in die Hand: "Leg es dir auf den Kopf. – Ihr geht zur Arbeit nach Deutschland! Gib acht auf dich! Gott mit dir!" Dann läuft sie noch ein paar Schritte neben mir her.

---

Wenn es im Leben eines Menschen Augenblicke gibt, da alle seine Sinne erlahmen und er jeden Kontakt mit sich und der Welt verleiert, so ist das ein solcher Augenblick. Meine Füße tragen mich weiter, aber ich fühle kein Leben in mir. Wie lange dauert dieser Zustand? Ich weiß es nicht.

Brutales Zerren, ein Schlag gegen meinen Kopf. Ich werde hochgerissen, ich höre Mártas flüsternde Stimme: "Komm schneller, sonst kriegst du es noch einmal." Ich komme zu mir und fühle, daß ich rechts und links gestützt werde. – Und plötzlich geht mir durch den Kopf: *Wir gehen weg von Auschwitz! Weg von Auschwitz! Wir leben! Wir leben! Wir leben! Liebe, liebe Lili! Lieber, goldiger Mensch! Mensch! Mensch! Mensch! ...* Wir gehen durch das Tor. – Hier bin ich gegen die Eisenstange gefallen. – Dort ist *Lager B III*. – Ein bekanntes Gebäude, dort habe ich die Frauen aus Kanizsa getroffen, als wir in Auschwitz ankamen. – Dort hat Helen gefragt, wo Margit ist. Sie wurde nach links geschickt, habe ich geantwortet. Sie schrie auf. Ich wußte nicht, weshalb. Heute weiß ich es: *nach links geschickt*, auch die Meinen. Und wir dachten, wir würden für sie arbeiten, für die Alten, für die Kinder! – Auch jenes Gebäude kenne ich. Dort wurden wir zuerst desinfiziert. Dort wurde uns alles abgenommen, dort wurden wir kahlgeschoren, dort hat man uns die ersten Lumpen gegeben. – Weiter geht es. Hier die Geleise. Auf denen sind wir hergekommen! Noch hundert Meter. – "Halt!" Die beiden SS-Frauen unserer Eskorte schwirren hin und her. Ihre weiten Radmäntel blähen sich wie Segel, die Hände halten sie unter dem Mantel. – Geohrfeigt wird nicht? Wir stehen auf abschüssigem, durchweichtem Boden. Um nicht wegzurutschen, halten wir einander fest. Unentwegt strömt es vom Himmel. Scharf, gleichsam ungeduldig klopft der Regen auf meinen kahlen Kopf, dann findet er, zu einem Bach angeschwollen, an meiner linken Gesichtshälfte einen Abfluß über Hals und Nacken unter mein Kleid. Ich möchte den Strom in eine andere Richtung lenken und greife an meinen Kopf. Meine Hand stößt auf ein unerwartetes Hindernis. An meiner linken Schläfe ist eine Beule von der Größe einer Kinderfaust. Die sammelt das Wasser und gibt ihm die Richtung, von da fließt es unter mein Kleid. Ich möchte die Beule fassen und hinwerfen – wenn sie es zuließe! Natürlich, so geht es einer, die im Kübel einschläft. Wie mag ich jetzt von Kopf bis Fuß aussehen? Seit drei Monaten kenne ich mein Äußeres nicht, und ich weiß nicht einmal, wie ich mit meinem kahlgeschorenen Kopf aussehe. Na, wie? Sieh dir die andern an – und ich mache die Augen zu.

"Ich müßte austreten", fängt eine Frau an, eine zweite folgt, und bald sind es alle. Das *Muß* ist der beste Ratgeber. Man pürscht sich nach hinten in die letzte Reihe und erledigt seine Sache. Die nächste kann kommen. Der Regen wäscht auf, was sich aufwaschen läßt. Ob das ein gutes Ende nehmen wird? Niemand kümmert sich darum. Ich bin an der Reihe, ich will meine Hände freimachen und schreie auf: "Mein Gott! Wo sind meine Schuhe, wo ist mein Brot!"

"In Lepcsény war noch alles da", höhnt eine lachend.

"Laß die Blödheiten!" weist Márta sie zurecht, dann klärt sie mich auf: "Die SS-Frau hat dir die Schuhe weggenommen, erinnerst du dich nicht? Sie hat sie dir aus der Hand

---

gerissen und auch das, was Lili dir für deinen Kopf gegeben hat. Das war, als sie dich ohrfeigte."

"Ja", brumme ich. Ich schäme mich einzugestehen, daß ich nichts davon weiß, und der schlechte Witz fällt mir ein: *Die Scheune, erzählt ein alter Bauer, ist damals abgebrannt, als die Herrschaft darin verbrannte.* Ich tröste mich mit der Feststellung, daß mir nun meine beiden Hände zur freien Verfügung stehen, und setze mich mit dem Sprichwort, daß jedes Schlimme auch sein Gutes hat, erleichtert über die ganze Angelegenheit hinweg. In Augenblicken, da das Leben leichter zu sein scheint, wird der Mensch optimistisch. Und das kommt gerade sehr gelegen. Wir stehen schon seit einer guten Stunde hier, erkennen aber durch den dichten Regen hindurch erst jetzt die Dinge um uns herum mit einiger Klarheit. Die Frau hinter mir neigt sich an mein Ohr: "Du, wir stehen vor einem Krematorium, es raucht auch, spürst du es nicht?"

"Unsinn!" fahre ich sie an. "Mach die Menschen nicht verrückt!" Aber ich rieche den Rauch.

Vielleicht ist es Rauch aus einer Lokomotive.

In Auschwitz hat man sich schnell abgewöhnt, anderes als Böses zu erwarten. Dennoch will ich jetzt nicht glauben, daß uns das Krematorium bevorsteht. *Nein, nein, nein!* Wir sind unterwegs nach Deutschland und werden dort arbeiten. Gréte muß es doch wissen, Lili muß es doch wissen! Ich habe Auschwitz in Gedanken schon hinter mir gelassen, und dabei bleibt es! Seit zehn Minuten bin ich Optimistin.

Aber der Regen strömt ohne Unterlaß, und wir haben nur ein dünnes Kleid an.

"Du," beginnt die Frau hinter mir wieder, und ich spüre das Zittern ihrer Hände, als sie mich am Arm faßt, "wie erklärst du dir, daß man uns hier ewig im Regen stehen ließe, wenn man die Absicht hätte, uns in einen Waggon zu laden? Wir sind naß bis ins Knochenmark. – Das bedeutet Gas!"

"Nein, bestimmt nicht."

"Auch sonst ist es unser Tod. Grippe, Lungenentzündung ... Das überstehen wir nicht."

"Hör doch auf. Wann hast du solche vornehmen Krankheiten in Auschwitz erlebt? Hier gibt es solchen Luxus nicht, hier gibt es keine Grippe, keine Lungenentzündung, keine Zuckerkrankheit, kein Tbc. Wer krank war, wird hier gesund. Das gibst du doch zu? Hier gibt es nur Verhungern, Durchfall, die Kugel und Gas. Sonst nichts. Man soll die Dinge nicht komplizieren. Wir fahren, und Schluß!"

Immer häufiger wechseln die Frauen den Platz, dann geben sie es auf, und eine nach der andern hockt sich einfach hin, wo sie steht. Da und dort weint eine, im ganzen aber herrscht Stille; größere Stille als gut ist. Meine rechte Nachbarin streift das Kleid ab, wringt es aus und quält sich wieder hinein. Viele machen es ihr nach, auch ich. Die kleine Ella zieht ihres nicht wieder an, sondern breitet es über den Kopf und steht nackt da. Auf ein Wort von mir zieht sie es doch an. Eigentlich hatte sie recht, mit dem Kleid auf dem Kopf wäre ihr Körper besser vor dem Regen geschützt. Zwei Frauen halten das Stehen nicht länger aus und setzen sich in den Schlamm. Ich fürchte, die

---

ändern werden ihnen folgen, solche Beispiele sind ansteckend. Die beiden weigern sich aufzustehen, wir wollen ihnen helfen, es geht nicht. Wie wird das enden?

Die zwei SS-Frauen kommen herbeigewirbelt. Wir hatten nicht gemerkt, daß sie verschwunden waren. "Stillgestanden, rechts um, marsch!" (Später erfahren wir, daß wir geschlagene fünf Stunden lang im strömenden Regen gestanden haben.) Kaum hundert Meter weiter gehen wir durch das Tor eines großen Gebäudes. Die übliche Entlausungsstation. Chlorgeruch empfängt uns. Also doch Gas? Was immer kommt – wir stehen nicht im strömenden Regen, endlich, endlich, und hier ist es schön warm. Wie wohl das tut! Nein, nein, man darf jetzt an nichts denken, nur daran, wie gut es hier ist.

Ein Befehl schallt durch den Raum: "Kleider herunter!" Glücklicherweise zerrn wir die vom Wasser bleischweren, an der Haut klebenden Klamotten von den Gliedern. Wohlig hüllt die warme Luft die nassen, durchfrorenen Körper ein. Oh, wie gut das tut, wie gut! So gut, daß alle Gedanken an Gefahr schwinden. Und im Augenblick droht auch keine Gefahr. Hier gibt es nur kleine Räume, das ist kein Großbetrieb.

Eine der SS-Frauen ruft: "Alles abgeben! Wehe der, bei der wir etwas finden! Brot könnt ihr behalten."

*Kein Gas! Kein Gas!* Da wäre es ihnen gleich, ob eine etwas behält. Mir fällt mein wundervolles silbernes Taschenmesser ein. "Gib es nicht ab" flüstere ich Márta zu, die es für mich aufbewahrt. Aber sie hat keinen Mut: "Ich gebe es ab, wegen so einer Sache werde ich nicht den Kopf riskieren", sagt sie.

"Gib es her," sage ich, "ich stecke es in mein Brot hinein. – Aber ich hab ja kein Brot! Gib auch dein Brot her."

Widerstrebend gibt sie mir beides. Ich drücke das Messer tief in das Brot hinein und meine Nähnadel dazu. Wir werden in einen kleinen Raum geführt. Darin stehen, wie in einem Hörsaal stufenweise ansteigend, Bänke.

Ein Mann in weißem Kittel, ein Stethoskop in der Hand, erscheint. Ein Arzt! Damit haben wir nicht gerechnet. Noch eine Selektion? Nach Mengele? Sind wir doch in Gefahr? In den Augen der Frauen sitzt das Entsetzen. Die Frauen ergreifen die Hände ihrer Kinder – es sind drei Frauen mit Tochter da – angstvolle, panische Stimmung lastet auf allen.

Der Arzt, ein mittelgroßer, rotbackiger Mann von gedrungener Gestalt, stellt sich seitwärts neben die Tür, die SS-Frau treibt ihm die Häftlinge zu. Er sieht sich die erste Frau an und winkt: *Weiter!* Es folgt die nächste, die dritte ... Die fünfte oder sechste ist in guter, ja ungewohnt guter Verfassung, sogar etwas Fett hat sie noch bewahrt. Der Arzt klopft ihr auf die Schulter, als wollte er sagen: *Das lass' ich mir gefallen, das liebe ich* – und schiebt sie spielerisch weiter.

Wie durch Zauber schlägt die Stimmung um. Eine einzige freundliche Handbewegung des Arztes hat uns wieder optimistisch gemacht. Aber, o weh! - er hat fünf Frauen ausgesondert. Unter ihnen sind Margó und ihre jüngere Schwesater. Sie

---

sind, wenn auch mager, recht gut bei Kräften – und jung! Jetzt wissen wir nicht: sind sie die *Guten* oder die anderen? Márta ist an der Reihe. Auch ihr klopf der Arzt auf den Rücken, ebenso mir – und ich folge Márta. Was soll das? Er beklopft uns, wie man Pferde auf dem Markt beklopft. Mit diesem Beklopfen verabschiedet er uns? So schickt man Menschen doch nicht zur Gaskammer. Und die Augen dieses Mannes blicken auch anders, seine Stimme klingt anders, als wir es sonst erlebt haben.

Wir werden in einen kleinen Duschaum geführt. Hier fehlt der hermetisch abgeschlossene Glasverschluss. Es ist ein Bad wie das im Tschechenlager, wo Éva ist. Himmlisches laues Wasser umspült unsere Körper. In der Hand halte ich mein, das heißt Márta's Brot mit meinen Schätzen darin, es wird schon wieder trocken werden, und wenn nicht: Wir haben auch schon ungesäuertes Brot gegessen – vor zweitausend Jahren.<sup>42</sup>

Unmöglich! Soviel Gutes auf einmal ist kaum zu ertragen: Wir bekommen nicht nur Kleider, sondern auch Hemden, Hosen und Mäntel! Freude ruft oft die absonderlichsten Grimassen hervor: Neben mir grinst die Frau, die Grippe und Lungenentzündung prophezeit hatte.

"Na, du ganz Gescheite, habe ich recht gehabt?"

"Und ob!" Sie lacht, dann auf einmal bricht sie in Tränen aus.

Ist es Wirklichkeit oder ein Spiel meiner Phantasie? Ich bekomme ein blaßgrünes Chiffon-Hemd – es ist das schönste Grün und der schönste Chiffon, hat einen runden Halsausschnitt und wird über der Schulter von Knöpfen zusammengehalten. Dazu gibt es eine dunkelblau- und graugestreifte Männerunterhose aus dicker Kunstseide, oben gebörtelt mit einer Schnur. Sie legt sich kokett um das blaßgrüne Hemd, denn sie weiß nicht, daß sie ihm verfallen ist und sieben Monate lang Tag und Nacht nicht von ihm loskommen wird. Und wie schon einmal gibt man mir ein warmes Kleid aus schwarzgefärbtem Bettzeug-Damast, dazu einen richtigen rostbraunen karierten Mantel, der wohl seiner Knöpfe und seines Futters beraubt, aber doch ein sehr elegantes Stück ist.

Nach den ersten Minuten der Freude fühle ich mich irgendwie gleich der Frau, die einen Hut gestohlen hat und ihn nur zu Hause aufzusetzen wagt. Ich werde mir selbst immer fremder. Gestohlene Kleider? Nicht ich habe sie gestohlen! Die Nazis haben sie gestohlen!

Bisher war ich ein zum Tode verurteilter Niemand, jetzt bin ich also eine Sklavin: Ware, die an irgendeine Fabrik verkauft worden ist. Vielleicht an einen Kriegsbetrieb ... Dort soll ich Munition herstellen, mit der Menschen getötet werden ... Menschen, zu denen ich gehöre? Ich werde für Nazideutschland arbeiten? Auf einmal drückt und preßt mich die ganze Ausstattung wie ein Panzer, daß mir die Luft

---

<sup>42</sup> Gemäß der Überlieferung in der Tora blieb den Israeliten beim Aufbruch aus Ägypten keine Zeit, den Teig für die Brote säuern zu lassen. Zur Erinnerung daran werden in der jüdischen Tradition während des Pessach-Fladen ungesäuertes Brot (Matze) gegessen.

---

auszugehen droht, und ich möchte alles von mir reißen und wie ekliges Gewürm in die Erde stampfen.

Doch solche Überlegungen dauern in unserem Zustand der Ohnmacht und Hilflosigkeit nicht lange – können nicht lange dauern. Das relativ Gute unterdrückt alles Klügeln und Grübeln, und der fürchterlich herabgekommene Körper genießt, was ihm zu Hilfe kommt.

Als wir das Bad verlassen, begrüßt uns heller Sonnenschein, dem wir uns wie einem lange nicht gesehenen lieben Freund entgegenwerfen. Wir orientieren uns in dem nun klar vor uns liegenden Gebäude und bestaunen einander in dem ungewohnten Aufzug. Ich schlage den Kragen meines Mantels hoch, versenke meine Hände tief in die Taschen und sehe mich in der Welt um.

In der Welt? Ja, die Phantasie schwebt leicht über den mit Starkstrom geladenen Stacheldraht hinweg! Aber kommen wir selbst je hindurch? Und wohin? In die Welt? Ist für uns *Welt*, was den Namen Deutschland trägt? Oder ist alles Welt, was nicht Auschwitz heißt? Und lassen wir nur Auschwitz hinter uns? Wird es wirklich so leicht sein, von hier wegzugehen? Hier sind so viele der Unseren gestorben, Eltern, Schwestern, Kinder. Wenn wir auch weggehen, können wir so weit in die Welt hinausgelangen, daß wir nicht doch zugleich hier bleiben?

Aber das Leben geht über alles Grübeln hinweg. Wir treten auf dem freien Platz vor dem Bad an – es ist ein Antreten wie so oft schon und doch anders. Wir sind angezogen und voll Zuversicht. Mein durchweichtes Brot mit dem Taschenmesser darin ruht bescheiden in seinem neuen Nest, der großen Manteltasche. Am liebsten möchte auch ich mich darein verkriechen. Sie ist wirklich wie ein warmes Nest, abgeschlossen, einsam, intim und diskret! Hineinschlüpfen, hineinflüchten in eine solche Tasche nach drei bitteren Monaten des Lebens in der Gemeinschaft, öffentlich zur Schau gestellt, nackt, – in die Abgeschlossenheit der Tasche versinken, mit mir allein! Aber ob das gut wäre? Würde ich es aushalten? Schon glaube ich das nicht mehr. Ich befühle mein Brot, Mártas Brot, unser Brot. Schön wäre es, wenigstens einmal hineinzubeißen. Es geht nicht. Es ist noch naß und bewahrt ein Geheimnis. Nur dieses Brot bewahrt ein Geheimnis?

Eine SS-Frau kommt mit zwei Häftlingen. Sie schließen sich uns an. Eine ist Ärztin und kommt offenbar in dieser Eigenschaft mit. Sie verhält sich reserviert, aber später sollen wir sehr viel miteinander zu tun bekommen.

Langsam wird es Abend. Wir stehen geduldig, sind aber höllisch hungrig. Auch daran haben wir uns schon gewöhnt. Die andern können wenigstens ihr Brot aufessen, aber Márta und mir ist auch das verwehrt.

Glühend rot geht die Sonne unter, und ein orkanartiger Sturm macht sich auf. Die Mäntel werden auf die Köpfe hochgezogen. Die Frauen drehen sich wie die Wetterfahnen. Nasen und Hände sind rot. Was für Zähne dieser Sturm hat! Der ist noch ärger als der Regen. Was wäre gewesen, wenn er früher gekommen wäre und uns ohne

---

Kleider und Mäntel angetroffen hätte? Wir wollen uns an die Mauer eines Gebäudes zurückziehen, aber die SS-Frau jagt uns zurück. Es ist furchtbar. Dieser Sturm bedeutet Winter! Er bringt von irgendwo den Geruch von Asche und weht uns mit Zementrauch gemischten Ruß in die Gesichter. Das sticht wie mit tausend Nadeln. Die neue Ärztin flüstert Márta zu: "Der Wind trägt die Geheimnisse von Auschwitz in die Welt hinaus. Hier fliegt überall Asche herum."

*Trage, Wind, wehe die Asche hinaus, weit, weit hinaus in die Welt, vom Südpol bis zum Nordpol, und verstreue sie überall, damit die Menschen draußen alles wissen und von Haß erfüllt werden gegen die Mörder! Aber rasch, denn wir halten es nicht mehr lange aus. Dann aber, Äolus, Bote der Götter, nähre den Wind in einen Sack ein, bevor wir hier erstarren!*<sup>43</sup>

Nachdem die Sonne untergegangen ist, läßt der Wind nach, und die hundert Frauen kneten, auf der Stelle tretend, unentwegt den Auschwitzer Schlamm. Aber wenn die Natur auch ruht, der menschliche Organismus findet auch dann, wenn er nichts zu sich genommen hat, in seinem Innern etwas zum Abgeben, namentlich während so endlos langen Stehens. Keine einfache Sache, wenn man so viel anhat.

Eine der SS-Frauen umschnüffelt die Kolonne, dann hat sie einen originellen Einfall. Sie zieht zwei Frauen aus der Reihe, von denen natürlich die eine ich bin, dirigiert die Kolonne weiter vor und führt uns beide zu einem Haufen Schotter. Davon müssen wir mit der Hand etwas auf jede *verdächtige* Stelle streuen. Viel später überlegt sie sich die Sache noch einmal und bringt aus dem nahen Gebäude zwei Eimer und ruft noch vier Frauen herbei.

Ich kann mir nicht helfen und muß laut auflachen, wofür mir meine Arbeitskollegin einen Tritt versetzt. Wäre es nicht einfacher gewesen, uns die Eimer gleich zur Verfügung zu stellen? Ja, falls den Nazis wichtig wäre, was für uns das Einfachere ist, und nicht das, womit sie uns besser quälen können!

Es kommt die andere SS-Frau. Sehr dienstlich, sehr interessiert sieht sie uns zu, dann auf einmal lacht sie. Wenn aber zwei über eine Sache lachen, muß doch etwas Komisches daran sein, nicht? Doch bald soll uns das Lachen vergehen, denn was in der ersten Viertelstunde Spielerei gewesen ist, wird am Ende der zweiten Stunde mörderische Qual. Und wer weiß, wie lange das Ganze noch gedauert hätte, wären nicht zwei SS-Männer erschienen, die uns in Marschkolonnen antreten lassen. Meine linke Hand blutet, und ich gebe acht, mit der Wunde nicht an meinen Mantel zu kommen. *Was wußte ich damals, wieviel Blut er noch aufsaugen würde!*

Ich bin furchtbar in Schweiß geraten und beginne plötzlich vor Kälte zu zittern. Meine Hand wird sich doch nicht infiziert haben? Soll mir jetzt, gerade jetzt, da wir Auschwitz hinter uns lassen, irgendeine dumme Sache zustoßen?

Wir marschieren etwa zweihundert Meter. "Halt!" Die beiden Männer nehmen einander gegenüber Aufstellung, es ist zwischen ihnen nur soviel Platz, daß eine

---

<sup>43</sup> Vgl. HENRYK ŚWIEBOCKI (Hrsg.): *London wurde informiert. Berichte von Auschwitz-Flüchtlings* (Oświęcim 1997: Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau)

---

Person passieren kann. Jemand gibt jedem der Männer einen Korb in die Hand. Wir gehen einzeln zwischen ihnen durch. Der eine drückt jeder von uns ein Stück Brot, der andere ein Stück Wurst in die Hand. Die durch sind, treten zu zweit an. Keine von uns vermag sich dem großen Augenblick, dem Augenblick des Verlassens der Auschwitzer Hölle hinzugeben, keiner von uns kommt der Gedanke, daß wir Wegzehrung bekommen haben. Gierig werden Brot und Wurst halbzerkaut verschlungen. Noch eine halbe Stunde, und wir sind zum Abmarschieren fertig.

Aus nächster Nähe schweben zwei schwache Lichter auf uns zu, darunter je ein Uniformierter. Es ist kaum etwas zu sehen. Kein Scheinwerfer ist in Betrieb. Im Halbdunkel schwanken Schatten hin und her. Ich gehöre zum dritten Paar. Langsam zeichnen sich im matten Schen der beiden Lichter Konturen ab. Sechs oder acht Meter vor uns der elektrisch geladene Draht: der grauenhafte, unheilsprühende Zaun des Todes, das Gehege der Hölle, die Mauer des Friedhofs der Millionen, von Blut triefend, rauchgeschwärzt, Hohn auf die Freiheit, Kündler menschlicher Niedertracht!

Ein Knarren, und die zwei Flügel des Tores gehen auf! – Das erste Paar, das zweite Paar, das dritte – und nun tritt auch mein Fuß auf Erde jenseits des Drahts! Jenseits des Drahts ... links, rechts, links, rechts. *Hinter uns das Grab der Millionen.*

Rauch, aber es ist Rauch aus einer Lokomotive, und schon stehen wir vor einem Zug. Es sind Viehwagen.

*Damals haben sie uns johlend den endlos scheinenden Zug entlang getrieben. Auf dem Rücken trugen wir nurmehr die paar Kilo Sachen, die uns die ungarischen Gendarmen in der Ziegelfabrik gelassen hatten. Unsere Kranken, halbtot geschlagene Menschen, Frauen, Väter, Mütter, Männer, Geschwister hingen an unseren Armen oder lagen neben uns auf der Erde. Ich erblickte einen Viehwagen, dessen Fenster niedriger angebracht waren als die der anderen. Da müßte man hinein, dachte ich, man würde mehr Luft haben. Wir halfen unseren hilflosen Angehörigen hinauf und folgten ihnen. Wir mußten uns beeilen, damit die hin und her laufenden Henkersknechte unsere Absicht nicht durchkreuzten.*

*Als wir oben waren, wie Tiere zusammengepfercht, hatten wir nur einen Wunsch an das Schicksal, – daß es uns jetzt so, wenigstens so bleiben lasse: ohne Folterkammer, nicht unter freiem Himmel, wenn wir auch achtundsechzig waren, mit Geisteskranken zusammengesperrt und ohne alles, aber wenigstens so! – Was muß ein Mensch durchgemacht haben, daß er nur den Wunsch hat, daß es so bleibe!*

Und wieder stehe ich vor einem Viehwagen – nur daß ich jetzt allein bin!

"Hinein in die Wagen!" Wir steigen hinauf. Wie leicht es geht, so ganz ohne Last, und auch selber um wenigstens fünfzehn Kilo leichter. Ich bleibe – wegen der Luft – unmittelbar neben der Schiebetür. Es ist dunkel, sodaß nicht feststellbar ist, wie viele die SS-Männer aufsteigen lassen. Als dann einer von ihnen aufspringt und den Wagen mit seiner starken Taschenlampe ableuchtet, sehe ich, daß es wenigstens dreißig sind. Gegenüber der Tür des Waggons liegt Heu ausgebreitet. Der andere SS-Mann reicht



---

zwei Eimer herein, springt herauf und stellt die Eimer zu beiden Seiten der Tür hin. Erklärung überflüssig, jede weiß, welchem Zweck sie dienen sollen.

Die beiden SS-Männer legen sich auf das Heu. Sie schnallen die Koppel ab, legen die Gewehre neben sich hin und rauchen. Die Tür ist noch offen.

Wir setzen uns. Ich lehne mich an die Wand des Wagens. Vorläufig haben wir nicht genügend Platz, um es uns bequemer zu machen, aber der Zug wird uns schon zurechtrütteln, das wissen wir aus Erfahrung. Die relative Geborgenheit des Wagens ist schön, schön ist, daß wir ein Dach über den Köpfen haben, schön ist der trockene Fußboden, schön ist das Zusammensein der kleinen Familie, schön ist, außerhalb des Stacheldrahts zu sein, schön ist das Heute, weil das Morgen ungewiß ist. Schön ist es so! Wenigstens so!

Ferne Lichter steigen über uns und huschen über den Stacheldraht. Was wollen sie? Uns verabschieden? Wer weiß, wie viele es sind, die drüben das Spiel der Scheinwerfer haßerfüllt verfolgen und sich vor ihren Garben verstecken oder sehnsuchtvoll hinstarren, an andere Lichter denkend.

Mit einem Ruck – es ist wie ein Ruck an unserem Schicksal – fährt der Zug an. Es rattern die Räder, still sitzen wir da. *Ratt – ratt – ratt*, es ist wie ein Skandieren, und wir machen uns den Text dazu, jede nach ihren Sehnsüchten. *Hei – mat, Hei – mat ... Le – ben, le – ben ... Es – sen, es – sen ... Frei – heit – wo – bist – du ...*

Schneidend kalt weht die Nachtluft herein. Einer der SS-Männer zieht die Tür zu. Es ist stockdunkel. Einer der Männer ruft: "Wer eine gute Stimme hat, her zu uns! Auch zwei können es sein!" Er knipst die Taschenlampe an und leuchtet in die Runde. "Na, kann keine singen?" Der Mann zieht eine Frau hoch, läßt sie wieder los. Er geht zu einer anderen, auch mit ihr ist es nichts. Alle drücken sich. Der Mann sucht sich zwei aus: "Los, singt!"

Und sie singen! Es ist ein altes ungarisches Volkslied voll Liebessehnsucht. Zornig schreien die SS-Männer: "Was ist das für ein Lied! Etwas Flottes, Lustiges!!"

Befehl ist Befehl, und aus den kummerbeschwerten Herzen steigt ein volkstümliches Lied aus einer alten Operette auf. Die Melodie ist lustig, aber der Text voll Sehnsucht. Gut, daß die beiden ihn nicht verstehen. Die zwei Frauen haben schöne Stimmen, und auch sie selbst sind schön, selbst in diesem Zustand. Männeraugen haben einen unfehlbaren Blick. Noch einige Lieder, dann wird es still im Wagen. Der Zug hat die müden Körper bereits in halb liegende Stellung geschüttelt, und es schlafen wohl alle. Alle? Die zwei unglückseligen Opfer bestimmt nicht.

Es rattern die Räder. Langsam rollt der Zug dahin mit unserem Kummer.

Zweiter Teil  
**SACKISCH  
MERZDORF**



<http://www.merzdorf-im-riesengebirge.de/bilder/alte-bilder/merzdorf/> (Günther Teichmann, 2009)

---

Der Mensch freut sich über alles, was seine Lage im Augenblick verbessert – und gar der Häftling! Aber wie lange ist es auf dem bloßen Fußboden eines Viehwagens *besser*? Über uns ein Dach, aber unter uns das unentwegte Rattern und auf unseren Knochen nicht ein Millimeter Kissen. Die Eimer neben der Tür bewältigen den Betrieb nicht mehr und laufen über, der Fußboden wird in wachsendem Umkreis naß – mit einem Wort, es ist höchste Zeit, daß ich mich rückwärts orientiere. Dazu wären aber zwei Dinge erforderlich: Platz und die Bereitwilligkeit anderer, sich in Bewegung zu setzen.

Später, bei Tageslicht, ist alles nicht mehr so tragisch. Die SS-Männer liegen friedlich und zufrieden auf ihrem Heu und unterhalten sich, vielleicht haben sie sogar ein Herz. Der Wagen ist unser Heim, er läßt weder Nazis noch den Krieg herein und schwankt mit uns weiter, der Duft des Heus beschwört Erinnerungen herauf, den Duft einer Wiese, die Stimmung lässigen Hingestrecktseins. Kann man auf Heu liegend Häßliches, Böses, Unmenschliches denken? Einer der blonden Deutschen merkt überrascht, daß etwas seine durch den Heuduft verwöhnte Nase stört, er springt auf, schiebt die Tür auseinander und kippt den Inhalt der Eimer mit den eigenen reinrassigen Händen auf den Bahnkörper. Er flucht, aber in einem Ton, wie man manchmal bei bester Laune flucht. Er läßt die Tür offen und lehnt sich daneben an die Wand. Eisige Kälte strömt herein. Die Frauen ziehen fröstelnd die Köpfe zwischen die Schultern. Er bemerkt es, spuckt aus, schließt die Tür und legt sich wieder hin.

Und wieder wird es Nacht, wieder wird gesungen, es klirren die Eimer, die Mägen knurren. Und wieder wird es Tag, wieder läßt der Mann seine gemütvollen Flüche hören, spuckt aus, legt sich hin. Sonst nichts.

Und noch eine Nacht: Gesang, Klirren der Eimer, Knurren der Mägen, und noch ein Tag gemütvolleres Fluchen, Ausspucken, sonst nichts.

Heftiger, scharfer Wind pfeift durch die Fugen der Wände und weht sonderbare, schwere Luft hein.

"Kinder, wir sind am Meer!" rufe ich.

Ein Murmeln geht durch den Waggon: "Wir sind am Meer – "

"Was reden die?" fragt einer der Männer die ihm zunächst sitzende Frau.

"Sie sagen, wir sind am Meer", antwortet diese beherzt.

Der Mann stößt einen gewaltigen Fluch aus und weiß sich vor guter Laune nicht zu fassen. "Natürlich, dort sind wir. Ein tüchtiges Bad wird euch nicht schaden. Ihr klebt ja vor Dreck. Werdet weit rausschwimmen, fangt einen Hai und verspeist ihn!" Er lacht unbändig.

---

Fragende, erschrockene Augen starren mich an. Ich übersetze, was der Mann gesagt hat. Verflogen ist das Vergnügen des Reisens, und es meldet sich die bange Frage: *Wohin bringt man uns? Irgendwo werden wir doch haltmachen? Das Reisen kann ja nicht ewig dauern. Aber es wäre gar nicht schlecht so!* – Aha, schon wieder sind wir so weit, daß wir sagen, es wäre nicht schlecht, wenn es bliebe, wie es ist.

Lenke kommt näher: "Wißt ihr, was ich in Auschwitz von einem Capo gehört habe? Einmal hat man Frauen in einem Zug auf Arbeit geschickt, sie fuhren dreimal vierundzwanzig Stunde lang, dann wurden sie nach Auschwitz zurückgebracht."

"Unsinn! – Verrückt! – Unmöglich!" rufen die Frauen im Chor, aber Sekunden später glauben es alle. In sich zusammengesunken, wie vernichtet sitzen sie da.

Der Zug bremst und hält nach einer Weile. Die Türen fliegen auf, die SS-Männer springen ab. "Aussteigen!"

Wo sind wir? Am Meer? – In Auschwitz? Kein Meer kann stürmischer, kein Frost frostiger sein als diese Gedanken. Wie gut, daß die Zeit manchmal auch hilfreich schnell sein kann.

Wir sind auf einer anspruchslosen kleinen Station mit einem gedeckten, aber vorn offenen Perron, in der Mitte ist ein weißes Schild, darauf steht in schwarzen Buchstaben: BAD KUDOWA. – *Bad?* Sind wir doch am Meer? Nach einer Fahrt von achtundvierzig Stunden?

Kann es am Meer eine solche kleine Station geben? Hinter so einer Station brandet irgendwo das Meer? Aber wo? Plötzlich stehen zwei SS-Frauen vor uns. *Antreten! Vorwärts marsch!* Auch die SS-Männer kommen mit.

Wir sind auf einer Betonstraße. Da und dort eine Villa. Ein Kurort? Das Meer? Villen, Kurven, Villen. Aber warum marschieren wir so schnell? Und es geht ständig bergab. Ob es noch weit ist bis zum Meer? Es ist schneidend kalt. So scharf kann die Luft nur am Meer sein. Aber wo ist es? Wir mögen schon an die drei Kilometer gelaufen sein, da bricht die schöne Betonstraße ab, und – da ist das Meer. Ein Meer von Schlamm! Das hat nicht die Natur geschaffen, das wurde künstlich angelegt! Wir sinken bis in die Knöchel ein. Es ist frischer, gelber Lehm. Er klebt sich an die Füße und gibt sie nicht wieder frei. Die SS-Frauen in ihren Stiefeln schwitzen und wischen sich die vor Anstrengung glühend roten Gesichter mit ihren Taschentüchern ab. Unser Schweiß fließt frei in den Schlamm.

Wir sind in einem offenbar ganz neuen Lager aus lauter niedrigen, sichtlich schnell zusammengepfuschten Baracken. Es ist von den Deutschen in Stoßarbeit<sup>44</sup> für jüdische Arbeiter errichtet worden. Um die Baracken herum laufen sinnlose tiefe Gräben, die den ohnehin schwierigen Verkehr im Lager weiter erschweren. Und überall Schlamm, Schlamm, Schlamm.

---

<sup>44</sup> Zeitweise über das normale Maß hinaus anfallende Arbeit, überstunden (DDR-deutsch)

---

Im übrigen: alles wie gehabt. Die üblichen ermüdenden, Körper und Seele verzehrenden Gepflogenheiten und Vorschriften. *Antreten – halt – marsch – antreten – halt – marsch!* Stunden und Stunden lang. Ist es wirklich nirgendwo anders?

Die Baracken sind in kleine Zimmer eingeteilt, die Pritschen für je eine Person bestimmt. Aber vorläufig stehen wir noch mitten im Schlamm und werden gezählt, dann namentlich aufgerufen. Und es wird Eßgeschirr verteilt! Jede bekommt eine runde weiße Porzellanschüssel und einen Eßlöffel.

Schwarz von Schmutz streicheln die Hände der Gefangenen die sauberen weißen Schüsseln. Es ist, als sagte die weiße Schüssel: *Nimm mich, ich gehöre dir!* Und die schmierigen, mageren Hände nehmen zitternd Besitz von den Schüsseln. Und das Herz schlägt höher bei diesem ersten Schritt, der auf dem Pfad der Erinnerung nach Hause führt. Ein Löffel! In der Schüssel Essen, im Essen ein Löffel, und die Lippen schlürfen Suppe aus dem Löffel. *Mein Schüssel, mein Löffel ...* Auch so etwas gibt es? Das und vieles andere gibt es auf der Welt, nur nehmen wir meistens keine Kenntnis davon, weil es selbstverständlich ist.

Nachts habe ich Schüttelfrost. Schon im Zug habe ich mich krank gefühlt. Als ich morgens vom Bett steige, kann ich vor Schmerzen nicht auftreten. Drei Zehen meines linken Fußes sind geschwollen und entzündet.

Im Nachbarzimmer wohnt eine polnische Ärztin. (Im übrigen sind die polnischen Häftlinge in einer anderen Baracke untergebracht.) Man holt die Ärztin. Sie trägt einen wundervollen taubengrauen Mantel, und ihr Haar ist schon ziemlich lang nachgewachsen. Sie tritt – was durchaus zu ihrem Aufzug paßt – sehr selbstbewußt auf. Sie würdigt uns keines Wortes, und während sie wartet, wieviel Temperatur das Thermometer zeigen wird, steht sie da wie der Jäger auf dem Anstand: *Simulieren, darauf versteht ihr euch, aber mich kriegt keine dran!* Das Thermometer zeigt 39,4 Grad. Sie schüttelt es herunter und steckt es mir eigenhändig wieder unter die Achsel. Auf eine verdächtige Bewegung lauend, nimmt sie die Augen nicht eine Sekunde von mir. Abermals 39,4. Durch die Wahrheit etwas besänftigt – nicht etwa durch Mitgefühl –, gibt sie uns zur Kenntnis, daß sie dienstlich keine Verfügung treffen könne, und rät uns, aus dem Revier die ungarische Ärztin zu holen. Damit macht sie kehrt und geht.

Man bringt mich sofort zum Revier. In dem primitiven kleinen Krankenzimmer stehen Betten für ein Dutzend Patienten. Fast alle sind belegt. In jedem Krankenzimmer auf der Welt ist die Persönlichkeit des Arztes bestimmend für die darin herrschende Atmosphäre. Mögen Ketten rasseln, mag die Barbarei morden, wenn ein Arzt den weißen Kittel anzieht, ist er, nur mit dem Stethoskop bewaffnet, Herr über tausend Möglichkeiten, deren Ausnutzung nur von seinem Willen abhängig ist, Risiko auf sich zu nehmen.

Die ungarische Ärztin macht mir einen Umschlag auf den kranken Fuß und legt mir sechs Stück Aspirin in die Hand – original Bayerpräparat.

"Hast du viel davon?" frage ich.

"Na, darüber ließe sich reden", antwortet sie lächelnd.

"Dann gebe ich dir drei zurück", erkläre ich und reiche ihr die Tabletten. Sie sieht mich an, und von diesem Augenblick an sind wir Verbündete.

Sie erledigt ihre Obliegenheiten, dann setzt sie sich zu mir. Vor ihr erfahre ich, daß wir in einer Flugzeugfabrik arbeiten sollen, in der auch hundert polnische Frauen beschäftigt sind, daß Bad Kudowa<sup>45</sup> an der tschechischen Grenze liegt, einen Katzensprung von der alten ungarischen Grenze, daß die Verpflegung relativ zufriedenstellen sei, daß die Deutschen brutal seien, besonders seit einiger Zeit, und daß die polnische Ärztin alles tue, ihr, der Ungarin, das Leben zu verleiden, was sie nicht begreifen könne. Doch fügt sie hinzu, wir sollten uns nicht um die Polin kümmern, wir würden die Frau schon mit vereinten Kräften zur Vernunft bringen. Die Ungarin ist eine winzige Person und fünfzig bis sechzig Jahre alt – wie hat sie alle Musterungen überstanden? Sie nickt mir zu und setzt sich zu einer anderen Patientin auf die Pritsche. Sie strömt eine Ruhe und Gelassenheit aus, die auch Sterbende wieder gesund machen könnte.

Wir sollen also in einer Flugzeugfabrik arbeiten. Die andern sind inzwischen schon hingeführt worden. Ich werde das nicht tun! Eher werde ich den Fußboden schrubben! Ich soll später erfahren, wie viele *eher* es hier gibt. Vorläufig fühle ich mich hundeehend. Ich habe brennenden Schmerz bis zum Knie herauf, und am Abend steigt die Temperatur auf 40 Grad. Ich wechsele den Umschlag. Nachts träume ich, daß ich eine Brücke suche, die direkt nach Tátralomnic führt. Ich finde sie auch, kann sie aber nicht betreten, weil die polnische Ärztin mich immer wieder zurückstößt.

Frühmorgens erscheint Márta am Fenster. Die Fabrik sei, so erzählt sie mir, drei Kilometer entfernt, der Weg müsse im Laufschrift zurückgelegt werden. Ein Ingenieur unterrichte die Frauen in einem Lehrsaal, sie machen irgendwelche Zeichnungen. Die Fabrik sei Kriegsbetrieb, und der Direktor sei peinlich überrascht gewesen, als er erfuhr, daß die Frauen keine Facharbeiterinnen sind. In durchaus menschlichem Ton seien sie ermahnt worden, sich der Arbeit mit gebührendem Eifer hinzugeben, sie aber, die Frauen, müßten nur lachen, wenn sie sich vorstellen, wie der *Antrieb* mit den Mutterschrauben funktionieren werde, die von den hundert Auschwitzer Fabrikarbeiterinnen hergestellt würden.

Ich habe unsere winzige Ärztin – sie stammt aus Nordungarn – *Puck* getauft. Die Ärztin, die aus Auschwitz mit uns gekommen ist, heißt Erzsi. Beide kommen später an mein Bett. "Bist du hier als Arzt oder privat?" frage ich Erzsi.

"Privatisierende Ärztin", antwortet sie lachend.

Puck drückt Erzsi auf meine Pritsche: "Sie wird dir alles erzählen, was du wissen muß", sagt sie mit einem Augenzwinkern und geht weiter. Mir ist warm ums Herz. So schnell und mit so wenigen Worten können sich Menschen verständigen, die einander zuhören.

---

<sup>45</sup> Das hier gemeinte zwangsarbeitslager wird in der Literatur dem ortsteil *Sackisch* von bad kudowa zugeordnet. Weitere hinweise zur lokalen situation siehe im nachwort.

---

"Hüte dich vor deiner polnischen Kollegin," beginne ich, "auf die ist kein Verlaß. Sei zurückhaltend, man muß sie scharf beobachten."

"Na, das Aas," – sie liebt diese knappe und so ausdrucksvolle Bezeichnung für gewisse Personen – "man braucht ihr ja nur einmal richtig in die Augen zu sehen, dann weiß man sofort Bescheid."

Niemand weiß, welche Rolle die Polin spielt. Praktisch tut sie nichts. Mit der Blockältesten, einer auffallend schönen Frau, ist sie dick befreundet.

Am nächsten Morgen ist mein Fuß eine einzige Eiterbeule. Erzsi schneidet sie auf, ich schreie. Das Fieber fällt.

"Es fällt beängstigend", bemerke ich unwillig.

Puck versteht: "Laß es fallen, mach keinen Unsinn. Das ist kein Spaß. Und hier ist es auch ohne Fieber ganz schön, sieh dir nur die anderen an."

Erzsi beklagt sich, der deutsche Feldweibel sei jetzt viel gröber zu ihr als in den ersten beiden Tagen. Puck hat die gleiche Erfahrung gemacht und fügt hinzu, daß ihr Vorrat an Medikamenten auffallend schwinde.

Tags drauf herrscht große Aufregung: Ein Arzt mit hohem militärischen Rang ist zur Kontrolle im Lager. Als erste sieht er sich die Ungarinnen an.

"Zeig deinen Fuß!" befiehlt er mir. Ich tue es.

"Temperatur?" – "Achtunddreißig."

"Morgen gehst du arbeiten!" Er schreit Puck an: "Was ist, hast du ein Sanatorium für Juden? Wie?"

Puck antwortet mit einer Ruhe, die dem Mann jede Lust zu weiteren Ausfälligkeiten nimmt: "Gestern hatte sie 40 Grad. Hier gibt es nur Kranke!"

Der deutsche Arzt sieht sie eine Weile wortlos an, aber aus seinen Augen ist deutlich abzulesen, was er sich denken mag: *Hast ja recht, aber ich lasse mich nicht länger aufhetzen!*

"Was ziehe ich morgen an?" frage ich Puck, als der Arzt fort ist.

"Nichts, so kannst du nicht zur Arbeit gehen."

In dem Augenblick kommt die Blockälteste auf mich zu: "Morgen früh gehst du arbeiten! Verstanden?"

Von dem Bett über mir neigt sich ein Kopf zu mir herunter. Ich verstehe nicht, was die Frau sagt, denn sie spricht polnisch. Sie reicht mir etwas Rollenförmiges und bedeutet mir, ich solle es um den Fuß wickeln. Es ist ein langer Streifen Stoff.

Am, nächsten Morgen stehe ich unter den Arbeitenden, einen Fuß im Schuh, den anderen mit dem Streifen Stoff umwickelt.

"Du gehst nicht in die Fabrik," sagt die Blockälteste, "stell dich dorthin zu den Frauen, die Gräben ausheben."

Wir brechen auf. Es ist eine kleine Gruppe. Zu sechst graben wir in der Nähe des Blocks. Ich suche nach einem etwas trockeneren Platz für meinen wunden Fuß. Ich kann nur auf dem Absatz stehen, und das ist sehr ermüdend. – Ich müßte austreten. Es

---

ist niemand in der Nähe, den ich um Erlaubnis bitten könnte. Ich gehe näher an den Block heran und steige durch das Fenster ein, wie mir die anderen geraten haben. Ich hocke mich am Ende des Ganges hin – das sei, so hat man mich unterrichtet, hier so üblich. Der Abort sei weit, nachts sei es dunkel, und da seien die vielen Gräben, also steigt man durch das Fenster hinaus oder erledige seine Sache am Ende des Ganges. Ein paar Ohrfeigen ist es wert! Als ich zurückgehen will, sehe ich aus dem Fenster die polnische Ärztin mit der Blockältesten in angelegentlicher Unterhaltung.

Wie von einer unwiderstehlichen Kraft getrieben, gehe ich zurück und öffne die 'Tür des Zimmers der Ärztin. Rasch zu ihrer Pritsche. Ich greife unter den Strohsack und taste das Bett darunter ab. Meine Hand stößt auf einen sonderbaren Gegenstand. Ich ziehe ihn heraus, es ist ein Leinenbeutel, darin ist Geld. Ich schaue nicht nach, was und wieviel es ist, und lege den Beutel rasch zurück. Ich taste mich unter dem Strohsack weiter. Da, etwas Hartes: eine Büchse, bis zum Rand voll Aspirin. Mindestens zweihundert Tabletten. Ich stecke die Büchse zurück und mache mich aus dem Staub. Das Graben fällt mir leichter, aber etwas stimmt mich doch traurig.

Am Abend berichte ich Puck und frage sie: "Nehmen wir es ihr weg?"

"Nein", sagt sie, und ein bitterer Zug erscheint um ihre Lippen.

Morgens leuchtet ein roter Streifen auf meinem Unterschenkel bis zum Knie herauf. Entgegen meinem Protest ruft eine Frau die Blockälteste. Zurück ins Revier!

"Die Bestien", zischt Puck und gibt mir alle Stunden etwas ein. Die nächsten fünf Tage verschlafe ich. Keine Kontrolle ist zu befürchten.

Puck und Erzsi kümmern sich viel um mich, aber auch um die andern. Ihre Lage wird immer schwieriger. Die Blockälteste und die SS mischen sich in alles ein. Seit die ungarische Kolonie da ist, steht in dieser sowieso verkehrten Welt alles Kopf. Verdammte Eifersucht!

Gegenüber dem Krankensaal, auf der anderen Seite des Korridors, ist ein kleines Zimmer mit den Kübeln. Auf dem Weg dorthin hält mich die polnische Ärztin an: "Schau, daß du gesund wirst, die Kranken werden nach Auschwitz zurückgeschickt!"

"Danke!"

Ich berichte es Puck und Erzsi.

"Glaub dem Aas nicht", winkt Erzsi ab, aber ich sehe, daß beide unsicher sind. Zu Ende das bißchen Ruhe. Auschwitz spukt im Revier, wir träumen von Auschwitz, Auschwitz vergällt uns das Essen und vergiftet die Luft. Das ist also aus *dem Meer* geworden? So lange nur hat das leichtere Leben gedauert? Unerträglich ist der bloße Gedanke an Auschwitz. Wie weit mag es bis zur Grenze sein ... Man müßte es wagen. Ich rufe Puck.

"Nein, das ist Wahnsinn! Schlag es dir aus dem Kopf!"

"Die tschechische Bevölkerung wird mir helfen", argumentiere ich. "Hier gibt es keinen elektrisch geladenen Zaun, kein Tor ..." Aber ich glaube selbst nicht, daß der Plan ausführbar wäre. Dazu bin ich nicht mutig genug. Es wäre der sichere Tod. Und so entkräftet, mit Fieber flüchten ...



---

*Einmal, im Alter von zwölf Jahren, hatte ich eine Flucht geplant. Es war wegen einer ungerechten Fünf. Der Kampf, der in mir tobte, war mir ins Gesicht geschrieben. Die Klassenlehrerin sah mir forschend in die Augen und fragte: Was ist mit dir? – Ich erwiderte ihren Blick. Ihretwegen? Nein, nie! Ich werde schon zu meinem Recht kommen.*

Werden wir einmal zu unserem Recht kommen? Wie schön wäre es, dann noch am Leben zu sein!

Quälend langsam schleichen die Tage dahin. Jede fremde Stimme läßt mich zusammenfahren, bei jedem Öffnen der Tür seufzen wir auf. Nichts geschieht.

Gegen Abend hören wir, wie der SS-Feldwebel im Korridor auf und ab rennt. Aufgeregt schlägt er mit seine Reitgerte gegen die Stiefelschäfte. Auf einmal reißt er die Tür auf und bleibt stehen, vor Wut schäumend. Mit rollenden Augen sieht er um sich. Wehe, was kommt jetzt? Aber er geht wieder hinaus. Die Tür läßt er offen.

Eine Frau kommt zufällig draußen vorbei. Der Mann stürzt sich wie ein wildes Tier auf sie, schlägt sie nieder und tritt auf ihr herum. Sie schreit herzzerreißend. Wer ist die Unglückselige? Wir ziehen die Decken über die Köpfe, um nichts zu sehen und nichts zu hören. Wäre nur Puck oder Erzsi da! Die Bestie geht. Einige Frauen heben die Ärmste auf. Sie blutet. Lebt sie? Ja, sie lebt. – Mein Gott, es ist Erzsi!

Verflucht sollt ihr sein, so lange ihr lebt, und auch im Tode!

Als Puck am nächsten Tag frühmorgens in den Krankensaal kommt, ist ihr Gesicht voll blauer Flecken und geschwollen, ein Auge ist verbunden, einen Fuß zieht sie mühsam nach sich, die linke Hand hält sie an der Brust. Also auch sie? Wo? Wann? Und weshalb? Ich stelle keine Fragen und sie sagt nichts.

Wieder geht es mir durch den Kopf: *Fort von hier, wohin immer, nur fort! Wohin immer? Nach Auschwitz? Nein! Nur dorthin nicht. Aber wohn? Und das Wohin ist auf einmal ein siebenköpfiger Drache, seine sieben Mäuler speien Feuer, und er brüllt: Du kannst wählen, mit welchem meiner sieben Mäuler ich dich verschlingen soll!*

Es gibt keine Gnade. Wohin immer wir gehen, überallhin folgt uns das Elend. Aber warum? Warum?

Ungewohnte Geräusche verbreiten Angst und Schrecken. Und Angst und Schrecken spiegeln sich auf Pucks sonst so gefaßtem Gesicht, als sie sagt: "Die ungarischen Patienten sollen sich anziehen und zum Appell gehen." Sie wirft mir einen raschen Blick zu. Ich fange ihn auf. Sie geht. Ich hole meine Klamotten unter meinem mit Stroh gefüllten Kopfkissen hervor und ziehe mich an. Alles dreht sich mit mir. Schweiß bricht mir am ganzen Körper aus. Ich bin so schwach, daß ich kaum ein paar Schritte machen kann. Man hilft mir. Auf einem freien Platz ist die gesamte ungarische Kolonie versammelt. Alle sind da, die Arbeiterinnen und die Gräberinnen. Die Blockälteste nickt, wir sollen eintreten. Wir sind acht. Wir tun wie geheißen. Ich setze mich sofort auf die Erde, Márta und Erzsi kommen zu mir.

---

Bestürzung, Grauen, Panik sprechen aus den Gesichtern. Es ist also wahr, – also doch zurück nach Auschwitz. Aber gleich alle? Nicht nur die Kranken? – Ja, denn für die Fabrik hat man Facharbeiterinnen erwartet.

Stunden vergehen.

Es erscheint die SS-Kommandoführerin in Begleitung der Blockältesten und des Feldwebels. Tisch und Stuhl werden gebracht. Die SS-Frau setzt sich. Auf Weisung der Blockältesten treten wir einzeln an den Tisch, die Frau nimmt unsere Personalien auf. Dreißig sind erledigt, davon wurden sechs nach links, die übrigen nach rechts gewiesen. Márta kommt nach links. Die nächste bin ich. Ich kann mich nicht aufrecht halten, fasse nach dem Tisch, der Tisch gerät ins Wanken. Blutrot im Gesicht springt die Frau auf. Die Blockälteste nimmt mich am Arm und führt mich nach rechts. Jetzt ist Erzsi an der Reihe, auch sie gerät nach rechts. – Aber man hat mich von Márta getrennt! Ich merke, sie möchte sich zu uns herüberschleichen, aber es ist unmöglich. Drüben stehen höchstens fünfzehn Frauen, bis zu uns sind es gut zwanzig Schritte, und dazwischen ist der Tisch.

Die SS-Frau ist fertig und wendet sich zum Gehen. Márta tritt vor sie hin und bittet sie mit erhobenen Händen, sie zu mir zu lassen. Ich höre, wie sie klagend ruft: "Sie ist meine Schwester!" Die SS-Frau schreit sie an: "Bist du verrückt? Du bleibst hier und arbeitest!" Das Weitere behält sie für sich, aber es ist auch nicht nötig. Es klingt uns auch so in den Ohren, es schwebt förmlich in der Luft, und stumme Seufzer senden unseren letzten Gruß zur ungarischen Grenze.

Die SS-Frau entfernt sich, und Márta stürzt zu uns herüber. Wahnsinn? Möglich, aber schon halten wir einander fest. Nein, wir lassen uns nicht trennen!

Es werden noch andere Frauen gebracht, Brot und Wurst wird verteilt – wozu?

Das niedrige, primitive Tor geht auf, der traurige Zug setzt sich in Bewegung. Rechts neben dem Tor steht eine Frau in Militäruniform – es ist nicht die der SS – und sagt etwas zu den ersten Reihen. Sie wiederholt es mehrere Male, auch, als wir vorbeikommen: "Weint nicht, habt keine Angst, ihr fahrt nicht nach Auschwitz, ihr geht in eine andere Fabrik arbeiten!"

Nicht nach Auschwitz? Nicht nach Auschwitz? Kann man ihr glauben? Ja, fühle ich.

Wir kommen an der Revierbaracke vorbei. Ich schaue nach Puck aus, sie ist nicht zu sehen. An der Ecke der letzten Baracke steckt sie den Kopf heraus und drückt mir mit einer raschen Bewegung etwas in die Hand: fünf Tabletten Aspirin und fünf Tabletten Sevenaletta, in Papier eingewickelt.

---

Es ist Allerseelen, der 2. November. Die hundert ungarischen Frauen schleppen sich in Viererreihen auf der Landstraße dahin. In den hundert Gehirnen rumort die gleiche Frage: *Wohn - Wohin? - Wohin?*

Vor drei Wochen haben sie auf dieser Straße das Meer gesucht: *Vielleicht birgt es für uns Gutes, vielleicht bringt es irgendwie Hilfe, vielleicht spülen seine Wogen das Unglück hinweg ... Aber sie haben das Meer nicht gefunden. Was suchen sie jetzt auf dem Rückweg übe dieselbe Straße? Nichts mehr.*

Endlich taucht die Eisenbahnstation auf: bescheiden, beschaulich, sauber wie damals, als wir kamen. Unsere Herzen krampfen sich zusammen. Doch zurück nach Auschwitz?

Nach stundenlangem Warten: *Einsteigen!* Unmöglich – nicht in Viehwagen, sondern in Personenwagen dritter Klasse! Für alle hundert Frauen ein Wagen. Zwei SS-Männer steigen als Eskorte mit ein.

Wieder löst die Geborgenheit des Wagens, die für unbestimmte Zeit gewährte Ruhe die Spannung, wieder durchwärmt das enge Beisammensein die frierenden Körper, und wieder lebt in den Herzen und Hirnen der sehnsuchtsvolle Gedanke auf: *Wie gut wäre es, so zu bleiben, in diesem Wagen, hungrig, durstig, aber ohne unmittelbare Todesfurcht, immer weiter ins Ungewisse, ziellos – bis ...* Aber was sich hinter dem *bis* birgt, gelangt nicht mehr in bestimmter Vorstellung bis zu den Gehirnen, es stößt sich am Lebensinstinkt. Nur nicht nachdenken!

Keine rührt sich. Lautlose Stille, damit die erquickende Ungewißheit sich nicht verflüchtige.

Nach etwa vier Stunden Fahrt hält der Zug. Der Tag geht zur Neige. *Aussteigen!* Erleichtertes Seufzen. Nach so kurzer Fahrt können wir nicht in Auschwitz sein. In der Mitte des bescheidenen, blitzsauberen Stationsgebäudes hängt eine Tafel: MERZDORF.

*Abteilung marsch!* Auch hier klatscht der Kot unter den Füßen, und doch fällt das Gehen leichter. Frauen mit Kränzen in den Händen kommen an uns vorbei. Sie tragen Blumen auf die Gräber der Ihren. Sie weichen uns aus, so weit sie können.

Ein Fabrikschlot und riesige Gebäude werden sichtbar. Ein großes gußeisernes Tor geht auf und verschlingt den Trupp.

Wir betreten das Katzenkopfpflaster eines mächtigen Fabrikhofes. Wir sind also zum Arbeiten hergebracht worden. Das beruhigt.

"Halt! Zu vieren antreten!" Es werden fünfundzwanzig Reihen, wir sind also genau hundert.

Aus der Tür eines der Gebäude kommt eine Frau und stürzt auf uns los. Mit einem Ruck bleibt sie vor der Abteilung stehen, spreizt ihre in Schaftstiefeln steckenden Beine und stützt die Hände in die Uniform. Die stämmige, muskulöse SS-Frau in Offiziersuniform, in der Rechten die unvermeidliche Reitgerte, ist zweifellos die Kommandoführerin.

---

Sie brüllt uns wie von Sinnen an, dazwischen läßt sie ein wieherndes Lachen hören. "Die hat man uns zum Arbeiten geschickt, dieses lumpige Gelichter, dieses lausige Geschmeiß? Die soll man füttern? Wozu haben wir denn Auschwitz, wozu haben wir Gas, wo haben die Selektierer ihre Augen gehabt?!"

Sie hat sich so in Wut geredet, daß sie kein Ende findet, und sie schweigt erst, als einer der SS-Männer unserer Eskorte ihr etwas ins Ohr flüstert. Die Bestürzung über diesen Empfang fährt den Frauen derart in die Glieder, daß eine nach der anderen umkippt. Die noch stehen, wagen sich nicht zu rühren. Wer fällt, bleibt liegen.

Aus einer Tür tritt ein Mann und kommt auf uns zu. Er bleibt neben der SS-Frau stehen und glotzt uns an.

Es ist schwer, dieses Gesicht zu beschreiben. Die Bestie in Menschengestalt: schmaler Vogelkopf, abstehende Ohren, lange, spitze, hervorstehende Nase. Aus den Augen sprüht wilder Haß. Nen, dieser Mensch ist nicht von einer Mutter geboren, dieser Mensch hat nie geliebt, dieser Mensch kann nicht lachen. Den hat die Hölle ausgespien. Er trägt eine blusenartige blaue Jacke, die Mütze hat er tief in die Stirn gezogen. Darunter glotzen wäßrige, heimtückische Augen hervor. Es ist der fleischgewordene Haß. Dieser Mensch haßt mit den Augen, dem Mund, den Ohren, der Nase!

Es ist Willi Winkler, der Leiter der Weberei der Merzdorfer Textilfabrik, der Satan, der uns nachts in unsere Träume verfolgen, der uns die Arbeit durch ausgeklügelte Quälereien zur Hölle machen, der mir einen Backenzahn herausschlagen, uns bei zwanzig Grad Kälte in den Bach jagen, Frauen in den heißen Kessel stecken und in die laufende Maschine stoßen wird, der ... Aber ich will den Ereignissen nicht vorgreifen. Das alles wissen wir ja im Augenblick noch nicht, und es wäre uns auch unbegreiflich gewesen, daß man auch das lebend überstehen kann.

Stumm steht Willi Winkler da und glotzt uns an. Auf einmal steckt er zwei Finger in den Mund und pfeift. Einige Minuten später kommt ein dreizehn- oder vierzehnjähriger Junge auf uns zu. Mit gespreizten Beinen, die Hände in den Hosentaschen, baut er sich vor uns auf. Zwei Eier können einander nicht mehr gleichen als diese zwei Menschen: Willi Winkler und Paul, sein Sohn.

Wie er dasteht und uns anstarrt, beginnen seine Nüstern zu beben. Sein bloßer Atem ist Haß! Nein, dieser Junge hat nie Schmetterlinge gejagt, nie hat er seiner Mutter Blumen gebracht. Der hat nie geweint. Auf Befehl würde er auch seine Mutter töten. Wie diese beiden, so können nur besessene, kranke Seelen hassen.

Zwischen den Zähnen stößt Willi Winkler die Worte hervor: "Sag, was machen wir mit denen hier, diesem Gewürm? Mit denen sollen wir arbeiten?"

Paul Winklers Lippen zucken, er nimmt die Hände aus den Taschen, ballt sie zu Fäusten, seine Knie zittern. "Wenn ihr wollt, mache ich sie fertig!"

Er hätte es getan, der vierzehnjährige Paul Winkler.

So werden wir in Merzdorf empfangen.

---

Die Kommandoführerin winkt der Blockältesten, diese springt herbei und nimmt die Weisungen der SS-Frau entgegen. Die Deutschen ziehen ab, sichtlich angewidert. Die Blockälteste, die wir der Einfachheit halber die schöne Galatea nennen wollen, ist von mittlerer Statur und mollig. Den Kopf ziert ein turbanartiger Aufbau, unter dem eine blonde Strähne hervorsticht. Sie hat grüne Augen und schielt ein wenig – so kommt es mir wenigstens vor –, und wenn sie nach links schaut, sieht sie auch, was rechts vorgeht. Sie trägt einen grünen Mantel mit Kapuze, ihre Füße stecken in hohen, braunen Schnürschuhen. Sie hat eine gut geschulte Stimme, die bald knistert, bald knarrt und von tiefem Alt bis zur höchsten Koloratur zu steigen vermag. Ihre Zähne stehen weit vor, und wenn sie spricht, ist ihr Mund lauter Zähne und Speichel. Die Worte entrollen ihr wie Knödel, und es ist, als kämen sie nicht aus dem Mund, sondern auf einem Umweg aus der Nase. Auch sonst liebt sie, wie wir später erleben werden, Umwege. Auf Umwegen entledigt sie sich der Obliegenheiten ihrer heiklen Funktion, und das tut sie mit solcher Geschicklichkeit, daß sie um so schneller ans Ziel gelangt. Ein Talent, wie man es selten findet.

Sie spaziert die Front entlang und gibt uns zur Kenntnis, daß wir jetzt, gleich auf der Stelle, militärische Disziplin lernen würden. Es sei beschämend, wie wenig Ahnung wir davon hätten, und sie wäre am liebsten in die Erde versunken, als sie gesehen habe, daß wir noch nicht einmal das *Stillgestanden* begriffen hätten. Von wo zum Teufel habe man ihnen eine so unwissende, so blöde so verkommene Horde geschickt?

Sie hatte schon in Anwesenheit der Deutschen zu kommandieren begonnen, aber wir standen steif da, denn wir verstanden nicht ein Wort.

Wir bemühen uns, die auf der Erde liegenden Frauen hochzuziehen und dann so aufzustellen, daß sie auch stehend verharren können. Aber trotz bester Absichten haben wir nur halben Erfolg. Die Frauen stehen irgendwie, sind aber unfähig, sich auszurichten. Beim Marschieren verlieren sie dann endgültig jede Orientierung, und zwischendurch fällt die eine oder andere um. Galatea wird es zuviel, und sie befiehlt, *„die Schlappschwänze“* beiseite zu schaffen. Endlich ein gescheites Wort.

*Links – rechts, links – rechts, rechts um, links um, auf Vordermann gehen, Laufschrift, halt, rühren!* Sofort setzt sich alles auf die Erde. Dann geht es wieder von vorn los. Starr schaut sie auf unsere Füße. "Halt!" Sie kommt näher, den Blick noch immer auf unsere Füße geheftet, bleibt vor mir stehen, schaut auf meine Füße, die Augen auf die meiner Nachbarin gerichtet. "Was hast du da an deinem Fuß?"

"Einen Leinenfetzen."

"An einem den Schuh, am andern den Fetzen – was soll das?"

*Die neueste Mode*, möchte ich sie aufklären, sage aber: "Mein linker Fuß eitert, ich kann keinen Schuh anziehen."

"So, und du meinst, so kann man marschieren?"

*Ich glaube es mitnichten, keiner weiß besser als ich, daß es nicht geht. Aber wer will denn überhaupt marschieren?* antwortet es in mir. Laut sage ich: "Er wird ja einmal heilen."

---

Sie sieht mich an, das heißt, sie schaut auf die andere, sieht aber mich. "Mit soviel Verstand hättest du Bischof werden können. Stell dich heraus!"

Das zweite gescheite Wort. So werden wir schon miteinander auskommen, dachte ich, sie aber nicht. Sie hatte ein schielendes Auge auf mich geworfen und nahm es während der ganzen sieben Monate meines Verweilens in Merzdorf nicht wieder von mir. Einmal sollte ich Gelegenheit haben, den Spieß umzudrehen, doch sie wartete es nicht ab und machte sich im richtigen Vorgefühl dessen, was ihr blühte, vorzeitig aus dem Staub.

Ein Mann in Zivil kommt durch den Hof und gibt Galatea einen Befehl. Unsere Gruppe wird in zwei gleiche Teile geteilt. Die eine Hälfte wird in das große Fabrikgebäude geschickt, die andere, zu der ich gehöre, in ein kleines Gebäude dirigiert. Wir kommen in den Duschaum für die Arbeiter. Das warme Wasser erfrischt unsere Lebensgeister. Gleich schleicht sich wieder Optimismus in unsere Herzen. Dann marschieren auch wir zum Hauptgebäude. Wir werden in einen riesigen Saal im ersten Stock geführt. Es ist ein Schlafsaal. Eine Menge unbekannter Frauen überfällt uns. Aber es sind doch die Unseren! Alle tragen dicke weiße Arbeitsschürzen mit einem breiten Band um den Hals und einem Gürtel um die Hüften, auf den Köpfen im Nacken verknüpfte dreieckige Leinentücher. Es ist eine glänzende Bestätigung des Sprichworts *Kleider machen Leute*: Sie sind einfach nicht wiederzuerkennen. Aber sie sind es: Da ist Jung-Gréte, die ihre Mutter tröstet, Zsoli steht in charakteristischer Haltung mit verschränkten Armen da, Bedricska reibt sich die Augen, Mária summt eine für die Gelegenheit passende Melodie, Erzsi fragt: "Wo ist das Aas geblieben?" In Minuten sind auch wir mit Schürze und Kopftuch eingekleidet. Wir sind Frauen geworden. Den geschorenen Kopf bedeckt ein Tuch, und die Phantasie kann sich die schönste Frisur darunter hinzubern.

In der rückwärtigen Hälfte des Saales stehen zweistöckige Ein-Mann-Pritschen für genau hundert Personen, vorn sind Bänke und Tische, in einem Vorraum ist eine Waschgelegenheit mit fließendem Wasser und besonderen Duschen, weiter hinten eine Reihe abgeteilter Toiletten mit Wasserspülung. Das ganze Gebäude wird zentral geheizt. Herz, was wünschst du mehr? Márta und Erzsi haben bereits drei untere Pritschen beschlagnahmt. Bad Kudowa, du bist nie gewesen, und Dank dir, Ärztin von Kudowa, für deine Niedertracht!

Eine Gruppe Frauen geht Strohsäcke stopfen. Wir bekommen graue Decken und dicke weiße Laken. Es ist schwer, sehr schwer, sich in diesen Luxus hineinzufinden. Wenn wir nur endlich schlafen gehen könnten! Eine sympathische Frau mit offenem Blick kommt herein. Sie hat eine energische, aber menschliche Art zu reden und sagt, sie sei die Schreiberin. Jemand stellt sich uns vor! Die paar Worte genügen, daß wir sie ins Herz schließen. Wie leicht sind doch Menschen zu gewinnen. Eine menschliche Geste tut Wunder. Wir wagen mit ihr zu sprechen, stellen Fragen. In der Textilfabrik wird hauptsächlich Fallschirmseide erzeugt, daneben aber auch Leinen. Dreihundert

---

polnische Frauen arbeiten hier schon seit längerer Zeit, sie wohnen im Dachgeschoß. Es gibt auch eine kleinere Anzahl tschechische und holländische Frauen, die Schreiberin selbst ist Deutsche.

Wir steigen mit der Schreiberin in ein höheres Stockwerk, Dort verteilt sie an uns Pantoffeln von der Art, wie Schornsteinfeger sie tragen. Sie haben eine starre Holzsohle und dickes braunes Oberleder. Ich lasse mir ein Paar geben, erkläre aber der Schreiberin, daß ich die Pantoffeln vorläufig nicht gebrauchen könne. Schon klappert die Schar die Treppe hinunter. Die Frauen wissen die Dinger geschickt zu tragen, ich könnte keine fünf Schritte darin laufen – und will es gar nicht. Meine Schlapfen werden die nächsten sieben Monate unter meinem Strohsack ruhen, und ich werde den beschwerlichen Weg einer Transportarbeiterin in meinen Leinenschuhen Größe 44 bis zu Ende gehen.

*Antreten!* Die Tür geht auf, und herein rollt – sie bekommt auch sofort den Namen *Kugel* – eine Frau, so breit wie hoch, mit leerem Puppengesicht, wie man es manchmal an Firmenschildern von Friseuren sieht, und stellt sich neben die Schreiberin. Sie ist Häftling. Mit schlechter Aussprache verkündet sie auf deutsch: "Häftlinge, die sich krank oder schwach fühlen, sollen sich melden. Sie bekommen Schonung." Mehrere Frauen treten vor, ich unter ihnen, aber jemand reißt mich mit voller Kraft zurück. Ich murre, wehre mich, aber man läßt mich nicht los: "Mensch, du glaubst ihr? Das ist das gleiche Aas wie die anderen!" Es ist Erzsi. Ich liebe ihre gerade, saftige Art zu sprechen, und darum höre ich auch immer auf sie. Auch diesmal stellt sich alsbald heraus, daß sie recht gehabt hat.

Die Kugel schreibt sich die Namen der Frauen auf und führt sie nach ihrer Residenz, dem Häftlingsrevier. Am nächsten Morgen stehen sie beim Appell abseits. Dann ziehen sie, von zwei SS-Männern eskortiert, gegen den Haupteingang des Geländes ab. Wohin? Bestürzt folgen wir ihnen mit den Augen bis zur nächsten Wegbiegung. Erzsi blinzelt mir zu: *Sind sie nicht alle Äser?*

Abends bekommen wir runde, weiße Schüsseln und Eßlöffel, die genauso aussehen wie die Dinger, die wir in Bad Kudowa bekommen haben. Aber es ist doch alles anders. In Kudowa hatten wir Schüssel und Löffel erst *entdeckt*, hier nehmen wir sie einfach entgegen. Dann geht es in den zweiten Stock hinauf, wo wir das Abendessen bekommen. Bald erscheint Willi Winkler mit der ganzen Aufsehergarde und teilt die Schichten für die einzelnen Abteilungen der Fabrik ein. Zuerst wählt er zehn Frauen aus und läßt sie antreten. Unter ihnen bin ich – Galatea hat nämlich, während Winkler wählte, auf mich gezeigt. Daraus schließe ich, daß es eine *bevorzugte* Arbeitspartie sein muß. Ich habe richtig vermutet – ich bin Transportarbeiterin geworden. Márta kommt an den Webstuhl.

Zu Tode erschöpft werfen wir uns in der Hoffnung auf einen ausgiebigen Schlaf auf die Pritschen. Aber es soll bei der Hoffnung bleiben. Zu tausenden kriechen Wanzen aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Wir ziehen alles an, was wir besitzen. Umsonst! Man wird sich daran gewöhnen müssen. Ob man das kann? Das wird sich erweisen.

---

Es wird eine höllische Nacht. Viele Frauen sitzen auf dem Rand ihrer Pritsche. Wir entdecken, daß es auch die Nacht über heißes Wasser gibt. Die einen benutzen die Gelegenheit, irgendein Kleidungsstück zu waschen, andere setzen sich in das Becken, um ihren zerkratzten Körper zu spülen. Manche legen sich vorn auf den Fußboden, um so zu etwas Schlaf zu kommen. Als es dämmt, kommt die Schreiberin und teilt uns mit, daß wir uns in der Küche Kaffee holen können. Márta stürzt mit ihrer und meiner Schüssel hinaus und bringt glückstrahlend die Brühe, die zwar fast nur Wasser, aber immerhin schwarz und warm ist und morgens unsere einigermaßen akzeptable Nahrung bleiben soll. Von dem am Abend erhaltenen Brot ist nichts mehr vorhanden. Wir trinken den Kaffee, dann gehen wir auf den Hof hinunter.

Appell. Die ganze Garde marschiert auf, als letzte flitzt die SS-Frau herbei. Sie schnarrt nicht mehr so wie bei unserer Ankunft. Galatea baut sich vor ihr auf, um Meldung zu machen, sieht aber nicht sie, sondern den SS-Mann, der ihr ein Heft überreicht. Sie nimmt es, wirft einen Blick hinein und teilt die Gruppe in vier Partien ein. Wir zehn Transportarbeiterinnen sind die fünfte. Es folgt eine Stunde Zirkus, dann geht es an die Arbeit. Wir schließen uns den Webereiarbeiterinnen an und steigen die Treppen des Hauptgebäudes hinauf.

Wir gelangen in einen mächtigen, grüngekachelten Arbeitsraum voll Webmaschinen. Winkler kommt. Er kontrolliert den Personalstand, dann führt er die Weberinnen in den benachbarten Raum, wo Polinnen arbeiten. Er teilt jeder eine Neue zu, dann kommt er zurück und bedeutet uns, ihm zu folgen. Ich habe solche Angst vor ihm, daß ich mich ganz hinten einreihe. Er scheint meine Angst zu merken und winkt mir, nach vorn zu kommen. Wir gehen über den Hof zum Kesselhaus. Dort führt uns Winkler in eine Werkstatt. Auf der Erde liegen Bestandteile auseinandergenommener Maschinen.

"Du kannst deutsch", schreit er mich an. "Diese Dinger hier werdet ihr blank putzen, aber spiegelblank! Dort habt ihr einen Haufen Glaspapier. Du bist für alles verantwortlich", erklärt er und zeigt auf mich. Dann gibt er mir einen Stoß und bedeutet mir, ich solle eines der Stücke aufheben. Mit einem Blick, den ich deuten darf, wie ich will, macht er kehrt und geht.

"Habt ihr gehört?" frage ich. "Fangen wir an!"

"Kinder," ruft Ella, die alles von der leichteren Seite zu nehmen pflegt, "wenn wir weiter nichts zu machen haben, ist's halb so schlimm. Damit unterhalten wir uns, solange es uns paßt. Wer sich einen Bruch zuzieht, meldet sich bei der Kugel. Jetzt setzen wir uns einmal hin, es sieht uns keiner."

Ich mache sie mit Händen und Füßen aufmerksam, daß in der offenen Tür auf der Seite des Kesselhauses eine SS-Frau steht und uns beobachtet. Sie kommt auch schon näher und fragt in ungewohnt ruhigem Ton, was wir zu arbeiten hätten. Ich sage es ihr.



Sie zieht einen niedrigen Bock hervor, breitet ihren Radkragen<sup>46</sup> darüber und setzt sich: "Los, fangt an!"

Arbeit hat etwas an sich, das den Menschen zum Menschen macht. Wir gehen ernstlich ans Werk, stellen einige Böcke zusammen, auf die heben wir die langen, schweren Zylinder, dann machen wir uns mit Glaspapier darüber her. Die SS-Frau sieht uns beinahe begeistert zu und prüft mit zur Seite geneigtem Kopf, ob die eisernen Dinger auch schön glänzen. Sie gibt uns auch Weisungen. Wir fühlen uns durch ihre gutmütige Einmischung verpflichtet und tun unser Bestes. Ja, wir tun unser Bestes, aber es versuche einer, so etwas stundenlang zu machen! Wir kommen ins Schwitzen und ziehen die Mäntel aus, obwohl es draußen so kalt ist, daß unser Atem die Fenster der Werkstatt beschlägt. Immer mehr Frauen murren, sie müßten austreten. Ich melde es. Wir bekommen die Erlaubnis, jeweils zu zweien auf die Toilette unseres Zimmers hinaufzugehen. Die Frau ermahnt uns ruhig: "Bleibt nicht zu lange." Wunderbar: das bedeutet wenigstens eine Viertelstunde Verschnaufen. Ich gehe mit Zsoli. Als wir das Kesselhaus betreten, erblicken wir in einer Ecke zwei hockende Männer. Sie winken uns. Wir haben nicht den Mut hinzugehen. Da hebt der eine ein Stück Papier hoch. *Ah, ich wage es!* Ich werfe einen Blick durch die Tür zurück, ob die SS-Frau uns nicht beobachtet. Nein. Ich laufe zu den Männern hin. Der ältere reicht mir das Blatt und sagt mit unverkennbarem Wiener Akzent: "Steck es rasch weg, morgen sind wir wieder hier."

Es ist ein einzelnes Blatt aus einer Zeitung. Zitternd stecke ich es unter den Mantel. Zwanzig Tassen Mokka hätten mein Herz nicht so zum Schlagen gebracht wie dieses Blatt Papier. *Eine Zeitung – eine Zeitung!* Nach so langer Zeit Nachricht aus der Welt. *Und wir haben Verbündete, Menschen, die zu uns gehören!* Ich fühle meine Muskeln förmlich schwellen bei dem Gedanken, daß wir um zwei Männer stärker geworden sind – und wer weiß, vielleicht sind es auch mehr. Wer mögen sie sein? Mich interessiert nichts anderes mehr. Meine Phantasie hat Flügel bekommen, ich kann kaum den nächsten Tag abwarten.

Im ersten Stock stoßen wir mit der Kugel zusammen. "Habt ihr Durchfall, daß ihr soviel aufs Klo lauft?" stöhnt sie silbenweise hervor. "Ich kann euch Opium geben, damit ihr arbeiten könnt." <sup>47</sup>

"Hol dich die Pest", sagt Zsoli laut, aber natürlich auf Ungarisch. Ich gebe der Kugel überhaupt keine Antwort. Auf der Toilette hole ich das Zeitungsblatt hervor:

*"Einheiten der deutschen Wehrmacht haben an der ungarischen Grenze eine ganze sowjetische Armee in die Zange genommen ... – und englische Truppen an der belgisch-deutschen Grenze zum Rückzug gezwungen. – Heiliger Gott",* schrei ich auf. "Hörst du, Zsoli?!"

"Ich höre."

<sup>46</sup> Eventuell Übersetzungsfehler? Radmantel?

<sup>47</sup> Opium wirkt schmerzstillend, hungerhemmend, durchfalllindernd und beruhigend; früher wurde es mit dieser Zielsetzung medizinisch eingesetzt.

"Du, die sowjetische Front ist an der ungarischen Grenze! Hörst du?"

"Ich höre."

"Die Engländer stehen an der deutschen Grenze!"

"Ich höre."

"Du, wenn das wahr ist, werd ich verrückt. Aber warum soll es nicht wahr sein? Wenn es schon die deutschen Zeitungen schreiben! Du, was für Idioten sind wir, dann - "

"Mußt nicht gleich die Wand hochsteigen", winkt Zsoli ab. Aber ich kann nicht an mich halten und renne in die Werkstatt zurück. *Zu Ende die Finsternis, zu Ende unsere absolute Unwissenheit* ... Kaum kann ich die Mittagspause abwarten. Während des Essens schiebe ich das Zeitungsablatt Márta zu: "Sag's vorläufig keiner außer Erzsi, es könnte sich eine verplappern."

Nach einem endlos langen Appell sitzen wir wieder in dem warmen Saal. Meine Hände sind voller Blutblasen, ich bin unmenschlich erschöpft, aber ich habe etwas, worüber ich nachdenken kann, was alles leichter macht. Wäre uns nur die Hoffnungslosigkeit nicht so in Fleisch und Blut übergegangen! Wir sind nicht mehr fähig, das Gute ohne Vorbehalt in uns aufzunehmen, und jedem Auftrieb folgt allzu schnell der Zusammenbruch. Aber diesmal soll es nicht geschehen, trotz allem! Über mir hat Márta, meine Lagerschwester, ihre Pritsche. Wir beschließen, uns vorn auf den Fußboden zu legen - falls man uns läßt. Man läßt uns. Die Decken wagen wir nicht mitzunehmen, und so liegen wir auf dem geölten Fußboden neben der Heizung, unter einem Fenster. Wir schlafen wie erschlagen.

Bei Tagesanbruch weckt uns die Kugel in Begleitung mißbilligender Bemerkungen. Von nun an kommt sie jeden Morgen. Wenn sich eine krank meldet und sie es zustimmend zur Kenntnis nimmt, kann die Frau auf ihrer Pritsche bleiben (ungarische Kranke dürfen glücklicherweise nicht ins Revier gehen). Die als gesund befundenen aber schickt die Kugel auf Arbeit - und das tut sie immer mit dem größten Genuß. Im Waschraum herrscht ungeheures Gedränge. Márta mit ihrem minimalen Schlafbedürfnis weicht dem aus, indem sie sich schon gegen ein Uhr wäscht. Sie ist auch beim Kaffeeholen die erste, und so wartet auf mich beim Erwachen bereits der warme Kaffee und ein Stück vom Tag vorher übriggebliebenes Brot. Ich verleihe mir beides ein, und schon dröhnt das Signal zum Antreten.

Mich interessiert nichts außer den beiden Männern. Enttäuschung über Enttäuschung: fünf Tage lang bekommen wir sie nicht zu sehen. In diesen Tagen geschieht nichts Erwähnenswertes. Die Arbeit ist furchtbar ermüdend, die Kontrolle läßt nicht nach, wir sind keinen Augenblick ohne Aufsicht. Es gibt ein mageres Essen, die Wanzen vermehren sich, die Stimmung ist denkbar schlecht. Die Weberinnen arbeiten bereits selbständig an eigenen Maschinen in einem geheizten Raum, sie haben nicht zu klagen, sind aber wie wir alle höllisch hungrig.

---

Wir schaffen immer weniger, unsere Hände sind voller Wunden. Am sechsten Tag nimmt der Zwirnermeister vier Frauen aus unserer Gruppe heraus. Winkler kommt und blickt in die Runde. "Los, mir nach!" Er führt uns sechs im hinteren Trakt des Gebäudes eine schmale eiserne Treppe hinauf. Es geht um Ecken durch Türen und Tore, bis wir auf einem Dachboden landen. Aufgereiht liegen Motoren für Webmaschinen auf dem Fußboden.

"Die tragt ihr in die Werkstatt hinunter. Verstanden?"

"Jawohl!"

Damit rennt Winkler weg. Immer rennt er. Wir zählen: neun Motoren. Wir vermögen sie nicht von der Stelle zu bewegen. Was jetzt? "Nichts", erklärt Ella fröhlich. "Keine Aufsicht, wir setzen uns hin und pfeifen auf sie."

Schön, wir pfeifen, aber *sie?* – Doch auch sie pfeifen. Irgendwo wird tatsächlich gepfiffen. "Na, hab ich's nicht gesagt?"

Zsoli und Gréte stehen am Dachfenster und schauen hinaus. "Kinder, seht euch das an! Was für ein nettes kleines Dorf dieses Merzdorf ist! Rasch, kommt rasch, ein Zug fährt vorbei, ganz nah!" – Wirklich: Auf der Seite des Fabrikeingangs rast ein Eilzug so nahe vorbei, daß wir den Rauch spüren. In seinen Fenstern Menschen, reisende, freie Menschen.

"Auch auf dem Dach stehend, würde ich nach Hause fahren", seufzt Lenke.

"Und wie wär's sitzend?" läßt sich eine Baritonstimme vernehmen – auf ungarisch! Starr vor Überraschung stehen wir da. Es ist unser Freund! Am liebsten fielen wir ihm der Reihe nach um den Hals. Sein Gesicht ist von tiefen Furchen durchzogen, und auch seine Stirn liegt in Falten, daß man unwillkürlich an eine Harmonika denkt, aber aus den tiefliegenden schwarzen Augen blitzt jugendliches Feuer. Diese Augen leuchten wie Glut aus einem verbeulten Kanonenofen.

"Sie sind Ungar?" frage ich.

"Ich bin Burgenländer, lebe aber seit zwei Jahren in Wien."

"Vielen Dank für Ihr Geschenk. Wir haben ungeduldig auf Sie gewartet."

"Ich konnte nicht früher kommen."

"Ist wahr, was in der Zeitung steht?"

"Mehr als wahr! *Sie kommen*, Geduld!"

"Warum sind Sie hier?"

"Lassen wir das!" Er holt zwei Zwiebeln und fünf Würfel Zucker aus der Tasche und reicht sie mir. Zwiebeln ... heimatliche Düfte ...

"Augenblicklich habe ich nicht mehr. Später bringe ich noch welche. – Gehen wir jetzt zu den Motoren, Winkler hat mich geschickt, ich soll euch helfen." Das sagt er auf deutsch, denn eben kommt die deutsche Frau.

Bis zum Abend sind die neun Motoren unten in der Werkstatt. Wir bewegen sie mit Hilfe zweier Holzstützen von Stufe zu Stufe. Aber drei Treppen bestehen aus vielen Stufen. Am Abend sinke ich total erschöpft in Mártas Arme, und morgens kann ich mich

---

vor Muskelkater nicht rühren. Márta und Erzsí helfen mir in die Kleider. Zwei von unserer Partie melden sich krank und gehen nicht auf Arbeit.

Während des Appells ist es sehr kalt, ich ziehe den Kopf ein und versenke die Hände in die Manteltaschen. In der einen Tasche stoße ich auf einen sonderbaren Gegenstand. Ich wage nicht, ihn herauszunehmen. Nach dem Appell winkt die Blockälteste, wir vier sollen unten bleiben.

Winkler kommt mit vier Häftlingen herbeigerannt. "Mir nach!"

Hinter dem Kesselhaus steht ein mit Segeltuch verdeckter Lastwagen. Winkler zieht die Plane hinten hoch: "Aufsteigen!" Auch dazu braucht man Übung. Winkler geht es zu langsam. Gréte bekommt einen Tritt in den Hintern ab. Endlich sind wir oben. Winkler läßt die Plane herunter, dann fährt der Wagen ab, wir sehen nichts. Verstört sehen wir einander an. *Was soll das? Wohin bringt man uns? Trennt man uns von den andern, ohne daß wir ihnen haben Lebewohl sagen können?*

Der Wagen bremst, kommt zum Stehen. Winkler, der neben dem Fahrer gesessen hat, und die Aufseherin springen ab. "Herunter!"

Ein Schornstein, Ziegelfabrik.<sup>48</sup> Wir holen vier Schubkarren, es sind breite, schwere Dinger. Um die Öfen herum liegen Unmengen Ziegelbruch. Winkler bringt vier Schaufeln und zeigt uns, wie wir die Schubkarren vollzuschaukeln und wohin wir den Bruch zu schaffen haben. Er schaufelt in einem Tempo, daß uns schwindlig wird. Dann packt er die Holme des Karrens und schiebt los. Wir ihm nach. Der Weg führt neben dem Gleis einer Industriebahn entlang. Winkler rennt mit dem schweren Karren dahin, daß wir ihm kaum nachkommen. Außerhalb des Fabrikgebäudes ist ein ansehnlicher Teich. In den haben wir den Bruch zu kippen. Im Eilschritt geht es zurück.

"Na los!" brüllt Winkler. An jedem Handgriff, jeder Bewegung hat er etwas auszusetzen. Kein Wunder. Was ist von ausgehungerten, entkräfteten Frauen zu erwarten, die nie solche Arbeit gemacht haben? Dazu sind unsere Hände über und über wund. Irgendwie werden die Karren doch voll, aber wir können sie nicht richtig schieben. Sie kippen bald nach der einen, bald nach der anderen Seite – und, *puff!* – meiner kippt ganz um. Ich bücke mich, ihn aufzustellen. Winkler rast auf mich zu und tritt mir mit voller Wucht ins Gesicht. Es schmerzt entsetzlich, Blut strömt mir aus dem Mund, mit dem linken Auge sehe ich nicht, und mit der Zunge spüre ich, daß sich in meinem Mund etwas bewegt. Er hat mir einen Backenzahn ausgebrochen! Wie einer, der seine Sache gut gemacht hat, stürzt er davon.

Die Fabrik ist außer Betrieb, aber auf dem Hof wohnen Menschen. Die Aufseherin bringt mich zu einer der Familien, dort bekomme ich Wasser, um mir das Gesicht zu waschen und den Mund zu spülen. Mein linkes Auge ist völlig zugeschwollen. Ob ich wieder damit sehen werde? Wir gehen zurück, die Aufseherin erlaubt mir, mich zu setzen. Mittags geht es zu Fuß *nach Hause*, drei Kilometer weit.

---

<sup>48</sup> Notabene: Zu Beginn des Buches wird eine andere Ziegelfabrik erwähnt, in der die Autorin noch in Ungarn kurze Zeit ghettoisiert war.

---

Zur Essensausgabe stelle ich mich nicht an. Erzsi gibt mir einen kalten Umschlag auf das Auge, nimmt den Zahn, der nur mehr an einem Faden hängt, mit der Hand heraus und läßt mich krankschreiben. Die andern gehen zur Arbeit zurück, ich bleibe in der Unterkunft. Mir ist sehr kalt, jemand deckt den Mantel über mich. Mir fällt der Gegenstand in meiner Tasche ein, ich hole ihn hervor ... Es ist eine kleine Schachtel, darin ein zusammengefaltetes Taschentuch. Da darf ich also auch weinen? Ich entfalte das Taschentuch, ein Zettel fällt heraus: – *Seid stark, es ist nur mehr eine Frage von Wochen!*

Was, eine Frage von Wochen? Ich weine nicht, ich lache Tränen in mein Taschentuch und drücke die Siegesfahne an mein geschwollenes Gesicht. Alle Schmerzen sind wie weggblasen.

Dank Pucks Sevenaletta spüre ich in der Nacht nicht einmal die Wanzen. Morgens kommt die Kugel, den Mantel eng geschlossen, die fleischigen Hände – die sie sonst hält wie ein Hund seine Pfoten, wenn er aufwartet – diesmal in den Ärmeln wie in einem Muff, und geht stracks auf mich zu. Ich stelle mich schlafend. Eine dünne Stimme kriecht mir förmlich ins Ohr: "Hallo Sie, – hallo!" Ich reagiere nicht. Sie berührt meine Schulter: "Hallo Sie, glauben Sie, ich kann mich mit einer Person stundenlang abgeben?" piepst sie gedehnt. Die Worte tropfen ihr aus dem Mund wie Wasser aus einem schlecht schließenden Hahn. Erzsi kann nicht länger an sich halten: "Was wollen Sie von ihr? Eines ihrer Augen ist ganz geschwollen, und ihre Hände sind voll Blutblasen!"

"Die Frage ist, ob sie Fieber hat."

"Da gibt's nichts zu fragen," erklärt Erzsi nervös, "in diesem Zustand kann man nicht arbeiten. Haben etwa im Revier alle Fieber?"

Es ist leichtfertig, diese Frage zu stellen, weil sie damit den Nagel auf den Kopf getroffen hat, und wir haben auch alle dafür zu büßen. Ich kann nicht länger schweigen, hebe den Kopf und halte der Kugel mein geschwollenes Gesicht hin: "Bitte, wenn Sie es wünschen, gehe ich arbeiten!" – Sie fährt überrascht zurück. Meine ganze linke Gesichtshälfte ist grün und blau.

"Auch einen Zahn hat man ihr herausgeschlagen", nimmt Erzsi von neuem das Wort.

Die Kugel starrt mich eine Weile an, dann fragt sie mit dem dümmsten Gesicht von der Welt: "Und wie viele sind ihr geblieben?"

Die Frauen, die es hören, brechen in ein Gelächter aus, das ihr noch lange in den Ohren klingen mag. "Verrat ihr also, wie viele dir geblieben sind. Möchte hören, was die Kuh dazu zu sagen hat", ruft Zsoli atemlos vor Lachen – natürlich auf ungarisch.

"Achtundzwanzig", zeigt Mária und bittet Tante Schwarz, die Deutsch kann, die Kugel zu fragen, ob man mit achtundzwanzig Zähnen arbeiten könne. Aber die Kugel ist schon weitergerollt, leider verschwindet sie nicht *spurlos*.

Ich bleibe jedenfalls im Krankenstand, und so lerne ich den Tagbetrieb unserer Unterkunft kennen. So sehe ich, was die Kugel nicht bemerkt, daß nämlich ihre Leute

---

pausenlos zu unserem WC pilgern oder auch stundenlang auf unseren Bänken sitzen. Sie tun recht daran, aber ihnen gibt sie kein Opium, wie sie es uns angeboten hat.

Aus dem Transportkommando sind wir zu dritt krank. Besucher stellen sich ein, ich bekomme sogar Geschenke. Immer wieder setzt mich die Findigkeit der Frauen in Staunen. Gréte bringt aus der Spulerei fünf Stahlspeichen, sie hat sogar die Spitzen einigermaßen poliert. "Stricknadeln!" ruft sie mit strahlenden Augen. Manci erscheint mit einer Spule Garn. Sie arbeitet in der Zwirnerlei: "Da, strick dir Strümpfe!"

"Kinder, das wird nicht gut ausgehn!"

"Keine Sorge, wir haben es bei den Polinnen gesehen!"

Es geht wirklich nicht gut aus, aber wie viele Paar Strümpfe werden zuvor gestrickt! Ich verstecke den Schatz in meinem Strohsack, wobei ich nicht die geringsten Gewissensbisse empfinde.

Während der Mittagspause erfahre ich von den Transportarbeiterinnen, daß sie in einem Lastwagen Müll nah der Gemarkung brachten und daß unser Wiener Freund mich gesucht hat. "Wo ist die mit den Kugelaugen?" habe er sich ausgedrückt. Nichts hätte mich im Augenblick mehr gefreut als diese Formulierung. Sie weckt alte Erinnerungen – *hei*, wie habe ich mich wegen dieses Wortes einmal geärgert! Wenn mein jüngerer Bruder mich necken wollte und nichts anderes mehr verding, weder *Idiot* noch *Kalb* noch *Pipimädchen* noch *X-Bein* – in dieser Reihenfolge steigerte er seine Beschimpfungen –, dann schoß er die große Kanone ab: "*Du Kullerauge!*" Befriedigte ihn die Wirkung nicht, so fügte er hinzu: "*Wenn du gegen die Wand rennst, stößt du zuerst mit den Augen an!*" Damit hat er immer einen Volltreffer erzielt. Und jetzt, in Merzdorf, muß ich erfahren, daß etwas dran ist – in dem Augenblick, in dem die eine *Kuller* außer Betrieb gesetzt ist.

Es kommt Ella, das betriebsamste Mitglied der Transporter. "Kannst du noch kauen?" fragt sie mit unbewegtem Gesicht, das sie bei jeder Gelegenheit aufzusetzen vermag, ob es sich um etwas Gutes oder Schlechtes, etwas zum Lachen oder zum Weinen handelt.

"Kaum", stöhne ich hervor. Wegen der halben Semmel, die an meiner linken Gesichtshälfte schwillt, geht das Tor nur schwer auf.

"Tut nichts, wir werden dir das Ding vorkauen", sagt sie, zieht unter dem Mantel eine riesige Futterrübe hervor und legt sie mir auf den Bauch: "Los!"

Und ob ich sie kauen kann! Wir sind unser fünf in dem Saal. Márta und Mária können erst nach der Arbeit kommen. Wir zerschneiden die Delikatesse mit einem wunderevollen silbernen Messer in sieben Teile. Meine Portion wird ganz zerkleinert, und zehn Minuten später schwirrt Ella davon.

Auf einmal geht die Tür auf, und – ich traue meinen Augen nicht – er erscheinen vier polnische Mädchen mit einem Sarg aus ungehobelten Brettern. Sie stellen ihn neben der Tür auf den Fußboden. Ein ungewohnter Anblick, ein unerwartetes Ereignis. Als ob unbekannte Hände einen mächtigen Hebel unter mich, unter unser ganzes

---

Merzdorfer Leben schoben und es auf den Kopf stellten oder wenigstens von seinem Platz rückten! – *Jemand ist gestorben! Gestorben nach der Art sterblicher Menschen: krank gewesen, gestorben, wird in einen Sarg gelegt und beerdigt.* Das ist kein Auschwitzer Tod, das ist wirklicher. Aber gerade jetzt? Es dauert doch *nur mehr einige Wochen.* Man wartet schon auf sie, irgendwo ist sicher jemand, der wartet ... Ist es sicher, daß jemand auf sie wartet?

"Tretet leise auf. Der Sarg ist noch leer, aber er ist für jemanden bestimmt." – Bald versenkt man, versenken wir den Sarg in deutsche Erde. Sie lebte zweiundzwanzig Jahre. Sie zählte siebzehn, als sie Häftling wurde! Sie war Pianistin. Mit ihren siebzehn Jahren hat sie von Chopin geträumt, dem Polen. Vielleicht hat sie gerade eine Mazurka Chopins gespielt, als Hitler Polen in Schmerz und Trauer stürzte. Und von wo, von wem wurde sie weggerissen?

Essensausgabe. Hals über Kopf strömen die Ungarinnen und die Polinnen herein. Sie haben nicht die Zeit, in den dritten Stock hinaufzusteigen. Der Raum ist voll. Einige setzen sich zum Essen auf den Sarg. So ist das Leben des Häftlings! Oder ist nur der Häftling so? Oder nur das Leben?

Der Sarg steht auch am nächsten Tag noch da. Die Kugel kommt herein. Ich melde mich zur Arbeit.

Es heißt, wer sich vor dem Anblick eines Kranken oder eines Toten oder vor dem Anblick von Blut fürchtet, der habe Angst um sich. Der Tod der jungen Polin hat mich so erregt, daß ich nur an sie denken kann.

Wir arbeiten wieder an der Ziegelfabrik und befördern Bruch in den Teich.

Ein Lastwagen bremst vor dem Fabrikgebäude. Wir stellen uns in einer Kette auf. Der hintere Teil des Wagens wird durch Bretter mit dem Fenster verbunden. Aus dem Wagen kommen lange, zylinderförmige Pakete zum Vorschein. Wir reichen sie von Hand zu Hand weiter, am Ende der Kette werden sie zu Pyramden aufgeschichtet. Das Auto fährt weg, wir stellen uns auf die nach dem Obergeschoß führende Treppe und werfen die Pakete hinauf.

Ich stehe ganz oben neben dem Fenster des Fabrikdachs. Wieder fährt ein Lastwagen in den Hof ein. Ein Junge kriecht unter der Plane hervor und steigt aus. Er trägt den gestreiften Häftlingsanzug. Zwei weitere Jungen folgen ihm.

Unaussprechliche Erregung bemächtigt sich meiner.

"Jüdische Häftlinge sind auf dem Hof! – Weitersagen!" Sofort kommt die Arbeit zum Stillstand. Die Aufseherin ist nicht zu sehen. Ich rufe aus dem Fenster hinunter. Die Jungen hören es, aber einer legt den Finger warnend an den Mund. Zwei SS-Männer springen vom Wagen. Sie suchen die Aufseherin. Wir zeigen auf das Haus, dort könnte sie sein. Die Männer verschwinden. Wir stehen bereits alle am Fenster im Erdgeschoß, die drei Jungen gehen vorsichtig nach der Rückseite des Gebäudes. Wir tun drinnen das gleiche.

---

Sechzehn-, siebzehnjährige Burschen, Ungarn! Sie machen die dünnen Jacken auf, darunter sind sie nackt. Ihre Augen sind eingefallen, glanzlos, stumpf. Die Haut auf ihren Rippen ist wie Pergament. Sie bitten um einen Bissen Brot. Sie kómen aus Groß-Rosen, Ware holen, Garn *retten*. Nur sie rettet keiner. Dem einen blutet das Bein. Einer der SS-Mánnner hat, als sie unterwegs Schnee schippten, mit der Schaufel hineingehackt. Sie sind zu fünft, zwei sind im Wagen geblieben. Sie möchten Brot haben, und wir können ihnen nichts geben, keine hat eine Krume in der Tasche.

Nein, ich kann nicht länger Vogel Strauß spielen! Nicht an SIE denken, damit man es aushált? Wie soll ich jetzt nicht an IHN denken! Und wenn ich darüber sterbe. Da stehen diese zu Skeletten abgemagerten, um Brot bettelnden, nackten, vor Kálte zitternden kleinen Jungen, die man aus der Schulbank, aus den liebkosenden Armen der Mutter gerissen hat, Jungen, die mit dem ersten sprießenden Flaum über dem Mund erst an der Schwelle des geheimnisvollen Mannesalters stehen. Nein, unmöglich, nicht an IHN zu denken: *blutiges Bein, Schaufel, Gewehrkolben, Pistole, Luftangriff, brennende Baracken, Krankheit, Typhus, Ruhr, Hunger, Hunger ... flehende Augen. Nein, nein, nein!* Mir wird schwer ums Herz.

"Was ist mit Ihnen, Tante Kató? Kommen Sie, lassen Sie sich dort im Haus ein Glas Wasser geben!" Es ist Gréti. Sie legt mir den Arm um den Hals, und wir setzen uns auf einen Haufen Bruch.

"Mein Sohn – "

"Nicht doch, Tante Kató!" weist sie mich liebevoll, mit warmer Stimme zurecht. "Sehen Sie mich an, bin ich nicht auch hier? Und bin ich nicht auch erst sechzehn Jahre alt?"

"Das ist etwas anderes, du hast deine Mutter bei dir", sage ich, atme aber gierig ihre tröstenden Worte ein wie ein nach Luft hungriger Mensch den Sauerstoff. Natürlich, immerhin: ER war ja gesund, gut genährt. Zugleich aber weiß ich, daß das nichts zu sagen hat. Doch ich will es glauben, nur so ertrage ich es.

"Bleiben wir noch eine Weile, ruhen Sie sich aus, die Frau ist nicht da", bittet Gréti mich sanft und legt den Kopf auf meine Schulter.

Wie gut das tut, wie gut. "Danke ..."

Das Rattern eines Autos läßt mich auffahren. "Gehen wir." – Das Auto kurvt aus dem Tor hinaus. Ich fasse mich und schicke den Jungen noch einen Seufzer nach.

Recht hat Márta, die sich ganz der Arbeit hingibt, denn dabei denkt sie an nichts. Aber ist solche harte Arbeit für uns auf die Dauer zu ertragen? Wer weiß, wie lange noch? Wir sind seit drei Wochen hier, und die Zahl der Kranken steigt ständig. Zuviel Arbeit bei dieser Ernährung. Wir, die Transporter, verbringen zwölf Stunden im Freien, und wie kalt es schon ist!

Es ist bald zwölf Uhr, denn die deutsche Frau pfeift zum Antreten. Wir machen den Weg hin und zurück jetzt zu Fuß. Die Zeit zum Einrücken ist so kurz bemessen, daß wir die drei Kilometer zur Weberei im Schnellschritt, beinahe rennend, zurücklegen müssen. Als wir vor der Küche ankommen, hängen uns die Zungen heraus. Wir würden



---

auf das Spülwasser verzichten und uns lieber auf die Treppe setzen. Wir gehen die Schüsseln holen, die oben auf unseren Pritschen bereitstehen, und stellen uns vor der Küche an. Dann geht es wieder hinunter und noch einmal hinauf. Hastig schlingen wir das Essen herunter ... und schon ertönt das Signal zum Antreten. Im Schnellschritt geht es zurück zur Arbeit. Viermal am Tag laufen wir die drei Kilometer hin und zurück.

Fünf Frauen des Transportkommandos liegen mit hohem Fieber: Erkältung.

Am Abend werden wir mit der Neuigkeit empfangen, daß wir Arbeitshosen, Handschuhe und Schuhe bekommen. Tatsächlich bestellt uns die Schreiberin zu sich hinauf. Wir bekommen Hosen aus dickem Leinen, oben und unten mit Gummizug, vorn mit einer großen Tasche. Dazu gibt es Fäustlinge aus dem gleichen Material. Schließlich probieren wir die Stiefel an: starre Holzsohlen, das Oberteil aus weißer Leinwand, mit Leder eingefast, und zwei Schnallen an der Seite. Es gibt nur die Größen 42 bis 44. Obwohl ich eigentlich die 37 habe, muß ich Größe 44 nehmen, denn mein linker Fuß ist noch immer mit dem alten Streifen Stoff verbunden. Ich schneide die Hälfte ab und umwickle mir damit den rechten Fuß. Meinen Füßen tut die warme Füllung wohl, aber wie schwer geht es sich auf Holzsohlen! Die Treppe hinunter müssen wir uns mit beiden Händen am Geländer festhalten. Tut nichts! Wind und Kälte werden nicht mehr die Haut an unseren Beinen wundscheuern. Wir müssen nicht mehr andauernd die Füße hochreißen, als ob wir auf glühenden Kohlen gingen, und unsere Hände werden nicht mehr am Schaufelstiel steif werden.

Am nächsten Morgen geht es unter Winklers Führung zum Packraum. Dort steigen wir, Winkler immer voranstürmend, einen Stock höher. Von da rasen wir über eine ins Freie führende Brücke zum Gleis der Werkbahn, das genau ein Stockwerk höher liegt als der Fabrikhof. Dann weiter um eine Biegung, und wir sind vor dem Bahnhof. Auf einem der äußersten Gleise steht ein großer Waggon Kohle. Fünf Frauen werden an die eine, sechs an die andere Seite des Wagens gestellt.

"Anschieben!" brüllt Winkler. *Wie? Was?* – Wir fassen zu und setzen alle unsere Kräfte ein. Vergebliches Beginnen, und unzurechnungsfähig ist, wer ernstlich glaubt, wir könnten den Waggon ins Rollen bringen. Winkler springt zu einer der Frauen hin: "So müßt ihr anschieben, – glaubt ihr, das ist ein Puppenwagen, verdammt!" Er drückt die Schulter der Frau mit all seiner Kraft gegen den Wagen. Auch auf der anderen Seite *zeigt* er es. Der Wagen rührt sich nicht. Winkler brüllt, er schäumt, gerät ganz außer Rand und Band, drückt eine Frau nach der andern gegen den Wagen. Wir rackern uns schon seit einer Stunde ab, da kommt der Zwirnermeister. Er flüstert dem Tobsüchtigen etwas zu, dieser stürzt davon, der Zwirnermeister bleibt. Nach einer Weile kommt ein Traktor, er wird vor den Wagen gespannt, fährt an. Jetzt legen wir uns ins Zeug, der Meister hilft uns. Wir haben furchtbare Angst, der Wagen könnte steckenbleiben. "Schieben! Schieben!" schreie ich.

---

Endlich sind wir am Ziel, unter uns der Fabrikhof, auf dem steilen Abhang die Kohlenrutsche. Wenn nur das Vieh nicht käme! Eitle Hoffnung. Winkler stürzt herbei, macht die Tür eines Schuppens auf, von dort holen wir uns Schaufeln. Die Hälfte – ich bin darunter – wird auf den Waggon befohlen. Die Oberfläche der hoch aufgehäuften Kohle ist von dem daran angefrorenen Schnee glitschig. Was jetzt? Ratlos stehen wir da. Er aber rollt die Augen und schreit: "Na, verflucht, wird's? Wartet nicht, daß ich raufkomme!"

Irgendwie gerät die Kohle in Bewegung. Sie kollert und kollert neben den Waggon hin, immer schneller, so daß die Frauen unten mit dem Weiterschaufeln auf die Rutsche nicht nachkommen. Die Bestie wird vollends toll und stößt die Frauen samt ihren Schaufeln den Hang hinunter. Zwei rappeln sich wieder auf, die anderen bleiben bewegungslos liegen. Umsonst schreit und kommandiert er, keine rührt sich. Er rutscht zu ihnen hinunter, befiehlt uns alle zu sich. Mit unserer Hilfe kommen die Frauen hoch, sie halten sich an den Stielen unserer Schaufeln fest, und so ziehen und schieben wir die Ärmsten hinauf. Was wird jetzt? Uns strömt der Schweiß aus allen Poren. Die drei Verletzten gleiten neben dem Waggon zur Erde.

Irgendwie kommt immer Hilfe, und immer läßt sie sich Zeit bis zur letzten Minute. (Und wieviel erträgt der Mensch noch über *die letzte Minute* hinaus.) In dem Augenblick, da die drei sich auf die Erde gleiten lassen, erscheint eine SS-Aufseherin, worauf der Tobsüchtige davonrast.<sup>49</sup> Wir bringen die Verletzten in den Schuppen. Ein Sturm macht sich auf und heult und pfeift oben über den Kohlenberg. Wieder kommt uns das Schicksal zu Hilfe: Die Aufseherin geht in den Schuppen. Wir kriechen alle unter den Wagen.

Da kommt Winkler zurück: "Alle auf die Plätze!" Aus dem Schuppen kommen die drei Verletzten und die SS-Frau. "Solange ihr nicht fertig seid, gibt's nichts zu fressen!" brüllt Winkler.

*Oh, Herr des Himmels! Warum duldest du das?*

Es mag gegen zwölf Uhr sein, als die SS-Frau uns gestattet, zu je zweien für zehn Minuten ins Kesselhaus hinunterzugehen, um uns ein wenig aufzuwärmen. Ich bitte das erste Paar, auch an die anderen zu denken und pünktlich nach Ablauf der zehn Minuten zurückzukommen. Es wird eine halbe Stunde – aber ich wundere mich nicht. Als letzte gehen Gréti und ich. Im selben Maße, in dem die Kohle weniger wird, gestaltet sich unsere Arbeit etwas leichter. Wir haben festeren Boden unter den Füßen und sind, da wir tiefer stehen, besser gegen den Wind geschützt.

Als wir um sechs Uhr unsere Unterkunft betreten, wartet Márta mit Erzsi an der Tür auf uns. Ich stürze mich in Mártas Arme, die beiden führen mich an meine Pritsche und helfen mir aus den Kleidern. Ich fühle weder Hunger noch Durst und falle in einen ohnmachtähnlichen Schlaf.

---

<sup>49</sup> Vermutlich war es ADHS-symptomatik.

---

Vergebens versucht man, mich zum Abendappell zu wecken. Es gibt, wie man mir später erzählt, aus diesem Anlaß eine Diskussion zwischen der Kugel und Erzsi, und Galatea selbst hält Lokaltermin. Dabei wird festgestellt, ich sei eine Simulantin, sicherlich meldet man mich auch an höherer Stelle.

Was wird morgen früh sein? Wieviele vom Transportkommando werden imstande sein, aufzustehen? – Alle stehen auf, denn zur morgendlichen *Bettensuite* erscheint die Kugel in Begleitung der Kommandoführerin.

Wir rücken zu unserem Arbeitsplatz aus. Wir schaufeln Kohle auf einen Anhänger mit Gummirädern, schieben den Wagen zum Lagergebäude am Ende des rechteckigen Fabrikhofes und schütten die Kohle, auf dem Wagen stehend, durch eines der hohen Fenster hinein. Am Abend fährt der Wagen bei der letzten Runde auf einen Stein. Dabei schlägt die Stange, mit deren Hilfe zwei Frauen den Wagen lenken, der einen mit solcher Wucht gegen den Kopf, daß sie hinfällt und bewegungslos liegenbleibt. Wir tragen sie hinauf. Die Kugel diagnostiziert: "Simulantin!" Da übergibt sich die Simulantin auf die Kugel, die jetzt unwillig und wütend ihre Meinung ändert: "Dann *vielleicht* Gehirnerschütterung!" – Schlußfolgerung: Das Transportkommando bekommt kein Abendessen. Begründung: Unsachgemäße Arbeit.

Unsachgemäße Arbeit?

Wo aber steckt unser Freund, dessen Namen ich nicht einmal kenne? Wird er uns sagen, wie viele noch von den *paar Wochen* übrig sind?

Es folgen sehr kalte Tage. Auf dem Dachboden der Ziegelfabrik, wohin wir Ware zu schaffen haben, sind wir eisiger Zugluft ausgesetzt. Die Aufseherin zeigt sich selten, sie zieht den Aufenthalt in einer der Wohnungen vor. So können wir gelegentlich verschlafen. An einem Tag tragen wir die Ware, siebzig bis achtzig Zentimeter lange und fünfundzwanzig bis dreißig Zentimeter dicke Papierrollen, hinaus. Am nächsten Tag verstauen wir sie oben in der Trockenanlage. Es sind ruhigere Tage, denn Winkler zeigt sich nicht. Viele Rollen reißen auf. Wir verstecken das Papier unter den Mänteln. So kommen auch die anderen zu etwas Papier für die Toilette und andere Zwecke. Die zerfallenen Spulen stopfen wir hinten in die Trockenfächer: Vielleicht sind wir nicht mehr hier, wenn man sie findet. – Aber leider entdeckt man alles viel früher, als wir ahnen können.

Ein Personenauto kommt in den Hof gefahren. Wir spähen durch das Dachfenster. Ein hochgewachsener, eleganter Mann in Pelz und Fellmütze steigt aus. Winkler und die Aufseherin begleiten ihn. Wir sehen einander an und fühlen es bis in die Knochen, daß dieser Besuch nichts Gutes bedeutet. In toller Hast arbeiten wir, wir sind stark im Rückstand. Wir hören sie kommen – als hörten wir das Sausen der Sense des Todes.

Sie treten ein. Auf der Erde liegen aufgerissene Rollen. Der Mann sieht Winkler ins Gesicht, Winkler sieht uns an. Sieht? In diesem Zustand sieht er nicht mehr. Am Handgelenk des fremden Mannes sehe ich eine goldene Uhr; er strömt ein betäubend intensives Parfüm aus. Er ist von Kopf bis Fuß tiptopp. Ich sehe förmlich, wie ihn der

---

Dampf des nach Fichtennadeln duftenden Wassers einhüllt, und während er sich der Liebkosung des warmen Wassers hingibt, rechnet er sich aus, um wieviel größer sein Proft sein wird, wenn er deportierte Juden für sich arbeiten läßt.

Der Mann fährt uns an: "Lauter zerrissene Rollen? So geben Sie acht, so arbeiten Sie?"

Er kommt nicht näher – er fürchtet sich vor den Aussätzigen –, sondern gibt Winkler Weisung: "Anfangen!" Stumm beobachtet er uns. Ausladen, in Kette hinunter! Ein Lastauto rattert.

Wie wir die Rollen hinaufgetragen und eingeladen haben, so geht es zurück. Wenn die Zeit nur jetzt stillstände, wenn nur etwas geschähe! Wir nähern uns dem Ende des ersten Fachs. Dort hinten sind die zerfallenen Spulen!

Winkler hat dem Mann natürlich nicht gesagt, daß wir die Rollen viermal hinauf- und herunterwerfen mußten, daß wir vier bis fünf Meter, und wenn wir weniger sind, auch sechs Meter voneinander entfernt standen und daß er auch in der Textilfabrik beim Aufladen ein rasendes Tempo diktiert, bei dem man kaum eine Sekunde Zeit für das Weiterreichen einer Rolle hat. Nein, das nicht, sondern er schreit, er habe "Auschuß" bekommen, den man selbst aus Kudowa weggejagt habe: "Das sind keine Menschen, das habe ich auf den ersten Blick gesehen!"

Der fremde Mann brüllt: "Zurück mit ihnen!" und rast davon, Winkler ihm nach. Nur die Frau rührt sich nicht.

Bis zum Abend laden wir fünf Lastautos voll. Eine Mittagspause gibt es nicht, wir gehen erst abends in unser Quartier zurück.

Am Fabriktor stehen vier SS-Männer mit einem Maschinengewehr. "Sie erschießen uns!" schluchzt Tante Schwarz.

Aus der Mühle kommt Kató herbeigerannt: "Was ist passiert?" – Nachmittags sind alle ungarischen Kranken auf Arbeit gegangen.

Aus dem Kesselhaus kommt eine SS-Frau zu unserer Aufseherin gelaufen. Sie flüstern miteinander. Eine Frau will das Wort *Auschwitz* gehört haben.

Auf der Treppe empfangen uns Márta, Erzsi und andere mit der Nachricht, die ganze ungarische Kolonie werde nach Auschwitz zurückgeschickt. Die Kugel habe es gesagt, die Kugel wisse alles. "Aber was war denn bei euch los, um Gottes Willen?" fragen sie. Wir erzählen es ihnen. Im Saal geht es zu wie in einem aufgescheuchten Bienenstock. Die Nerven sind zum Reißen gespannt. Es kommt zu Tötlichkeiten.

"Wir gehen nicht nach Auschwitz!" – "Springen wir aus dem Fenster!"

Wir haben eine Hausnärin, die wir Medea nennen. Sie steigt auf den Tisch und ruft: "Nur eine Scheibe Brot für diese Rasierklinge! Sie ist scharf, nicht rostig: keine Blutvergiftung!"

Ich ziehe sie herunter und steige selbst hinauf. Ich flehe die Frauen an, ich beschwöre sie, Ruhe zu halten und sich zu beherrschen, sich nicht selber ins Unglück zu stürzen. Umsonst! Aber es muß etwas geschehen! Einen Menschen gibt es, auf den

---

sie hören: die Schreiberin. Ich renne in die Küche hinauf; dort ist sie nicht. (Aber die vier SS-Frauen sind dort.) Ich laufe zum Dachgeschoß, wo die Polinnen wohnen. Auch dort finde ich sie nicht. Dafür stoße ich mit der Kugel zusammen.

"Haben Sie die Schreiberin nicht gesehen?"

"Sie wurde ins Büro befohlen."

Das Büro ist in einem alleinstehenden Gebäude untergebracht. Ich wage nicht, über den Hof zu gehen, verstecke mich unter der Treppe und spähe durch die offene Tür hinaus. Sie muß ja bald kommen. Ich bin so erschöpft, daß ich mich aus Angst, ich könnte einschlafen, nicht zu setzen getraue. Auf einmal geht die Tür des Wiegeschuppens auf, und wer tritt heraus? Mein Österreicher! Ich springe zur Tür, er erblickt mich und kommt näher.

"Geben Sie acht, man wird Sie sehen! Leben Sie wohl, morgen bringt man uns nach Auschwitz zurück", sage ich und reiche ihm die Hand.

"Wohin?" Er lacht. Jede der vielen Furchen in seinem Gesicht lacht extra. Und seine schwarzen Augen glühen nicht, sondern lodern. *"Der Weg nach Auschwitz ist nicht mehr frei!"*

"Ist das sicher – ?"

"Sicher wie der Tod."

"Dann erschießt man uns!"

"Niemals!"

Ich weiß nicht, wie ich in unser Quartier hinaufgekommen bin, ich weiß nur, daß ich mich vor Aufregung übergeben habe. Ich springe auf eine Bank: "Ruhe! Ruhe! – Niemand wird nach Auschwitz gebracht! Wenn es nicht wahr ist, könnt ihr mich totschiessen!"

Mehr sage ich niemandem, auch meinen engsten Vertrauten nicht.

Wir bekommen kein Mittag- und kein Abendessen; der Appell dauert zwei Stunden. Auch gut! Sie toben. Mögen sie nur toben! Bald wird es soweit sein, daß wir ihnen unsere Plätze übergeben. Wir sind schlechte Facharbeiter, aber zuvorkommende Menschen!

Nach Fichtennadeln duftendes Wasser, von Dampf umschmeichelt, goldene Armbanduhr, Profit, Profit – war es schön? Nazistische Unersättlichkeit! Ich möchte es laut hinausschreien in Hitlers Reich: *Es gibt keinen Weg mehr nach Auschwitz!*

Mein Freund hat die Wahrheit gesagt. Es geht nicht nach Auschwitz zurück und keine wird erschossen. Wir haben noch unseren Nutzen von dem großen Rummel: für einige Tage etwas Ruhe.

An Sonntagen kommt die Kugel nicht zur Morgenvisite, die Kranken brauchen nicht zu zittern. Die freien Stunden kann jede auf ihre Weise verbringen. Erzsi reibt endlos den Rand ihrer Liegestatt mit Watte. Die Insassen des ersten und des zweiten Stocks müssen beim Auf- und Absteigen auf ihr Bett treten – und man kann ja nicht wissen, es wimmelt doch überall von Bazillen. Mária näht unentwegt, – rätselhaft, woher sie soviel zum Flickern findet. Vera zeichnet pausenlos, sie macht recht gute Karikaturen.

---

Papier dafür haben ihr die Aufwartefrauen aus den Zimmern der Aufseherinnen besorgt. Besonders gelungen ist eine Karikatur Medeas mit dem Schlüssel des Waschraums unter dem Arm. Medea ist Herrin aller Gewässer und vieles anderen; wir zittern vor ihr, denn sie genießt das Vertrauen der Aufseher und ist unberechenbar wie das Wetter. Tante Schwarz, die in ständiger Angst um ihre Tochter Gréti lebt, hat um sie beide einen unsichtbaren Kreis gezogen, aus dem sie nie ausbricht. So isoliert lebt sie von allem, was um sie herum vorgeht, daß sie vielleicht nicht einmal weiß, wer ihre unmittelbare Nachbarin ist. Sie glaubt jedes Gerücht, ob gut oder schlimm. Böske sammelt Krumen. Da es aber kaum welche gibt, bringt sie aus der Fabrik irgendwelche Körner mit, die sie für die Mäuse zwischen die zwei Pritschen streut. Sie ist ein absoluter Tiernarr. Vielleicht denkt sie an ihre Küken zu Hause, wenn sie die Mäuse füttert. Mag sie es tun, die Mäuse fänden jedoch auch sonst ihr Futter.

So hat jede ihre Beschäftigung an den arbeitsfreien Sonntagen. Und mag sie noch so nichtig erscheinen, sie bedeutet uns viel, sehr viel. Gegen Abend wird die Stimmung trüber. Es erwacht die Sehnsucht nach dem Zuhause, der Familie. Es bilden sich Gruppen, man besucht einander. Erinnerungen werden lebendig, und das Ende ist: Erwachen in der Wirklichkeit mit ihren täglichen Qualen und Gefahren, ihrer Bitternis und Aussichtslosigkeit. Wir wünschen den Morgen herbei, die Arbeit, die Erschöpfung, die uns das Nachdenken erspart.

Mária hat eine glänzende Idee. Mein Mantel reicht bis an die Knöchel. Sie schneidet unten ringsum einen fünfzehn Zentimeter breiten Streifen ab und macht daraus eine Haube. Ich stopfe Flachs darunter. Das sticht, hält aber warm. Auch in meinen Schuhen ist Flachs. Über die Haube binde ich mein Kopftuch, so kann niemand sie sehen.

Kniehoch liegt der Schnee über dem Gelände. Die Frauen, die unter Dach arbeiten, haben weder Arbeitshosen noch Stiefel, sondern nur Pantoffeln. Bis an die nackten Waden stehen sie beim Appell im Schnee. Sie frieren erbärmlich. Es wird ein langer Appell. In den hinteren Reihen hocken sich die Frauen der Reihe nach hin.

Während wir stehen, beginnt der Schnee zu schmelzen. Die Pantoffeln frieren an die Erde an.

Winkler rast mit uns zum Magazin. Wir bekommen Holzschaukeln, ziehen den Anhänger mit den Gummireifen heraus und fangen an, das Fabrikgelände vom Schnee zu säubern. Wir fahren ihn vor die auf Pfählen ruhende Barackenwerkstatt und kippen ihn dort aus. Das ist eine völlig sinnlose Arbeit, denn das Schneetreiben hat wieder eingesetzt, und nun schneit es ohne Unterlaß weiter. Der Schnee friert an unseren Mänteln an. Bevor wir zu unserem Quartier hinaufgehen, kratzen wir ihn mit den Fingernägeln ab. So geht das tagaus, tagein. Am vierten Tag schaufeln wir den Schnee zwischen die Pflöcke, auf denen die Baracke steht, bis der gut einen halben Meter hohe Raum zwischen Baracke und Boden vollgestopft ist. Immer muß ich daran denken, welche sinn- und zwecklose Arbeit das ist. Zwei Tage Tauwetter und der Schnee wäre weg.

---

Ein Glück, daß es bei Winkler keine beständige Arbeit gibt. Er zerrt uns hin und her, und so arbeiten wir zwischendurch auch unter Dach. Wer hätte das auch ausgehalten: morgens von sechs bis sieben Appell, dann bis sechs Uhr abends ununterbrochen in der Kälte draußen arbeiten, dann wieder eine halbe Stunde Appell.

Unser nächster Arbeitsplatz ist die Pfahlbaracke. Darin ist eine Tischler- und Drechslerwerkstatt untergebracht. Wir bringen Flachs, drehen daraus Streifen und stopfen diese mit Hilfe von Spachteln in die Ritzen zwischen den Brettern. Von dieser Werkstatt führt eine Tür zum Hauptgebäude, und zwar in den Raum, wo wir einmal Bestandteile von Webmaschinen gesäubert haben. Seit zwei Tagen sind dort zwei aus jenen Bestandteilen zusammengesetzte Maschinen in Betrieb. An der einen arbeitet Márta, die beste Arbeiterin des Betriebes, an der anderen eine Polin. In unbewachten Augenblicken schaue ich einmal zu ihnen hinein.

Eben schicke ich mich wieder zu einem solchen Besuch an, als aus dem Raum ein markerschütternder Schrei dringt. Ich stürze hinein. Márta liegt auf der Erde. Das spitze Stahlschiff der anderen Maschine ist herausgesprungen und Márta an die Stirn geflogen – zwei Zentimeter über dem Auge! Langsam kommt sie zu sich. Wir bringen sie ins Quartier hinauf und machen ihr einen Umschlag. Sie kann den Kopf nicht heben und hat Brechreiz.

Die Kugel fragt: "Möchten Sie noch eine halbe Stunde liegen?"

"Nein, ich gehe hinunter", stöhnt Márta.

"Bist du verrückt?" mische ich mich ein und breite zwei Decken über sie.

Da kommt Galatea: "Was machen Sie hier?" (Das gilt uns Transporterinnen.)

Die Kugel zeigt auf Márta: "Sie möchte gehen, aber *die da* lassen sie nicht."

Galatea prüft den Tatbestand, dann klopfte sie der Kugel spielerisch auf den Rücken und schiebt sie dabei aus dem Zimmer.

Winkler wartet schon auf uns: "Mir nach!" – Sein Wortschatz ist nicht gerade reichhaltig.

Wir haben Stoffballen aus einem Aufzug auf eine Waage zu tragen. Ein großer Ballen doppelbreite Leinwand hat ein riesiges Gewicht. Wir können ihn zu viert kaum von der Stelle rücken. Die Waage ist einen halben Meter hoch. Winkler zeigt uns, wie man es am besten machen, aber wir haben solche Angst in seiner Nähe, daß wir vor Aufregung alles verkehrt machen.

Wir haben schon eine ganze Menge geschafft und sind müde, da rutscht mir ein Ballen aus den Händen und fällt auf die Erde. Winkler versetzt mir einen Stoß in den Bauch. Ich breche bewußtlos zusammen. Davon gerät er in solche Wut, daß er, so erzählt man mir später, zwei Frauen packt und ihre Köpfe wie Tschinellen gegeneinanderschlägt. Am besten ist noch, man verliert das Bewußtsein, denn solange eine schreit und jammert, hört er nicht auf zu schlagen. Man trägt mich ins Quartier hinauf, jetzt hat Márta Gesellschaft. Wir mögen einen schönen Anblick bieten. Sie mit einer Beule an der Stirn, ich mit dem geschwollenen Auge von neulich, das ich noch

---

immer nicht aufmachen kann – und wenn auch mein Bauch sichtbar wäre, könnte ich mich für Geld sehen lassen.

Márta hat einen schlaun Plan ausgeheckt: "Warum sollst du den ganzen Winter draußen bei der Bestie arbeiten? Wenn wir uns das nächstemal nach dem Morgenappell oben bei Winkler melden, werde ich ihn unter einem Vorwand bitten, dich unter Dach arbeiten zu lassen. Du wirst sehen, es wird besser sein."

*Ich sollte es sehen.* – An einem der nächsten Tage wählt Winkler Frauen zum Spulen aus. Márta faßt Mut: "Könnte nicht auch meine Schwester ... " Winkler wirft mir einen Blick zu, als wollte er sagen: *Das Würmchen ist deine Schwester? Na sowas!* – und stößt mich wirklich zu den Ausgewählten.

Mit diesem Stoß ist mein nächstes Schicksal entschieden. Die Weberinnen gehen an ihre Maschinen, wir bleiben in dem riesigen Saal. Winkler dirigiert uns an die hinterste Reihe von Maschinen. Ohne uns etwas zu erklären oder zu zeigen, schreit er nur: "Die fertigen Spulen gibt jede in ihre eigne Kiste!" und rennt davon.

Wir stehen da wie der Ochs vor dem Berg. Da kommen die alten Arbeiterinnen zu uns und zeigen uns, was wir zu machen haben: "So knüpft man den Weberknoten, wenn der Faden reißt – So wird die Maschine angelassen – So wird gewickelt – So stoppt man." Der Faden reißt jede Minute, er verwickelt sich, der Weberknoten hält nicht. Wir schwitzen Blut. Es ist sehr warm, eine Temperatur, die ich nicht vertrage, mir schwindelt. *Wehe, wenn er kommt, wehe!* Seit Stunden stehe ich da und habe noch keine Spule. Ich rufe in den Lärm der Maschinen hinein: "Gebt mir ein paar Spulen!" Nach Brot könnte mich nicht sehnsüchtiger verlangen als nach ein paar Spulen. Aber in dem Gedröhn der Maschinen hört mich niemand. Höllisch ist dieses Stampfen und Rattern und Sausen. Angstvoll spähe ich, ob Winkler von irgendwo auftaucht. Auch die anderen Neuen kommen nicht weiter, aber sie regen sich nicht auf und setzen sich sogar bequem auf ihre Kisten. Haben die Nerven!

"Zittre doch nicht so vor ihm!" schreit meine Nachbarin zu mir herüber. "Er schlägt dich, weil du Angst hast."

"So ist es," bekräftigt eine andere, "und es hat auch noch keine soviel abgekriegt wie sie."

Ich habe furchtbare Angst vor Schlägen. Vorn zeigt sich Winkler, aber er kommt nicht zu uns. Wenn ich doch wieder schaufeln dürfte. Wenn ich doch wieder auf einem Lastwagen fahren dürfte. Wie schön ist es, zu fahren. Wie wohl tut die frische Luft, und wie gut ist es unter den altgewohnten Kameradinnen. – Beim Mittagessen laufe ich zu Márta hinüber und breche hemmungslos in Tränen aus.

"Das halte ich nicht aus!"

"Wirst dich schon einarbeiten."

"Nie! Und ich will auch nicht!" Meine Nerven sind zum Reißen gespannt. Ich zittere am ganzen Körper und weine den ganzen Tag.

"Tu doch etwas", flehe ich Márta an.



---

Am nächsten Tag stehe ich wieder an der Maschine. Hinter mir ist eine Tür, ich weiß nicht, wohin sie führt. Márta scheint mit den Frauen gesprochen zu haben, denn mehrere bringen fertige Spulen und werfen sie in meine Kiste.

Unentwegt starre ich nach dem Eingang, ob *er* kommt. Da meine Kiste nicht leer ist, fühle ich mich etwas ruhiger. – Plötzlich höre ich einen furchtbaren Schrei, dann spüre ich einen heftigen Stoß. Die Sinne vergehen mir.

Ich erwache auf meiner Pritsche. Neben mir sitzt Erzsi – ich sehe sie nur so lange wie ein Blitz dauert – dann kommen große Spulen auf mich zu, lange, spitze Nadeln, eine rotierende Walze. – Meine Stirn, mein Arm schmerzen, ich will nach den fertigen Spulen greifen, kann aber die Hand nicht bewegen. – Dann sehe ich Márta und die Kugel und Galatea. Ich will sagen, man solle sie aus dem Zimmer hinausknöpfen, so freundlich und spielerisch, wie ich das vor kurzem gesehen habe, doch kann ich es nicht aussprechen. – *Warum hat man mich so zugedeckt? Nehmt wenigstens den Fetzen von meinem Gesicht! Ich liebe die Kälte. – Warum kann ich meine Zunge nicht bewegen?*

Als ich zu mir komme, sitzt Márta neben mir. "Bleib schön ruhig, es ist nichts Schlimmes, alles kommt in Ordnung. Schau, Kartoffeln, echte! Ich habe sie mit einem Löffel zerkleinert, auch Salz ist drauf, auch echt. Möchtest du sie?"

Ob ich sie möchte? Dumme Frage! *Und ob ich sie möchte, nie habe ich etwas so sehr gemocht!* – will ich sagen, aber ich sperre nur der Mund auf und bringe keinen Ton hervor.

"Mach den Mund weiter auf –"

"Oh, die Schmerzen!"

Es folgen drei furchtbare Tage. Mein Kopf ist dick verbunden und mein linker Ellbogen mit Pflaster beklebt. – Winkler war durch die Tür hinter mir hereingekommen und hatte mich in die laufende Maschine gestoßen! Ich war mit dem Gesicht hineingefallen. Am selben Tag hatte er sich diesen *Scherz* noch dreimal geleistet, aber die Frauen waren auf der Hut gewesen, und so waren sie mit leichteren Verletzungen davongekommen. Die Lehre aus dem Vorfall: Der Häftling glaube nie, daß auch etwas Besseres kommen kann! Der Drache hat sieben Köpfe - darunter kann der Häftling wählen. Erzsi gibt mir einen guten Rat: "Bemühe dich, ein blödes Gesicht zu machen; die mögen es nicht, wenn jemand intelligent ist. Sie sollen glauben, du seist entweder blöd oder ein Spitzbube."

Winkler schickt mich zum Transportkommando zurück. Er findet offenbar, daß ich edlerer Arbeit nicht würdig bin.

Meine Kolleginnen vom Transportkommando empfangen mich in der Werkstatt mit der Neuigkeit, die ungarische Kolonie schwebe in ernster Gefahr. Sie hätten von den Aufwartefrauen gehört, daß Medea uns bespitzle.

"Was? Und der Ratte glauben die Deutschen?"

"Du bist aber inkonsequent", sagt Ella, während sie ihr drei Zentimeter langes Haar mit Speichel anfeuchtet, um es abzuteilen. "Sag mir, mit wem du umgehst – !"

"Sie hat recht."

Opa Franz, unser alter deutscher Maurer, hat uns alleingelassen, um seinem vom Haß gegen den Krieg erfüllten alten und müden Herzen irgendwo an der frischen Luft Erleichterung zu verschaffen. Er hat drei Söhne und zwei Enkel als Kanonenfutter hergeben müssen. Mit uns darf er nicht sprechen, aber wir sehen auch ohne Worte in sein Herz. Oft geht er hinaus. Ich habe ihn im Verdacht, er tut es unsertwillen, damit wir eine Weile unter uns sind.

Wir sitzen auf dem warmen Heizkörper der Werkstatt. Was wir über Medea gehört haben, verstimmt mich sehr. Wie kann jemand in unserer elenden Lage die Solidarität mit den Schicksalsgenossinnen verleugnen und sich so grob gegen die ungeschriebenen Gesetze des gemeinsamen Unglücks vergehen? Wie kann jemand so niederträchtig sein, daß er seine Mitgefangenen beim Feind denunziert, wissend, daß er damit unabsehbare Folgen heraufbeschwört? Und wenn sich ein solcher Verbrecher findet, ist es Sünde, wenn man ihn aus dem Wege räumt? Ja, auch diese Frage haben wir uns angesichts der uns drohenden Gefahr gestellt.

"Wenn überhaupt jemand, dann könntest du sie beeinflussen –", drängen die Frauen mich.

Aber Opa Franz kommt zurück. Er nimmt die Kelle in die Hand, womit er sagen will: *Es geht weiter*. Ich nehme zwei Eimer und gehe in meinen mächtigen Stiefeln gemächlich die schmale Holzterasse der Baracke hinunter. Der Fabrikhof wird hinten durch ein einstöckiges Gebäude abgeschlossen. Davor fließt ein Bach. Daraus schöpfe ich Wasser für Opa Franz. Der Weg mag hundert Meter lang sein. Wenn die Luft rein ist, ruhe ich einige Male aus.

Zwischen zwei Gebäuden öffnet sich ein Blick ins Freie: gegen den Himmel aufragende Pappeln, kleine Häuser, aus denen Rauch aufsteigt. Häuser, in denen freie Menschen leben; stilles, dörfliches Winterleben bei knisterndem Reisigfeuer. Meine Füße wollen nicht weg von der Stelle, an der sich dem Blick dieses Bild bietet. *Los*, rede ich ihnen zu, *weiter, weiter! Man kann nicht unentwegt hinschauen!* – Wer weiß, wieviel Wärme eine schneebedeckte Landschaft heraufzubeschwören vermag? Ich könnte mich aus lauter Sehnsucht noch daran entzünden. – Und weiter schleppe ich die beiden Eimer Wasser. Ein kotiger Streifen im Schnee bezeichnet meinen Weg. Ich stoße die Barackentür mit einem Tritt auf, trete ein und bücke mich, um eine der Kannen aufzunehmen. Bei dieser Bewegung winkt mir Opa Franz jedesmal mit dem Kopf zu, dann wirft er einer der Frauen, die gerade in seine Richtung schauen, einen kurzen Blick zu. Das soll heißen: *Helft ihr!* Die anderen würden mir auch ohne diese stumme Aufforderung helfen.

Still geht der Tag zur Neige. Ich schlendere das x-te Mal um Wasser. Ich fülle die Eimer, aber nicht randvoll. Eben will ich mich auf den Rückweg machen, da stürmt Winkler aus dem Verwaltungsgebäude hervor und rast über die Brücke. Er will an mir vorbei, aber, *o weh*, die Eimer sind nicht voll! In seinem Schwung ist er schon hinter mich geraten. Doch bleibt er mit einem Ruck stehen und dreht sich um, wie von einem

---

Motor angetrieben. Die Hände auf die Hüften gestützt, baut er sich steif vor mir auf. Sein Atem schlägt mir ins Gesicht. Mit dem Fuß stößt er an einen der Eimer, der gleitet mir aus der Hand. Dann versetzt er dem anderen einen Tritt, ich lasse auch den fallen. Er weist mit dem rechten Zeigefinger auf den Bach, wobei er die Hand so hält, daß sie die Form einer Pistole hat. Ich hebe die Eimer auf und gehe zurück. Da schreit er mich an. Seine Stimme und seine Hand zittern, so wütend ist er: "*Vollschöpfen!!*" Ich gehe drei Stufen auf der zum Bach hinunterführenden schmalen, glitschigen hölzernen Treppe abwärts. So weit reicht das Wasser. Ich bücke mich. "*Tiefer!*" Ich gehe eine Stufe weiter hinunter. "*Tiefer!*" Ich gehorche. Das eisige Wasser reicht mir schon an die Waden. "*Tiefer!*" Das Wasser reicht mir bis über die Knie. "*Tiefer!*" Ich taste mit dem Fuß nach der nächsten Stufe, es ist aber keine mehr vorhanden. Der Eimer fällt mir aus der Hand, ich taumle, ich habe keine Füße mehr. Ich höre noch das Knallen der Bürotür. – Eine Hand greift nach mir und reißt mich hoch, wirft mich wie einen nassen Sack in den Schnee.

Lenke, Ella und Zsoli führen mich zur Baracke. Opa Franz geht hinaus, Man zieht mir die nassen Schuhe und die Hose aus. Die Frauen breiten Mäntel neben dem Heizkörper auf den Fußboden, legen mich darauf, hängen meine steifgefrorenen Sachen über den Heizkörper. Eine geht in unser Quartier hinauf, um meine Decke zu holen. Der Appell naht, vielleicht muß ich mit antreten.

"Na, wo ist sie?" höre ich eine rauhe, ton- und seelenlose Stimme. Medea steht neben mir.

"Wer zum Teufel hat Sie ins Wasser gejagt? Sind wohl einfach hineingerutscht? Na, keine Angst, daran stirbt man nicht."

Ich schaue mißbilligend auf die Frauen. Wozu haben sie *der* berichtet? Doch Medea breitet eine Decke über mich, darüber sogar noch eine zweite. "Geben Sie mir dafür wenigstens eine Scheibe Brot?"

"Ja!"

Das war *der* psychologische Augenblick. Und wenn der Mensch so erschöpft und schwach ist, wägt er nicht viel. – "Setzen Sie sich zu mir", sage ich und blicke zu ihr auf.

Sie tut es. "Na?"

"Sie haben recht, daran werde ich nicht sterben. Und keine von uns wird sterben, Medea, wenn wir einander beistehen! Wir sind Schwestern und wollen alle nach Hause." Und ich umarme sie. Sie läßt es sich gefallen. Ist es möglich, daß sie sich ändert?

Es gibt Dinge, die dem Bösen die Schärfe nehmen. In diesen Augenblicken vertraue ich Medea. *Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind*<sup>50</sup> – und der Zwischenfall mit Winkler verblaßt.

---

<sup>50</sup> Goethe: *Faust (I)*

---

Morgens habe ich 39 Grad Fieber. Hohe Temperatur ist das einzige, was die Kugel gelten läßt. Ihr Krankensaal ist voll, und auch wir haben achtzehn Kranke.

Der Dushraum wird abgesperrt und als Isolierraum für infektiöse Patientinnen reserviert. Dort liegt Magdi, mit der zusammen ich den ersten Stahlzylinder poliert habe: Sie hat die Schwindsucht. Außerdem zwei tschechische Frauen. Das ist alles, was wir wissen. Das Betreten des Raumes ist streng verboten. So steht uns jetzt nur der Waschsaal zur Verfügung.

Medea ist außer mit dem Reinemachen auch damit betraut, den Waschraum morgens nach dem Waschen zu verschließen. Sie tut es pünktlich, steckt sich den Schlüssel unter den Arm und stolziert damit in überströmendem Selbstbewußtsein umher, als wollte sie sagen: *Schaut her, ihr Niemande, das bin ich, ich und der Schlüssel!* Sie hat nur den einen Wunsch, daß sich jemand herausfordern läßt, sie um den Schlüssel zu bitten. Geschäft? Bosheit? Pathologisch? Will auch ein Verrückter um jeden Preis *jemand* sein? Ist er in diesem Punkt normal?

Die Kranken sind bestrebt, morgens den anderen zuvorzukommen. Ich mache da keine Ausnahme. Der Waschraum ist noch verschlossen. In mir vibriert die Nachwirkung der Umarmungsszene, und ich denke, auch Medea mag in ähnlichem Gemütszustand sein. Kann denn so etwas anders als wechselseitig sein? Ich suche sie auf und bitte sie, den Waschraum aufzuschließen. Sie wirft den Kopf hoch, mißt mich mit erstaunten Blicken von oben bis unten, als hätte sie mich nie zuvor gesehen, ergreift mit der linken Hand den unter ihrer rechten Achsel steckenden Schlüssel, hebt ihn hoch, schiebt mich mit der rechten Hand zur Seite und rennt, den Schlüssel wie eine Siegestrophäe in der erhobenen Linken, jedes Hindernis beiseiteschiebend, im Sturmschritt voraus. Ich kann mir über das Geschehene noch gar nicht Rechenschaft geben, da steht sie bereits auf einer Bank und schmettert in den Saal hinein: "Achtung – Achtung! Die Sensation des Tages!" Das wiederholt sie so lange, bis alle sich ihr zugewendet haben. Am frühen Morgen sind wir nämlich wenig aufnahmefähig.

"Achtung – die Vidor wollte mich bestechen, mich, denkt euch nur, mich! Aber das gibt es nicht. Ihr sollt wissen, wer sie ist, ich weiß es! Sie ist weder die Frau eines Arztes noch überhaupt eine Dame ..." Sie gerät in Wut, denn die Frauen lachen sie aus. "Wißt ihr, was sie ist? Eine gewöhnliche Schlampe. Sie hat drei Kinder von mindestens zehn Vätern!" Weiter kommt sie nicht, denn Zsoli stößt sie mit solcher Kraft von der Bank, daß sie gleich bis ans Fenster rollt.

Der Mensch weiß nie im voraus, wie er auf etwas reagieren wird. Ich springe auf die Bank. Das hohe Fieber stört mich nicht, ja, es hilft mir vielleicht, als ich anfangs: "Achtung – Achtung! Medea irrt, ich habe fünf Kinder. Von wieviel Vätern, weiß ich nicht, obwohl ich dabeigewesen bin, aber das Zählen war immer meine schwächste Seite!" Ein Lachorkan bricht los.

Dann ruft eine: "Schlagen wir sie tot!" Medea steht mit offenem Mund da. "Laufen Sie in den Waschraum, und verschließen Sie ihn von innen!" rufe ich ihr zu.

---

Aber die Frauen wollen sich waschen. Jetzt weigert sie sich aufzumachen. Leider muß Galatea geholt werden. Medea macht auf und kommt zögernd heraus. Auf Galateas wütenden Blick stottert sie schluchzend: "Die Vidor wollte mich totschiagen!" Ella spuckt sie an.

Was aber weiter? Wird die eine gegen hundert siegen? Nein, man soll niemals versuchen, einen gemeinen Menschen liebevoll zu überzeugen, besonders dann nicht, wenn viele andere gemeine Menschen um den einen herum sind, denn die ziehen einander an wie Magnete.

Einen Tag später. Es ist Sonntag. Wir, die Kranken, liegen auf unseren Pritschen. Der Appell zieht sich auffallend lange hin. Zwei SS-Männer schwirren herum. Leibesvisitation! Minuten später stürmen die beiden SS-Männer herein, die Kommandoführerin, Galatea und die Schreiberin, der ganze Stab.

"Alle herunter von den Pritschen und nach vorn!"

Sie wühlen alle Pritschen auf und tasten auch uns ab. Mir stockt der Atem: In meinem Strohsack sind fünfzehn oder zwanzig in Fetzen oder Papier gewickelte Stücke Brot. Die Reihe, in der unsere Pritsche steht, wird von der Schreiberin untersucht. Sie greift in den Strohsack und wirft mir einen Blick zu – wir stehen vier bis fünf Meter entfernt. Dann stößt sie noch ein bißchen rum – und geht weiter. Gott segne sie dafür! Es gibt Zufälle, es gibt Glücksfälle! Nein, nicht Zufall, nicht Glücksfall – es gibt einfach gute Menschen.

Am Nachmittag, da sich die Gemüter einigermaßen beruhigt haben und wir uns den Kopf zerbrechen, wie wir mit Medea fertig werden können, erscheint Galatea. Wir sehen sofort, daß sie schlechte Nachricht bringt. Wie immer bei solchen Gelegenheiten pflanzt sie sich mit gespreizten Beinen auf, wiegt sich rhythmisch in den Knien, als wollte sie sich ankurbeln, verschränkt die Hände auf dem Rücken und bringt langsam den ganzen Körper in Bewegung. Nach diesen Vorbereitungen zieht sie den Mund auseinander, so daß alle ihre breiten Zähne sichtbar werden, und dann kommt es wie Knödel aus der Nase: "Alle Strohsäcke in den Flachsspeicher hinuntertragen! Die Strohsäcke der Kranken bleiben!"

Niemand rührt sich. Die Frauen haben die Bedeutung des Befehls noch nicht begriffen.

"Los, los, sitzt ihr auf den Ohren?" ruft Galatea und wiederholt den Befehl. Schwerfällig lassen sich die geschwächten, müden Körper von den Pritschen herunter. Die verborgenen Schätze, deren es auch jetzt noch welche gibt, werden hervorgekramt, dann nehmen die Frauen die Strohsäcke auf die Schultern und setzen sich langsam in Bewegung. Staub erfüllt den Raum. Keine beeilt sich, vielleicht ist das Ganze nur ein Scherz. – Mitnachten. Strohsackwechsel ist angeordnet worden. Wann aber werden die frischen Strohsäcke kommen? Auf den Pritschen bleiben nur fünf schmale Bretter. Die Frauen schieben sie zusammen und legen sich quer darauf. Márta hat neben mir Platz, Zsoli am Fußende meines Strohsacks. Seufzer erfüllen die Luft, niemand schläft.

---

Morgens läßt sich Medea stöhnend vernehmen: "Ich scheiße auf die Deutschen, auf alles!"

Die Arbeit wird immer schwerer. Die Leistungen sind dabei so schlecht, daß eine Untersuchung angeordnet wird. – Die Frauen holen sich ihre frisch gefüllten Stroschläcke. – Zu Mittag bekommen wir Pellkartoffeln. Für die Kranken wird ein Kessel voll gebracht; was übrig bleibt, wird weggeschafft.

Es wird ein Festessen. Wir verspeisen die Kartoffeln mitsamt der Schale. Warum sollen wir nicht? Es wäre schade darum. Haben wir uns nicht aus dem Müll rohe Kartoffelschalen herausgefischt?

Ich bin noch im Krankenstand. Man hat mir zehn Kartoffeln gebracht. Ich nage die erste rundherum ab, besehe mir vor jedem Biß die Stelle, in der ich meine Zähne versenken werde, drehe sie um und um, ob sie auch überall gleichmäßig abgenagt ist. Dabei stelle ich mir vor, wie schön es wäre, wenn ich so eine Kartoffel in zwei Bissen verspeisen könnte. Ich versuche es, beiße die Hälfte ab, nehme sie aber wieder aus dem Mund: Es ist noch nicht soweit. Die Kartoffeln vor mir, liege ich genußvoll auf dem Bauch. Nach der fünften verstecke ich die übrigen mit einer entschlossenen Bewegung unter meinen Strohkissen. Ich finde keine Ruhe, bin unfähig, meine Gedanken von den Kartoffeln abzulenken. Ich gehe an das letzte Fenster, steige hinauf, setze mich mit hochgezogenen Knien in die breite Fensternische und schaue hinaus. Wenn jemand vorn hereinkäme, hätte ich Zeit, hinunterzuspringen.

"Hast du noch Kartoffeln übrig?" fragt Edith, die auf der letzten Pritsche liegt. "Ich habe meine schon aufgegessen."

"Ja, ich habe noch welche", antworte ich abweisend. Was geht es sie an? Von meinem Platz aus sehe ich über die Dächer der Fabrikgebäude hinweg in die Weite. Darum sitze ich gern hier. Auf dem Dach des großen zweistöckigen Magazingebäudes reitet eine dicke Wolke. Wenn sie das Haus zerdrückte ... Was mag in dem Haus sein ... vielleicht auch Kartoffeln? Ich besitze noch fünf Stück. Winklers Frau geht über den Hof, an ihrem Arm hängt eine Einholtasche. Was mag darin sein? Vielleicht Kartoffeln ... *Ich besitze noch fünf Stück.* Ob dort in der Ferne in den Gärten auch Kartoffeln wachsen wie bei uns? Im Herbst haben wir bis zu zehn Zentnern eingekellert ... Ich besitze noch fünf Stück. Wenn die andern nur schon kämen ... Vielleicht hat Márta keine Kartoffeln bekommen.

Unten auf dem Hof ohrfeigt Winkler eine Frau. Ist es eine vom Transportkommando? Rasch springe ich vom Fensterbrett, damit er mich nicht sieht, und steige auf meine Pritsche. Unsinn, nichts ist hier sicher. Ich hole meine fünf Kartoffeln hervor und verschlinge sie, als hätte ich sie gestohlen. Dabei spähe ich, ob ich nicht beobachtet werde. – Nun sind alle fünf weg. Ich schäme mich. Ich gäbe viel darum, wenn ich wenigstens ein Stück übriggelassen hätte. Ach, Unsinn!

Das gesamte Küchenpersonal wird ausgewechselt. Das war höchste Zeit! Jetzt arbeiten dort Tschechen. Das Essen wird sofort besser. In der Suppe finden sich auch Kartoffeln, es gibt nicht so viel angebranntes Essen, und die zur täglichen Brotration am Abend ausgeteilten *Portionen* – Pferdesalami, bitterer Quark, Harzer Käse oder Marmelade – sind immerhin mehr als eine Illusion. Die Pferdesalami könnte ich nicht herunterbringen, selbst wenn ich am Verhungern wäre. Aber es finden sich Abnehmerinnen, die mir Bohnensuppe dafür geben. Als Dessert tischen wir uns selbst ein ausführliches Rätselraten auf: was wir wohl Weihnachten zu essen bekommen werden? Wie es uns einfallen konnte, an Feiertagsessen zu denken, ist mir noch heute ein Rätsel. "Die hat das gesagt, die jenes – Da habe ich dies gehört, dort habe ich das gehört ..."

"Ist es wahr, daß ihr einen ganzen Wagen voll Nüsse vom Bahnhof abgeholt habt?" wenden sich die Frauen an das Transportkommando.

"Einen Sack voll haben wir zum Zimmer der SS-Aufseherinnen gebracht", antworten wir wahrheitsgemäß.

"Glaubt denen nicht", sagt Ella und schlägt zur Unterstreichung ihrer Worte auf den Tisch. "Wir haben einen Wagen voll Nüsse und Mohn gebracht und sind schon seit einer Woche in der Werkstatt mit Aufknacken beschäftigt. Wir essen uns voll, und es wird Beugel<sup>51</sup> geben. Ich hab den Deutschen das Rezept aufgeschrieben. Was die Deutschen an Kuchen zusammenpantschen, sollen sie selber fressen!" Und als sie wahrnimmt, daß alle wie gebannt zuhören, wird sie noch unverschämter: "Ob ihr's glaubt oder nicht, auch geriebene Zitronenschale und Rosinen werden drin sein!" Sie sieht blinzeln um sich, ob sie den Bogen nicht überspannt hat. Nein, andächtig sind aller Blicke auf sie gerichtet, einige Frauen haben sich auf den Tisch gehockt, die Augen leuchten, die Spannung hat die Muskeln zum Erschlaffen gebracht, aus den Mundwinkeln sickert Speichel. Sie schlingen die Arme um die hochgezogenen Beine, und die gebeugten Rücken runden die zu Knäueln zusammengeschrumpften schwachen Körper ab, in denen Glauben und Erinnerung Wurzel gefaßt haben. *Nein, hör nicht auf, Hány János,<sup>52</sup> rede, lüge weiter. Schau doch, wie sie es brauchen, wie sie es wollen, wie sie deine Worte verschlingen, wie sie deine Lügen schlürfen, schau, wie die Lüge durch die Kraft des Sehns zu Wirklichkeit wird ... – Sie sind zu Hause, sie backen ihre Beugel, sie bieten sie an ... den Ihren ... Der gesegnete, fettige Beugelduft der Küche*

<sup>51</sup> In Ungarn werden zu Weihnachten Nuß- und Mohnbeugel gebacken. Das ist so allgemeiner Brauch, daß man überall, auch bei einem flüchtigen Besuch, davon vorgesetzt bekommt. (*Anmerkung in der originalausgabe*) – "Ein Bagel, manchmal auch Beigel (von englisch bagel oder beigel [ˈbeɪɡəl] von jiddisch ביגל oder ביגל beigl oder bajgl, beygl) ist ein handtellergroßes rundes Gebäck aus Hefeteig mit einem Loch in der Mitte. Bagel werden vor dem Backen kurz in Wasser gekocht. Das Loch in der Mitte beschleunigt den Kochvorgang und erhöht die Krustenbildung beim Backen. Die 1610 erstmals in jüdischen Quellen in Krakau belegten Bagel entstanden vermutlich in Mittel- oder Osteuropa. Ende des 19. Jahrhunderts wurden sie von osteuropäischen jüdischen Einwanderern in den USA und Kanada eingeführt. (...) In den Ländern der ehemaligen Donaumonarchie und in Bayern gibt es ein mit Mohn oder Nüssen gefülltes süßes Hefegebäck (Hörnchen), das im österreichischen Deutsch Beigel oder Beugel genannt wird. In Ungarn werden Beigli als Nuss- (ungarisch: diósbeigli)- und Mohnstollen (mákosbeigli) traditionellerweise an Weihnachten und Ostern gegessen." (Wikipedia)

<sup>52</sup> *Hány János* ist eine poetische figur des ungarischen dichters JÁNOS GARAY (1812-1853), übernational bekannt geworden durch die gleichnamige oper von ZOLTÁN KODÁLY. Er ähnelt dem typus des *Lügenbaron Münchhausen*.

---

*umweht sie, von der Wärme glänzen ihre Nasen, ihre Hände krümmen sich um den Topflappen ... Sie nehmen die Beugel aus der Backröhre. Lüge, lüge nur! Erinnerung gibt Kraft, und wir brauchen Kraft!*

Und sie lügt so lange, bis sie es selber glaubt – – Hány János weint! Schuldbewußt will sie gehen. Ich drücke sie auf ihren Platz nieder. Nur nicht den Zauber brechen, den Zauber des festlichen Tisches. Es ist Feiertag, unser Feiertag. Ich umarme Hány János.

Weihnachten mit seinen sehnsüchtig erwarteten zwei Ruhetagen kommt heran. Ja, auch im kriegführenden Deutschland gibt es Weihnachten, *das Fest der Liebe und des Friedens*. An den Fronten donnern die Kanonen, Tausende von Flugzeugen werfen ihre Bomben ab, Städte brennen, Heimatlose irren durch die Welt, die weißen Fahnen der Krankenhäuser flehen um Schonung. Hunderttausende Menschen sterben, in jedem Haus des kleinen Merzdorf wird, wie überall in der weiten Welt, jemand beweint.

Und von dem Dorf eingeschlossen liegt die Fabrik da. In dieser Fabrik leben vierhundert Frauen, die kein Zuhause haben, wo sie sich im Kreis der Ihren der Trauer um jemanden hingeben, wohin sie jemanden zurückerwarten können, ein Bild ans Herz drückend, einen Hut, ein Kopfkissen streichelnd. Wo sie hoffend erschauern können, wenn der Wind ein Fenster oder eine Tür schüttelt: *Vielleicht ist er es, vielleicht sind sie es!* Ein Zuhause, wo man, wen auch verwaist träumen darf und zu hoffen wagt. Ein wenig Gewißheit in der großen Unsicherheit, ein Fußbreit sicherer Boden, wohin der Mensch sich mit seiner Bitterkeit zurückziehen kann. Und doch um ihn herum andere Menschen, mit denen ihn das gleiche Leid zusammenführt. Eine Straße, eine Stadt, ein kleines Dorf, wo das gemeinsame Schicksal die Herzen im Gleichklang schlagen läßt ...

In makellosem Weiß leuchtet die Schneedecke auf den Straßen und Dächern des Dorfes. Weiß wie die Liebe und der Frieden.

Die Arbeit wird etwas früher als sonst eingestellt – vermutlich deshalb, weil die SS-Frauen, das Büropersonal und die deutschen Arbeiter des Betriebes nach Hause fahren wollen. Ich sitze an meinem Lieblingsplatz in der Fensternische. Den Lärm des Saales höre ich nur mehr gedämpft, denn ich bin nicht mehr da, ich bin weit, weit weg. Vorsichtig ziehe ich die Beine hoch, ich bin nämlich ...

*Ich bin nämlich zu Hause, ich sitze in der Nische meines Fensters, an deren drei Seiten ich Blumen gepflanzt habe. Gegenüber ist ein einstöckiges grün verputztes Haus. Auf einer großen Tafel steht 'Fleischerei', daneben auf einer zweiten 'Schuhmacherei' und weiter rechts auf einer dritten 'Uhren und Schmuck' und schließlich ganz am Rand des Hauses 'Süßwaren'. Ein Mann stellt einen Fuß auf die Stufen vor dem Eingang des Hauses und bindet sich die aufgegangenen Schnürsenkel. Ich sehe ihn nur von hinten, wie er, im rechten Winkel gebückt, mit den Bündeln hantiert. Er trägt eine rostbraune Hose. Jetzt weiß ich, wer er ist, und lache laut auf. O Kleinstadt – man erkennt die Menschen von hinten und an ihren Kleidern ... – Ich fühle, daß jemand hinter mir steht. Eine leichte*



---

*Hand berührt meine Schulter. 'Mutter, ich bin fertig mit meiner Aufgabe, gehen wir spazieren?'*

Ich fahre zusammen. Immer geht es nur so weit; hier ist die Grenze des Erträglichen. Ich habe nicht nur die Stimme gehört, sondern den Klang jedes einzelnen Wortes, jeder Silbe vernommen. Ich habe den eigenartigen Geruch gespürt, den ER aus der Schule mitgebracht hat und der nie aus den Kleidern herausging ... – Ich lege die linke Hand auf meine rechte Schulter und streichle sie ziemlich lange.

"Was ist, hast du Schmerzen in der Schulter?" fragen mich die Gefährtinnen. – "Ja."  
So spiele ich in der Fensternische, nur für mich, niemand weiß davon.

Nun bin ich wieder in Merzdorf in der Gegenwart und schaue auf den großen Fabrikhof hinunter. Angestellte eilen aus dem Verwaltungsgebäude heraus. Sie haben Aktentaschen in den Händen, ihre Bewegungen sind frisch und schwungvoll wie die Bewegungen von Menschen, die etwas Erfreulichem entgegeneilen. Sie treffen sich mit Winkler, der im Verwaltungsgebäude wohnt, bleiben einen Augenblick stehen, schütteln ihm die Hand. Es ist das erstemal, daß ich Winkler bei einem privaten Akt beobachte. Interessant: Auch er ist also ein Mensch mit einem Privatleben? Er ist so auf die Welt gekommen wie andere, wie wir alle? Er hat eine Familie wie andere? Eine Frau, mit der er an einem Tisch ißt, mit der er schläft? Kinder, in Liebe empfangen? Sein dünner, blutleerer, von niedrigen Leidenschaften zuckender Mund kann auch küssen? In seinen böseartig funkelnden Augen haben auch schon Tränen gestanden, und seine Hand, die sich so oft zur Faust krampft, kann auch geben? Hat seine spitze, unheilverkündende Nase einmal den Duft von Blumen geatmet?

*All das ist dir fremd, Willi Winkler, du bist der ärmste Mensch auf der Welt. Du kannst den letzten Bettler beneiden, der menschliche Güte im Herzen hat. Auch mich kannst du beneiden! Ich würde nicht mit dir tauschen. Menschen haben dir soeben die Hand geschüttelt. Hast du gefühlt, wovon der Druck ihrer Finger redete? Von Liebe ... von Frieden! Weißt du, was Frieden ist? Umsonst entzündest du die kleinen Friedensflammen, umsonst legst du dein Festkleid an, Willi Winkler. Auch Lumpen werden zum Festkleid, wenn darunter ein menschliches Herz schlägt. Du tust mir leid, Willi Winkler, du tust mir leid!*

Es kommt der erste Weihnachtstag, und es wird Nachmittag.

Genau um drei Uhr erscheint Willi Winkler. Er bleibt im Saal stehen. In seiner Nase mag noch der Duft der Tannennadeln sein, in seinen Augen das Festagslächeln seiner Frau, in seiner Tasche mag er ein Weihnachtsgeschenk haben – er brüllt in den Saal: "Transport los!"

Nein, das ist kein böser Traum. Verständnislos schauen wir uns an.

"Na geht! Sicher irgendeine blöde Sache. Ihr seid gleich wieder da", kommt es ohne Überzeugung von da und dort.

---

Wir gehen. Er führt uns zum Bahnhof, von dort schieben wir einen Waggon Kohle herein. Hinauf auf den Wagen – herunter auf die Rutsche – hinauf auf den Beiwagen – hinaus zum Materiallager – hinein ins Materiallager – und um zehn Uhr nachts endlich wieder auf der Pritsche. Nur fünf von uns kommen auf eigenen Füßen, fünf müssen getragen werden. Unser Abendbrot, die zweihundertfünfzig Gramm tägliche Brotration und die fünfzig Gramm Pferdesalami, hat man uns mit obrigkeitlicher Erlaubnis ins Kesselhaus gebracht, aber Winkler gibt uns die Sachen, nein: wirft sie uns erst um zehn Uhr hin. Das Thermometer zeigt in dieser Nacht minus fünfzehn Grad, und wir durften während der ganzen Zeit nur zweimal rasten.

Die Frauen sitzen still auf ihren Pritschen, ihre Blicke streicheln, ihre Stimmen wärmen uns. Wozu, warum diese unmenschliche Hetze? Diese Frage hat alle den ganzen Nachmittag beschäftigt. Sie fragen Kugel, die am Abend in den Saal kommt.

"Wegen der Lagergebühr", lautet die Auskunft.

Ereignislos gehen die Tage dahin. Wir tragen Hanfballen vom Lastwagen auf dem Rücken in die Mühle. Die Ballen sind schwer, die Wege glitschig. Unsere neue Aufseherin, ein bösesartiges Weib mit einem Vogelgesicht, treibt uns an wie Pferde und läßt uns keine Sekunde aus den Augen. Der geschliffene Zementboden der Textilmühle ist glatt wie eine Eisbahn, die Spitzen und die Absätze unserer Stiefel sind mit Eisen beschlagen. Jeden Augenblick fällt eine von uns hin. Am Abend sind unsere Körper grün und blau. Diese Arbeit dauert fünf Tage, bis Silvester. Ich bin unzählige Male hingestürzt, Hände, Füße, Knie, Stirn sind verbunden und beplastert. An meinem Gesicht prangt noch seit dem *Unfall* in der Spulerei ein dicker Verband. Als ich am letzten Tag einmal hin falle, spüre ich, daß eine Männerhand nach mir greift und mich aufhebt. Es ist unser österreichischer Freund. Ich freue mich maßlos. Meinen fragenden Blick beantwortet er mit einem leisen Lächeln, dann geht er, ohne ein Wort laut werden zu lassen, hinter eine Maschine und winkt mir, ihm zu folgen. Das ist nicht möglich, denn die Aufseherin läßt mich nicht aus den Augen. Ella erkennt die Situation, baut sich vor der Frau auf und meldet etwas. Ich verstehe nicht, was sie sagt. Jedenfalls geht die Aufseherin hinaus. Ich springe hinter die Maschine.

"Was gibt es?" frage ich in höchster Erregung. "Wir halten es nicht mehr lange aus."

"Ihr müßt es aushalten! Nur noch einige Tage, und Auschwitz ist in sowjetischen Händen. – Das hier heben Sie sich auf. Sie sehen mich nicht wieder ... hier keinesfalls ... Nicht den Mut verlieren! Ein glückliches neues Jahr!" Dann verschwindet er hinter der nächsten Maschine.

*Ein glückliches neues Jahr?* Hat er das wirklich gesagt? Wer ist dieser Mann? – Wer immer er auch sei, ich vertraue ihm blind, ich glaube ihm aufs Wort. – Aber ich werde ihn nicht wiedersehen! Mir ist, als wäre mir der Boden unter den Füßen weggeglitten. Wenn ich ihn auch wochenlang nicht gesehen habe, so habe ich doch gewußt, daß er da war, irgendwo in der Nähe. Das hat mir Zuversicht und Kraft gegeben.

---

*Nicht den Mut verlieren ... – Noch einige Tage, und Auschwitz ist in sowjetischen Händen ... – In Auschwitz werden nicht die Nazis die Herren sein? In Auschwitz wird es kein Gas geben? Kein Krematorium, keine Gefangenen? Und was wird mit den SS-Henkern? Werden dann sie die Baracken bevölkern? Auf Pritschen liegen? Gruppenweise auf die Latrine geführt werden? Stundenlang beim Appell stehen? Wird man sie selektieren? Werden ihre Knochen verbrennen? Werden jetzt die SS-Frauen kahlgeschoren werden? Wird man sie auch in Bordelle stecken? Werden sie hungern? Werden sie in Lumpen Regen und Kälte ausgesetzt sein – ?*

*Unfähig, diese Botschaft innerlich zu verarbeiten, gerate ich völlig durcheinander. Geduld, rede ich mir zu, oben auf der Pritsche hast du Zeit und Muße nachzudenken. Hier, mit dem schweren Ballen auf dem Rücken, unter den Füßen den glatten Beton, kommst du nicht weiter. Heb's dir für den Abend auf, dann kannst du grübeln, soviel du Lust hast, zusammen mit den anderen. Es ist zuviel auf einmal, zu plötzlich. Überlegen wir eins nach dem andern. Nein, nicht jetzt, – dann, oben! – Ich stoße mit der deutschen Aufseherin zusammen. Sie brüllt mich an. Brülle nur, bald bist du in Auschwitz! Schrei nur, schrei! Weißt du, daß du nach Auschwitz kommst?*

"Was lachst du, du verdammte Judensau?!" schreit sie und versetzt mir eine Ohrfeige.

*Habe ich gelacht? frage ich mich erstaunt. Möglich. Ja, ich lache. Ich lache, wann es mir paßt. Was bedeutet schon eine Ohrfeige, wenn Auschwitz bald in sowjetischen Händen ist.*

Ella, die neben mir ihren Ballen schleppt, fragt: "Warum hat sie dich geohrfeigt?"

"Sie sagt, ich hätte gelacht."

Auf dem Rückweg treffen wir wieder zusammen und setzen das Gespräch fort. "Warum also hast du gelacht", beginnt Ella.

"Darüber, daß dieses Aas bald Häftling in Auschwitz sein wird."

"Um Gottes Willen!" Unsere Wege trennen sich, bald aber treffen wir uns wieder.

"Du bist mir schon seit Tagen verdächtig", sagt Ella. "Laß dir Sevenaletta geben!"

"Gut!"

Endlich wird es Abend. Als ich nach dem Appell ins Quartier komme, empfangen mich besorgte Gesichter. Erzsi und Ella führen mich zu meiner Pritsche.

"Was habt ihr denn? Laßt mich in Frieden!"

"Schön, leg dich nur schön hin", beschwichtigt mich Erzsi. "Nimm die zwei Tabletten Sevenaletta!"

Ella hat den Frauen offenbar von unserem kurzen Wortwechsel erzählt.

"Geht zum Kuckuck mit den Tabletten. Paßt auf ..." Und ich erzähle ihnen von meiner Begegnung mit dem Österreicher. Zuerst schnappen sie nur nach Luft, dann lachen und weinen sie durcheinander, und am Ende fallen sie einander um den Hals und küssen und Herzen sich. – Das ist unsere Silvesterfeier.

*Ein glückliches neues Jahr! Ein wirklich glückliches neues Jahr! Auch dir! Auch dir! Uns allen!*

Und diesmal glauben wir es.

Seit einer guten Stunde liegen wir im zugigen Trockenboden der Ziegelfabrik und überlassen einander abwechselnd die geheimnisvolle Öffnung der zwei senkrecht herabhängenden eisernen Zylinder, die irgendwohin nach unten führen und uns davor bewahren, auf den Hof hinuntersteigen zu müssen – was übrigens verboten ist.

"Du mußt nie?" ermahnt mich Ella zartfühlend mit der Spitze ihres Stiefels. "Geh, denn das Weib wird kommen, und Windeln gibt es nicht." Sie hat recht, aber die Aufseherin kommt nicht. Stundenlang läßt sie sich nicht sehen. Was ist los? Auch die mit dem Vogelgesicht ist nicht mehr so diensteifrig. Hängt das mit *Auschwitz* zusammen?<sup>53</sup> Die haben Angst, denen wird der Boden heiß unter den Füßen ...

Meine Gedanken schweifen zurück zu meiner Begegnung mit dem Österreicher. So ganz nebenbei hat er mir einen kleinen Knäuel Bindfaden in die Hand gedrückt und leichthin zwischen zwei Sätzen gesagt: "Stecken Sie das ein." Nett von ihm, aber Bindfaden bringen die Frauen aus der Fabrik, soviel wir wollen. Heute morgen nun hat sich folgendes zugetragen. Als ich die Flachsgamaschen um meine bloßen Unterschenkel wickelte, riß die Schnur der Gamasche. Da nahm ich den kleinen Knäuel und ließ etwas Bindfaden abrollen. Der Knäuel fiel mir aus der Hand und rollte weiter. Eine Ecke weißen Papiers wurde sichtbar, und bald lag nur mehr das Papier da. Ein Brief? Erschrocken nahm ich das Papier auf. Es war ein winziges Stück, zweimal gefaltet. Ich entfaltete es: *'Es gibt nur eine Wahrheit, und das ist unsere Wahrheit. Sie wird siegen. Ihr müßt wollen!'*

Ungeduldig stand Márta währenddessen mit dem Mantel da, um mich hineinzuschütteln, denn wegen des rauhen Futters war es nicht so einfach, ihn anzulegen.

"Bist schon wieder nicht da", murrte sie. "Ich prophezeie dir für heute drei Ohrfeigen." Dann band sie mir die Handschuhe am Handgelenk fest. "Mach die Hand auf! So geht's nicht."

"Es ist wärmer so", brummte ich. Die Wahrheit war, daß ich den Zettel in der Hand hatte. Márta aber kannte mich gut. Sie riß den Handschuh herunter: "Was hast du da in der Faust?" Ich gab ihr den Zettel. "So! Laß mich's wissen, wenn man dich aufgehängt hat. Deinetwegen hat man keine ruhige Minute." Sie brummte weiter, ich achtete nicht darauf und drückte ihr nur die Hand.

*Appell!* Wie bleich die Kommandoführerin ist! *Weil es nur eine Wahrheit gibt ...* Die SS-Aufseherin betrachtet die Sterne und wühlt mit der Spitze ihres Stiefels im Schnee. Winkler teilt mir mit, daß wir in die Ziegelfabrik arbeiten gehen. Mir teilt er es mit! Er brüllt nicht, er teilt mit! – Wir ziehen ab ...

---

<sup>53</sup> Zwischen 17. und 23. januar 1945 wurden noch etwa 60 000 gefangene aus dem KZ *Auschwitz* "evakuiert", d.h. zum teil erschossen und größtenteils in todesmärschen nach westen getrieben. Am 27. januar wurden die verbliebenen häftlinge durch sowjetische truppen der *I. Ukrainischen Front* befreit.

---

*Ihr müßt wollen!* – Ein sonderbarer Mensch, dieser Österreicher. Warum sagt er nicht, was wir wollen müssen, welches die Wahrheit ist, die siegen wird? Wer mag dieser Mann sein? Und warum werde ich ihn nie wiedersehen? Wohin mag er gegangen sein? Selbstverständlich muß man wollen, selbstverständlich wird die Wahrheit siegen! Was ist es, das jedem seiner Worte Gewicht und Nachdruck gibt? Wovon strahlen seine Augen so? Was ist es, das mir Vertrauen zu ihm einflößt? Ihr müßt wollen! Der weiß etwas vom Wollen, das nicht jeder weiß. Kann man auf verschiedene Weise wollen?

Im Quartier erwartet uns eine Riesensensation: Zwei Polinnen sind geflüchtet. Herrlich. Wir aber arbeiten brav für die Nazis, wir Idioten, wir Esel.

Ein langer, langer Appell, alles redet nur von der Flucht der Polinnen. Ein Ereignis, an dessen Möglichkeit noch niemand gedacht hat. Verständnislos staunend, bestürzt stehen die Frauen da: *Auch so etwas gibt es?*

Doch es ist nichts Schmerzvolles, nichts Angstvolles in dieser Bestürzung, es blinkt darin etwas, ein Dämmern, ein reines, unberührtes, jungfräuliches Erwachen, wie in finsterner Nacht fernes, verheißendes Licht.

Häftlinge sind geflüchtet! Und mit ihren Füßen zusammen gehen, nein stolpern hundert Paar zitternder Füße, mit ihren Augen zusammen spähen hundert Paare glühender Augen nach dem unheimlichen Schatten raschelnder Büsche. Und mit ihren tapferen, entschlossenen Herzen zusammen schlagen hundert bange Herzen.

Verwundert schauen die Brote auf ihre Besitzer: *Was, wollt ihr uns nicht?* Bitter schmeckt das Brot der Sklaverei, wenn das Herz an das Brot der Freiheit denkt. *Nein, wir wollen es nicht, jetzt nicht, noch nicht.* Als hätten sich die Bettler verabredet: Lange rührt keine der Frauen ihr Brot an. Das ist unser erster stummer Gruß an sie.

Die ganze Nacht sind wir bei ihnen. Wir hätten jedes Hindernis auf dem Weg beseitigt, hätten auch den siebenköpfigen Drachen niedergestochen! *Vielleicht sind sie schon in Sicherheit? Sie müssen doch irgendeinen Plan gehabt haben? Jemand hat ihnen doch geholfen? Sie müssen doch ein Ziel vor Augen haben? Wo mögen sie jetzt sein? Wo mögen sie schon sein?*

Sie sind wieder da! Bluthunde haben sie aufgespürt. Was wird mit ihnen? Wieder greift keine von uns nach ihrem Brot.

Sie sind am Leben geblieben! Die Strafe: Allen vierhundert Häftlingen werden die Köpfe von neuem kahl geschoren. Das ist eine schwere, die schmerzhafteste Strafe. Lieber würden wir drei Tage auf das Essen verzichten, aber unser Haar, unseren dreimonatigen weiblichen Schmuck jetzt zu verlieren, da das Wiedersehen mit den Unseren naht! – Und dann stellt sich heraus, daß nicht wenige es verstanden haben, sich der Operation zu entziehen. Es ist die Mehrzahl der Polinnen, die in den folgenden Wochen nicht für eine Minute die Tücher von den Köpfen nimmt. – Wäre die Flucht wenigstens gelungen! Dann wäre uns der Preis nicht zu hoch gewesen.

---

Nach den aufgeregten Tagen folgen ruhigere. Sie sind von einer stumpfen, irgendwie weichen Ruhe, wie die Ruhe in der Natur nach einem Unwetter. Auch solche Tage gibt es.

Der Fluchtversuch der Polinnen bleibt auch sonst nicht ohne Folgen.<sup>54</sup> Die Aufseher werden mißtrauischer, wir aber zuversichtlicher. Die Haltung der Nazis ließe sich mit den Worten ausdrücken: *Und jetzt erst recht!*, unsere mit den Worten: *Jetzt schon gar nicht!* Dieses *Jetzt schon gar nicht!* drückt sich in einem Aufblitzen der Augen, einem Zwinkern, einem Achselzucken, ja auch im Nachdenken über unsere *Rechte* aus. Selbstbewußtsein erwacht in den Frauen wieder und verleiht den verfallenen Körpern neue Kräfte – und bleibt auch nicht ohne Eindruck auf die Deutschen.

Wir warten vor der Küche auf die Austeilung des Mittagessens. Wie gewöhnlich sitzen wir auf den zur Küche hinaufführenden Stufen. Eine Aufseherin kommt herunter. Bisher sind in solchen Situationen alle sofort auf die Füße gesprungen, wie von einer Feder emporgeschnellt. Jetzt rührt sich keine.

"Vielleicht würdet ihr aufstehen –!" ruft die Frau, aber es klingt nicht so aggressiv, wie wir es gewohnt sind.

"Wir sind zu schwach!" antwortet jemand hinter mir. Das Herz droht mir stillzustehen. Das wird uns das Mittagessen kosten.

"Wovon seid ihr zu schwach? Ihr bekommt doch genug zu fressen!" gibt die Aufseherin zurück und geht.

"Sehen Sie sich erstmal an, wieviel wir essen!" schreien ihr mehrere Frauen nach. Die Aufseherin geht ruhig weiter.

"Seid doch vernünftig!" rufe ich wütend, – aber so hat es noch nie in mir gelacht.

"Rede hier nicht soviel, beschaff lieber bei der Verwaltung warme Kleider für den Transport", kommt es im Chor zurück.

Sie haben recht. – Das *Ihr müßt wollen!* ist ein großes, ein riesiges Gebäude, ein aus vielen tausend Stücken zusammengesetztes Mosaik, und jedes Stückchen muß besonders geschliffen werden, jedes Stückchen ist ein kleiner Wille, ein Baustein. Hat *er* es so gemeint?

Nachmittags arbeiten wir mit Opa Franz. Ich trage wieder Wasser, und während ich mit den zwei schweren Eimern dahinstolpere, erwacht in mir Angst vor einem neuen kalten Bad. Als ich den ersten Eimer vollschöpfe, kommt ein Angestellter aus dem Verwaltungsgebäude. Von weitem ruft er mir zu: "Ist das Wasser kalt?" Was will der? Fraternalisieren oder mich verhöhnen? Sieht er schon einen Menschen in mir, und soll die Frage der erste Schritt sein auf der über den Abgrund führenden Brücke? Ich nehme den Handschuh auf.

"Ja, das Wasser ist sehr kalt, und wir haben keine warmen Kleider!" höre ich mich rufen, aber meine Stimme ist nicht mehr die alte; in ihr klingt schon Selbstbewußtsein

---

<sup>54</sup> Es handelte sich wohl um eine polnische und eine tschechische gefangene. Sie wurden mit arrest, essensentzug und prügel bestraft. (Nach RUDORFF)

mit. Ich warte auf seine Reaktion. Er antwortet nicht und eilt weiter. Aber er lächelt mir zu. War das als Antwort gemeint?

"Was wollte er?" fragen die Frauen, als ich mit meiern beiden Eimern in die Werkstatt zurückkomme. "War es wegen der Frau heute früh?"

"Seid unbesorgt", beruhige ich sie und berichte.

Opa Franz ist in der Werkstatt. Wie? – Ein Plausch in seiner Gegenwart? Während ich den Frauen erzähle, was sich zugetragen hat, klopft Opa Franz mit seiner Kelle im Takt auf das Fensterbrett. Als ich geendet habe, wirft er mir aus seinen weisen alten Augen einen Blick zu und nickt energisch wie ein Orchesterdirigent beim letzten Akkord. Opa Franz hat mit etwas Schluß gemacht. Er hat einen Punkt gesetzt hinter etwas. Hat er gesehen, versteht er, oder ahnt er nur, was geschehen ist? Er bückt sich, nimmt Mörtel auf die Kelle und lächelt. *Na, machen wir bis dahin weiter, noch ein paar Striche ... Tut auch ihr etwas!*

Nach dem Abendappell wird das Transportkommando zur Schreiberin bestellt. Jede bekommt irgendein altes Kleidungsstück. Mir gibt die Schreiberin ein gutes dunkelgraues Männerjackett. Mit fünf Taschen! Sie sieht mir in die Augen und fragt: "Gefällt es dir?" – "Wundervoll!" Als ich mich abwende, legt sie mir die Hand auf den Rücken. Gut, daß sie nicht weiterfragt. Es gibt Fälle, in denen Schweigen das beste ist.

Die Aufseherinnen haben in ihrem Heiligtum auf dem zweiten Stock Fastnacht gefeiert. Morgens finden die Reinemachefrauen die Spuren einer wilden Orgie. Davon bekommen auch sie gute Laune und verleiben sich ein, was die Herrschaften dort vergessen haben. – Siehe da! Die SS säuft während der Dienststunden? Ist das die berühmte deutsche Disziplin? Sie ahnen doch nicht etwa, daß es mit ihnen zu Ende geht?<sup>55</sup>

Auch unsere Laune steigt, als wir die Geschichte erfahren. Ili, die Diseuse, steigt auf den Tisch und singt einen alten Pester Schlager. Piri springt flink wie eine Katze neben sie, bindet sich einen langen Streifen Flachs um den Hals, nimmt Ili um die Hüfte und trägt ein populäres Liebeslied vor. Die kleine Ditta schwingt sich auf das Fensterbrett und singt ein Volkslied.

Ich stelle mich vor Ditta und ermuntere sie, weiterzusingen. Seit vier Monaten arbeitet sie in der Flachswäscherei. Sie ist Vollwaise, vierzehn Jahre alt und wie durch ein Wunder bei der Ankunft in Auschwitz durchgerutscht. Ich singe aus Leibeskräften mit. Elsa ergreift Gréti, und nun wiegen sich die beiden im Tangoschritt. Elsa hat einen Fuß dick verbunden, der andere ist nackt (und auch sie ist beim Transport). Manci schreit in den Trubel hinein: "Uns kann keiner!"

In der Tür des Waschraums erscheinen die isolierten Kranken. Vorn steht eine der Tschechinnen. Ich gehe näher hin – *wie? Was? Ist das möglich?* Die Tschechin ist schwanger! – Darum hat man sie in den Duschaum gesteckt.

---

<sup>55</sup> Fastnacht war am 12./13.2.1945. Am 8. oder 9. februar wurde das KZ *Groß-Rosen*, also die organisatorische anbindung der SS im lager *Merzdorf*, evakuiert (und am 13.2. durch die sowjetarmee befreit).

---

Hier eine schwangere Frau? – Wir werden ein Kind haben! Das Lager gebiert ein Kind? Oh, warum ist der Mensch so schwach und erträgt diese großen Augenblicke nicht! Ich hätte die Welt umarmen mögen oder wenigstens diese schwermütig-glückliche, leise zitternde, blasse Frau, diese Heldin. Schon liegen wir uns in den Armen.

Die Frauen stehen um uns herum, der Rausch hat sich in Staunen aufgelöst. In andächtiges Staunen, in Ergriffenheit vor der Schönheit des Wunders, seiner Größe, seiner Macht. Am liebsten möchten sie das Kind schon herzen und küssen und ihm die Brust geben. Wer kann ermessen, wieviel Sehnsucht im Herzen einer Frau schlummert? Ein kleines Signal hat sie offenbart, und unter Tränen, herzerreißend, entströmt ihnen der Wunsch nach Mutterschaft.

Mittags kommt Erzsi mit der Neuigkeit – sie hat sie der Kugel abgeschwatzt –, daß im Duschaum *zwei* schwangere Frauen sind. Auch die zweite sei Tschechin. Hundert bangende Herzen warten auf Nachrichten von den beiden Betten dort, und es bangen um die Frauen auch die Polinnen, vor allem aber die Tschechinnen. Ob die Deutschen von der Sache wissen?

Seit den frühen Morgenstunden donnern irgendwo Kanonen, und gewaltige Detonationen erschüttern die Luft. Es heißt, Breslau werde beschossen. Diese ungewohnte Musik hat unterschiedliche Wirkung auf die Trommelfelle: angenehme auf die unseren, höchst unangenehme auf diejenigen der Deutschen.

Damit wir sie nicht allzu angenehm empfinden, lassen die Deutschen *durchsickern*, daß keine Jüdin lebend von hier fortkommen werde. Wenn ich jetzt mit meinem österreichischen Freund sprechen könnte! Mit einem Wort würde er alle unsere Besorgnisse zerstreuen.

Am Abend setzen wir uns zusammen und raten: *Was mögen die Deutschen mit uns vorhaben?*

"Die ganze Fabrik ist unterminiert, ein Streichholz genügt, und wir sind erledigt", meint Piri, das Apachenmädchen, mit Händen und Füßen gestikulierend.

"Ach, wozu so ein Aufwand? Vier SS-Männer machen in zehn Minuten Schluß mit uns!" widerspricht Sári.

"Schämt euch, ihr kleingläubigen Idioten! Die laufen davon, wenn die Stunde geschlagen hat!" ruft Elsa im Ton so fester Überzeugung, daß die Wirkung nicht ausbleibt.

"Recht hat sie! Recht hat sie!" rufen die Frauen durcheinander. "Wozu sich das Herz schwer machen!" Eine Welle der Erleichterung flutet durch den Raum.

Wir lassen die schwarzen Verdunkelungsvorhänge herunter und machen uns für die Nacht fertig – mit gemischten Gefühlen, was soll ich's leugnen?

"Heute legen wir uns nicht vorne hin, der Teufel hole die Wanzen", ruft Márta von ihrer Pritsche herunter. Zsoli bittet mich, sie zu wecken, *wenn etwas passiert*. Tante Schwarz nimmt Gréti zu sich ins Bett – es ist so kalt heute nacht, nicht? Elsa betet,



---

Medea jagt die Frauen aus dem Waschraum. Unter ihnen ist auch Márta, der Medea noch verachtungsvoll die größte ihr zur Verfügung stehende Beschimpfung zuruft: "Frau Gräfin!"

Langsam wird es still im Saal.

Wir sind noch im Einschlafen, als ungewohntes Stampfen auf dem gepflasterten Hof uns aufhorchen läßt. Marschritte, Männerstimmen ... Augenblicklich sind alle hellwach und steigen von ihren Pritschen herunter. Totenbleich vor Angst, kramen die Frauen mit nervösen Händen ihre Kostbarkeiten aus den Strohsäcken und Kopfkissen hervor. Wir ziehen alles an, was wir an Kleidungsstücken besitzen. Keine fragt sich, welchen Sinn das haben sollte. Aber wer überlegt schon in solcher Situation?

Auf einmal dringt Gesang durch die Verdunkelungsvorhänge. Ein altes ungarisches Soldatenlied! – Hundert Frauen, in Lumpen gekleidet, sinken schluchzend auf ihre Pritschen.

Die Tür fliegt auf, Galatea tritt ein. Einen Augenblick steht sie, von dem Anblick betroffen, verständnislos da. Ich hätte Lust, auf sie zuzugehen und ihr den Mund zu verbinden: *Dies eine Mal brülle nicht, dreh dich um und geh! Geh schön weg, Galatea, du hast jetzt hier nichts zu suchen!*

Aber Galatea hat kein Verständnis für unsere Gefühle. Sie zieht sich nicht zurück, sie faßt sich: "An die Fenster gehen ist verboten!" Sie wirft den Kopf auf und verschwindet.

Die Frauen haben Galatea gar nicht bemerkt. Ein vielfarbiger Regenbogen prangt bereits auf den von Tränen genäßten Gesichtern. Erstmals in Deutschland ein ungarisches Lied! – Ungarische Soldaten? Von wo kommen sie, wohin ziehen sie? Jetzt stürzt alles zu den Fenstern: Es wäre so schön, wenigstens einen von ihnen zu sehen! Wie es wohl jetzt zu Hause ist, in Ungarn? Wie schön wäre es, mit Landsleuten zu sprechen! – Vielleicht morgen früh, trösten wir einander. Inzwischen ist der Gesang verklungen. Hilflos sinken wir auf die Betten.

Beim Wecken eilen wieder alle zu den Fenstern. Von ungarischen Soldaten keine Spur.<sup>56</sup>

Mitte Februar ist der Winter besonders heimtückisch. Die Sonne steigt höher und höher, sie taucht die Schneelandschaft in flitzerndes Licht, das die Augen blendet und das Herz in Sehnsucht erschauern läßt. Dann verschwindet die Sonne unter dem Horizont, lacht über den gelungenen Februarscherz, und auf einmal ist es bitter kalt.

Wenn wir zum Morgenappell antreten, zeigt das am Küchengebäude hängende Thermometer fünfzehn bis zwanzig Kältegrade. Die nackten Beine der Fabrikarbeiterinnen sind rot und blau gefroren. Die Komödie könnte in zehn Minuten erledigt sein, aber das ist nicht der Zweck der Übung. Der *Appell* ist eine spezifische Erfindung der Deutschen, die alles bisher dagewesene übertrifft. Wenn doch ein

---

<sup>56</sup> Die 1. Ungarische Armee zog sich nach dem Fall von Budapest (am 13.2.45) ins "Protektorat Böhmen und Mähren" zurück, wo sie im Mai gegenüber der 4. Ukrainischen Front kapitulierte. Es ist vorstellbar, daß versprengte Einheiten in diesem Zusammenhang in Merzdorf vorbei kamen.

---

großer Komponist die Sinfonie dieser Leiden schüfe, ein Dichter die Ode dieser Qual schreibe, damit die Menschheit bis ans Ende der Zeiten wisse: So haben die deutschen Faschisten Menschen lebend begraben! Sieben Monate Appell – !

In Auschwitz war es nicht so kalt, dafür aber hatten wir so gut wie nichts am Körper. Dort spielten wir die Rolle des Lajos aus der Anekdote, die meine Großmutter zum besten zu geben pflegte: *"Markus hat die Jacke zehn Jahre getragen, Vilmos fünf Jahre, und dieser Nichtsnutz Lajos hat sie in einem Jahr in Fetzen gerissen!"*

Wir verkommen immer mehr, siechen dahin. Unser einziger Trost ist der Gedanke: *Wir sind nicht in Auschwitz und – vielleicht ist das Ende nahe.*

Wir laden Stoffballen auf Lastwagen. Die verschwitzten Kleider kleben uns am Körper. So ein Ballen wiegt zwanzig bis fünfundzwanzig Kilo, er muß hoch hinaufgereicht werden – und wir arbeiten unter der Aufsicht Winklers! In unbewachten Augenblicken riskieren wir es, uns auf die Waage zu stellen. Nein, das habe ich mir doch nicht vorgestellt: Zwanzig Kilo fehlen an meinem normalen Gewicht.

Bis zum Abend laden wir fünf Wagen voll. Auf jede von uns kommen sechzig Ballen. Die Deutschen haben es offenbar sehr eilig, die Ware in Sicherheit zu bringen.

Nach dem Abendappell fallen wir halbtot auf die Pritschen. Ich bin so erschöpft, daß ich nicht einmal nach dem Brot greife. Oh, mein österreichischer Freund, nicht das hast du uns versprochen! Wir werden das Ende nicht erleben. Unsere Kräfte reichen nicht aus ... Fünf oder sechs Frauen umstehen meine Pritsche – und wieder trösten wir einander: *Wir sind nicht in Auschwitz!*

Vielleicht ist Auschwitz schon in sowjetischen Händen. Vielleicht gibt es in Auschwitz keine Häftlinge mehr. – Wie mag es in Auschwitz ohne Häftlinge sein?

"Ich könnte es mir vorstellen," meint Piri, während sie mit ihren Mäusen spielt, "aber man müßte dem Ort zuerst einen anderen Namen geben; denn *Auschwitz* bedeutet nur noch das Eine."

"Sie hat recht," sagt Elsa, "Auschwitz ist Auschwitz, und ich kann es mir nicht anders vorstellen als so, wie es war. Fleischgeruch, Blutgeruch, Chlorgeruch, Nacktheit, Kübel, in die Runde gereichte rostige Schüsseln, Bluthunde, Gewehrkolben ..."

"Genug, genug, schöpf Atem, sonst erstickst du!" wirft Ella ein. "Geben wir ihm einen anderen Namen und Schluß damit. Ich habe einen Tip: Nennen wir es ... der Namen fällt mir nicht ein. Onkel Gyuri,<sup>57</sup> unser Mieter, der Oberschullehrer ist, pflegte davon zu erzählen. Von einem Gott, der hatte einen Palast, dort bedienten Göttinnen die Seelen der im Kampf gefallenen Krieger beim Schmausen ..."

So wird aus Auschwitz *Walhall* – und in einem der Säle von Walhall steht in der Mitte ein Tisch, darauf ist ein Galgen, und von dem baumelt Mengele herab!

"Nein, Gehängtwerden wäre viel zu milde für ihn", erklärt Zsoli. "Er muß zuerst ein bißchen gefoltert werden."

---

<sup>57</sup> Es gibt im ungarischen eine spezielle höflichkeitsform, bei der unverwandte ältere personen mit *eigennamen* + "*néni*" (*tante*) bzw. "*bácsi*" (*onkel*) angeredet werden.

"Verhungern soll er", schlägt Tante Schwarz vor.

"Am besten wäre es, er müsste alles der Reihe nach durchmachen, was sie uns getan haben", träumt Mária.

"Mir einem Wort –", wirft Ella ungeduldig ein, "entschließt euch, dann gehen wir schlafen."

"Ja, geht, Kinder, legt euch schlafen. Im Handumdrehen wird zum Wecken gepfiffen werden", sage ich. "Seid beruhigt, der Halunke ist schon erledigt, es gibt keinen Mengele mehr!"

*Und in der Tür steht – Mengele.*

Hundert Herzen hören auf zu schlagen, die Zeit bleibt stehen, die Erde hält in ihrem Kreislauf inne! Wie von Blitz getroffen, brechen hundert Menschen zusammen. Bildhauer der ganzen Erde, hierher! Meißelt in Stein das Entsetzen. Hier findet ihr Modelle, wie es sie noch nie gegeben hat und nie geben wird, solange die Welt stehen mag!

Dort auf der Schwelle steht er, der Gott der Unterwelt, in seinem weiten Radmantel, die Arme, diese Semaphore<sup>58</sup> an der Straße des Todes, lässig verschränkt, den Kopf leicht gesenkt. Nun setzen sich die gestiefelten Beine in Bewegung. Langsam, schwer treten sie auf. Näher und näher kommt er und erstarrt wieder. In seiner Bewegungslosigkeit rumort geradezu hörbar die zügellose Mordgier. Jetzt, gleich wird er den Mund aufmachen und Vernichtung speien. Jetzt, gleich werden die Semaphore des Todes hochgehen. In achtungsvoller Entfernung steht steif hinter ihm das Gefolge. Der Gott der Unterwelt wendet den Kopf eine Spur zur Seite. Der höchste Funktioär des Hauses springt und streckt eine Hand aus. Ich kann den Anblick nicht länger ertragen und schließe die Augen, presse die Stirn an den Pfeiler der Pritsche. – Der Zug setzt sich gegen den Duschaum hin in Bewegung.

Ein erschütternder Aufschrei, ein zweiter, ein dritter ... dann Stille.

Schritte ... Hades und sein Gefolge kommen zurück, schreiten durch den Raum und ziehen ab. Der kalte Atem des Todes steht in der Luft.

Die hundert Frauen kommen zu sich und bereiten sich auf den Tod vor. Kann Mengeles Erscheinen in der Merzdorfer Fabrik anderes bedeuten? Kein Wort ist zu hören, niemand rührt sich. Die Todgeweihten hocken auf ihren Pritschen und starren ins Nichts. Herz, bleib stumm. Erinnerungen, sucht uns nicht heim, so wird das Sterben leichter sein.

Und in diese brüllende Stille, in diese wehklagende Stummheit dringen entsetzenerregende Schreie, die nicht für einen Augenblick verstummen. Abgerissene Worte mischen sich darein. Es ist eine markerschütternde Symphonie des Grauens, die Symphonie der Tragödie eines Frauenlebens. – Eine der schwangeren Frauen ist beim Anblick Mengeles wahnsinnig geworden und hat ihr Kind geboren, – das nur eine Stunde leben wird.

Was bringt uns der nächste Tag, die nächste Nacht?

---

<sup>58</sup> Signalzeichen

---

Leise geht die Tür auf. Eine der Frauen vom Nachtdienst steckt den Kopf herein. Wir stürzen auf sie zu. Vor Aufregung und Eile kann sie kaum sprechen: "Er ist fort ... Mengele ist fort ... Hinten, durch die versteckte kleine Pforte hinter dem Verwaltungsgebäude ist er weggegangen!"

*Weggegangen, weggegangen ...* Hundertmal, tausendmal wiederholen wir es. Weiter segelt der Tod unter dem Radmantel, weiter, weiter – wohin? Wir sind nicht eines Gedankens fähig, wir wissen nur, daß wir leben, wieder leben – wie lange? Wir fragen nicht. Wichtig ist, daß wir leben, noch leben, wieder leben.

Das war der 18. Februar 1945.<sup>59</sup>

Am nächsten Tag genehmigt die Betriebsleitung für das Mittagessen eine größere Portion Kartoffeln (ob wohl aus Freude darüber, daß Mengele aus Auschwitz entkommen ist?). Diese Tatsache genügt, unsere normale Stimmung wiederherzustellen.

"Das Unglück ist geschehen, weil ihr euch nicht entscheiden konntet, wie der Hund draufgehen soll", sagt Ella.

"Schweig!" fährt Ditta sie an. "Mengele soll nicht einmal auf dem Klo erwähnt werden, geschweige beim Kartoffeleessen!"

Mir ist nicht nach Witzen zumute. Morgens ist mir eine eiserne Stange auf den Fuß gefallen, und ich habe große Schmerzen, so daß ich jetzt nicht auftreten kann, nachdem ich eine halbe Stunde gesessen habe.

Während des Tages sich krankschreiben lassen? Eine schwierige Sache. Aber als die Kugel sich den Schaden besehen hat, winkt sie mit dem Kopf gegen die Pritsche. Prächtig! Das Thermometer steht auf minus zwanzig, und wir verladen Hanf. Man bringt mich zu meiner Pritsche. Sári fragt leise, mit einem leichten Blinzeln: "Könntest du nicht ein paar Tage liegen bleiben?"

Ich verstehe. "Was soll's denn sein?" gebe ich zurück.

"Ein Geschäft. Ein Deutscher möchte vier Paar Kniestrümpfe für seine vier Rangen. Die könntest du jetzt stricken. Es gibt Brot und Speck dafür."

Der Speichel läuft mir im Mund zusammen, aber ich habe Bedenken: "Du, gib acht, ob es nicht eine Falle ist!"

"Keine Rede. Auch die Polinnen stricken für Deutsche."

Nicht übel. Mehrere Deutsche lassen sich von den Häftlingen aus gestohlenem Material Strümpfe stricken. Kniestrümpfe sind bei den Deutschen augenblicklich Mode.

"Gut, bring das Material. Ich hoffe, mein Fuß wird ein Einsehen haben."

---

<sup>59</sup> "Am 17. Januar 1945 rückte die Rote Armee auf das nur fünfzig Kilometer östlich von Auschwitz gelegene Krakau vor. Während Lagerkommandant Richard Baer die Räumung des Lagers anordnete, verließ Mengele das Lager mit einem PKW in Richtung des KZ Groß-Rosen, seine eilig eingepackten medizinischen Unterlagen im Gepäck. Seit dem 18. Januar wurde er in Groß-Rosen als Lagerarzt geführt. Er war offenbar zum Nachfolger des ab dem 6. Februar 1945 versetzten Friedrich Entress als neuer SS-Standortarzt designiert. Bereits am 8. oder 9. Februar 1945 wurde Groß-Rosen jedoch „evakuiert“ und am 13. Februar befreit. Vermutlich Anfang Februar 1945 traf Mengele in Nordböhmen auf das Kriegslazarett 2/591 der 17. Armee. Hier arbeitete der Internist Otto-Hans Kahler als Militärarzt, den Mengele als Kollegen am Frankfurter Institut unter Verscher kannte. Durch Kahlers Fürsprache erhielt Mengele am 2. Mai 1945 die Erlaubnis, sich in Wehrmachtsuniform dem Lazarett anzuschließen." (*Wikipedia*)

Sári holt das Garn, das sie auf ihrer Pritsche versteckt hat. Ich mache mich sofort an die Arbeit. Der Faden ist ziemlich dick. Wir stricken die Waden mit zwei Nadeln, nähen das Ding zusammen und stricken den Fußteil mit fünf Nadeln an. Was sich nicht alles in so einen Strumpf hineinstricken läßt! Gut, daß er nicht sprechen kann ... *Jüdische Frau, "Schutzhaftjüdin", strickt für deutsche Kinder aus gestohlener Ware Strümpfe. Deutscher Vater zahlt mit Brot und Speck.* Ich denke mir das als die eine Seite einer Gleichung; was stünde auf der anderen Seite? *Politische Lage plus wirtschaftliche Lage plus Zersetzungsprozeß.* Hei! Es lebe das Brot, der Speck und der mit der Jüdin schiebende Deutsche!

Als am nächsten Morgen die Kugel mit unheilverkündendem Gesicht auf mich zukommt, gibt mir Zsoli rechtzeitig einen Stups. Ich verstecke meine Strickerei und beginne zu stöhnen. Mein Fuß besteht die Visite, und als der Tag zur Neige geht, ist das erste Paar Strümpfe fertig. Wie aber stelle ich es an, noch drei Tage krank zu sein?

Mein Fuß sieht noch recht häßlich aus, aber die Kugel hat ihre eigenen ästhetischen Begriffe. Vorsichtsmaßnahmen sind nötig. Sári legt mir oberhalb des Knöchels einen Verband an, und ich lasse den so adjustierten Fuß vom Augenblick des Erwachens bis zur Ankunft der Kugel von der Pritsche herunterbaumeln. (Ein Trick, den uns polnische Frauen verraten haben.)<sup>60</sup>

Als dann die Kugel zur morgendlichen Visite kommt und kopfschüttelnd an mein Bett tritt, mache ich ein betrübtes Gesicht und bitte sie, mir einige *Plumbum Aceticum*-Pastillen zu geben, die in Merzdorf wenigstens so populär sind wie in Auschwitz das Mitigal.<sup>61</sup> Einmal hat eine Polin irrtümlich die Hälfte einer Pastille geschluckt, wovon sie vier Wochen lang krank war. Seither galt das Prädikat als Wundermittel, und die Häftlinge stahlen es, wo sie nur konnten. Ich will es nicht für meinen Fuß, sondern als Reserve haben. Ich bekomme meine Pastillen, obzwar mein Wunsch der Kugel höchst verdächtig zu sein scheint. Noch vier Tage stricke ich weiter, dann sind vier Paar Strümpfe fertig. Schon vermeine ich den überirdischen Duft des Specks und des Brotes in der Nase zu spüren, und wir vertrinken im Voraus das Fell des Bären: Wir verzehren unsere Brotration auf einen Sitz.

Doch der Lohn für die Arbeit läßt auf sich warten. Ich bin besorgt: Vielleicht gefällt die Fassung der Strümpfe nicht, oder das Garn, das wir gestohlen haben, war nicht fein genug? Schließlich aber bringt Sári einen halben Laib Brot und ein Stückchen Speck. Wirklichen, echten Speck – es sind etwa zwanzig Gramm. Und wie das alles duftet! "Du, Márta," bemerke ich. "die Arbeit ist doch glänzend bezahlt, nicht? Dieses Brot wiegt mindestens siebenhundert Gramm."

"Willst du es ausstellen oder aufessen?" gibt Márta ungeduldig zurück, wobei das Messer in ihrer Hand zittert.

<sup>60</sup> Vermutlich geht es um einen druckverband, um den blutkreislauf zu unterbinden. Das adjustieren aus der chiropraktik kann nicht gemeint sein.

<sup>61</sup> *Plumbum aceticum* ist ein homöopathisches heilmittel. Die homöopathie genoß im NS-deutschland erstmals in ihrer existenz staatliche unterstützung. In der literatur finden sich hinweise auf "heilmittelversuche" an KZ-gefangenen auch mit homöopathischen präparaten; naturheilkundlich relevante pflanzen wurden in mehreren KZ angebaut. (Vgl. ROBERT JÜTTE: 'Homöopathie und Nationalsozialismus', vortrag 2008; im netz zu finden)

---

Sári setzt sich zu uns, um auch einen Genuß zu haben. Da fällt mir ein, daß sie doch das Geschäft vermittelt hat. "Möchtest du ein Stück?"

"Laß doch!"

"Ja oder nein? – Keine Antwort, also ja!"

"Sollte ich nicht auch den Nachbarn anbieten?" frage ich, wage aber nicht, Márta anzusehen, die mit einem einfachen Vorschlag antwortet: "Ich schneide das Brot entzwei, und du tust mit deiner Hälfte, was dir paßt."

Bevor sie zu schneiden beginnt, nehme ich ihr das Brot rasch aus der Hand: "Gib es her, laß es mich anfassen. Seit acht Monaten habe ich kein so großes Stück Brot in der Hand gehabt. – So, jetzt kannst du schneiden!"

Sie teilt ihr Stück in ganz dünne Scheiben – sie hat eben keinen Sinn für Stil. Ich hocke mich mit untergeschlagenen Beinen auf den inneren Rand der Pritsche, lehne den Rücken gegen die Wand, und dann beginne ich wie einst ...

*An einem Ende der Schwelle des Stalls sitzt Onkel Pista, am andern Ende, ihm gegenüber sitze ich. In der linken Hand hat er ein großes Stück Brot und eine Scheibe Speck. In der rechten Hand hält er das offene Klappmesser. Danit schneidet er einen guten Brocken von dem Brot ab, schiebt ihn an der Spitze des Messers in den Mund, schneidet ein Stück Speck ab, taucht es in Salz, das er auf der Schwelle in einer Tüte beieit hält, und läßt es andächtig dem Brot folgen. Während er mit vollen Backen ißt, schlägt er sich mit dem Messer im Takt auf das Knie. Ich betrachte ihn wie das schönste Wunder. 'Möchtest du was davon?' fragt er. Ich nicke. 'Hast du ein Messer?' – 'Nein!' – 'Da.' – Und er holt ein zweites Klappmesser aus der Tasche, gibt mir Brot und Speck ...*

So, wie ich es von Onkel Pista gelernt habe, esse ich auch jetzt mein Brot und meinen Speck, gewürzt mit herrlichen Erinnerungen aus längstvergangenen Tagen. Dazu schlage ich mir im Takt auf die Knie. Dafür habe ich einen ganz verrückten Text: "Kamel, Kamel mit Höcker, einem, zweien, vieren und auch mehr." Gute Laune steckt an. Über mir beginnt Mária mit ihrem kindlichen Sopran: "Möcht' in einer Maiennacht allen Flieder pflücken ..."

Ich recke den Kopf und klopfe mit dem Griff des Messers zu ihr hinauf: "Wirst noch genug Flieder pflücken!"

"Wirklich? Ist das dein Ernst? Ich werde verrückt – du glaubst es?"

"Natürlich!"

"Also im Mai –?"

"Ja, am achten Mai!"

"Grade am achten Mai? Und warum?"

"Weil dann jemand Geburtstag hat, den ich sehr liebe", antworte ich, bedaure den Scherz aber im selben Augenblick.

Ich hebe mir die Hälfte des Brotes für den nächsten Tag auf, vertilge es aber dann doch noch während der Nacht, denn Márta hat mich die Weisheit gelehrt: *Was man in*

---

*sich hat, kann einem keiner nehmen.* Weisheiten kommen uns in den Sinn immer nur, wenn es uns schlecht geht. Wem es gut geht, der kann auf Weisheiten verzichten.

Dank dem frommen Schwindel läßt mich die Kugel auch am nächsten Tag im Bett. Die Frauen, die zur Arbeit gehen, deponieren wie üblich ihr Brot bei mir. Auch Sári tut es. Sieh da: Sie hat ein ebenso schönes rundes Stück Brot wie meines gewesen ist. Ich gönne es ihr.

Kohle, Kohle und wieder Kohle! Dazu eine neue Aufseherin, deren Elan noch ungebrochen ist und die wohl auch die Gepflogenheiten nicht kennt. Sie läßt niemanden ins Kesselhaus zum Aufwärmen. Sie selbst zieht sich in den Holzschuppen zurück, steht aber unbewegt in der offenen Tür und beobachtet uns. Der Schnee friert an unsere Holzschuhe an, sie werden so steif, daß wir damit nicht arbeiten können. Wir müssen sie ausziehen.

Eilzüge, Güterzüge rattern oben auf der Böschung vorbei. Der Wind bläst den schwarzen Rauch auf uns zu. Wie schön wäre es, auf der Lokomotive neben dem warmen Kessel zu stehen. Ob die Leute dort oben uns auf dem Kohlenwaggon sehen? Und falls sie uns sehen, was denken sie? Menschen sitzen im warmen Abteil und schauen zum Fenster hinaus, betrachten die Landschaft, manche essen. Leitungsmaste flitzen, Drähte schaukeln an ihnen vorbei. Sie machen sich keine Gedanken darüber. Das alles gehört zum Reisen, ist der Rahmen für das Essen und das Nichtstun, ein Aquarell zwischen zwei Stationen. So sehen sie auch uns – wir gehören zu ihrem Nichtstun, sind ein Aquarell.

Wir sind so durchgefroren, daß wir beim Austeilen des Essens die Schüssel nicht zu halten vermögen. Wir setzen uns auf die Treppe, man hilft uns, stellt uns die Schüsseln hin, und so löffeln wir das Essen aus. Winkler rast an uns vorbei, er denkt, wir essen aus Bequemlichkeit so, und stößt drei Schüsseln um. Die dünne Suppe fließt heraus. Winkler kommt mit einem Satz zurück: "Ihr Hunde, leckt es auf!"

Keine rührt sich. Da springt er auf mich zu und drückt mir den Kopf mit aller Kraft abwärts. Hätte ich nicht nachgegeben, so wäre mir das Genick gebrochen. Ich rolle die Treppe hinunter. Zwei Stufen tiefer liegt ein großer Stein, den wir zum Stützen der Tür benutzen. Gegen ihn schlage ich heftig mit meinem linken Fuß. Im Augenblick spüre ich kaum einen Schmerz, kann aber danach nicht auftreten. Sollte ein Nerv verletzt worden sein? Mein linker Fuß ist ja auch sonst in keinem guten Zustand, noch von Auschwitz her.

Man bringt mich ins Quartier hinauf. Noch ahne ich nicht, daß ich ab jetzt die ganze Zeit bis zur Befreiung auf der Pritsche liegen werde. Keine äußere Verletzung ist zu sehen, und auch ein größerer Bluterguß, der sich nach dem Fall gebildet hat, verschwindet wieder. Weder die Kugel noch Galatea glauben, daß ich nicht aufstehen kann, – aber ich bekomme unerwartet Hilfe.

---

Ein deutscher Militärarzt erscheint im Betrieb. Was sucht er bei uns? Neunundzwanzig Frauen sind krank, davon drei mit typhusverdächtigen Symptomen. Kommt der Arzt, um zu selektieren? Wird man die Kranken fortschaffen? Eine gefährliche Situation. "Versuch doch aufzustehen", dringen die Freundinnen in mich, und wir beginnen zu trainieren. Beim Auftreten auf dem verletzten Fuß habe ich höllische Schmerzen, so daß ich manchmal laut aufschreie. Es geht und geht nicht.

Da kommt der Arzt in Begleitung der Kugel und Galateas in unseren Saal. Es ist ein noch junger Mensch. Aus der oberen Tasche seines weißen Kittels ragt das Stethoskop, in der Hand hält er den Blutdruckmesser. Seine Augen haben einen Ausdruck, den wir bei deutschen Ärzten bisher nicht gewohnt sind. Es sind wirkliche Arztaugen. Ist es doch kein Deutscher? Oder verstellt er sich, wie es jetzt viele tun – und wird man uns bereits morgen fortschaffen?

Ich bin als erste an der Reihe. Galatea schreit mich an: "Komm runter von der Pritsche!" – und fügt in einem Atem an die Adresse des Arztes hinzu: "Das ist sie. Vom ersten Augenblick an weigert sie sich zu arbeiten." Bestätigung heischend, schaut sie auf die Kugel. Die aber schweigt.

Der Arzt winkt mir liegenzubleiben und setzt sich auf die Pritsche. Er sieht mir forschend in die Augen und greift mir ans Handgelenk. Dann wendet er sich kopfschüttelnd an die Kugel und sagt mißbilligend: "Exophtalmus, Hyperthyreosis! Haben Sie das nicht bemerkt?"<sup>62</sup>

Die Kugel stottert etwas, sichtlich bestürzt darüber, daß sie es jetzt mit einem wirklichen Arzt zu tun hat. Galatea kommt ihr zu Hilfe: "Die Patientin arbeitet nicht wegen ihres Fußes!"

Der Arzt winkt ab, der Fuß interessiert ihn nicht mehr. Er fragt nach irgendeinem Medikament, die Kugel nickt – und damit gehen die drei weiter.

Oh, ihr meine Augen, meine teuren Kullerchen, Gegenstand brüderlichen Spotts, unbezahlbare Juwelen! Gut, daß ihr geschwiegen habt. Hätten wir dem deutschen Arzt etwa erzählen sollen, daß ihr eine Familienreliquie seid, einfache, harmlose Gegebenheiten, daß ihr nichts zu tun habt mit der Schilddrüse, daß ihr nur so in die Welt hineinrollt und euch frech den Anschein einer Krankheit anmaßt? Daß ihr schon so manchen Arzt irregeführt habt? Oder hätten wir ihm auseinandersetzen sollen, daß der beschleunigte Puls nur Garnierung der Ereignisse ist? Drängen wir uns nicht vor. Die Kugel hat von einem deutschen Arzt eine Lektion erhalten, und Galatea hat eine bemerkenswerte Niederlage einstecken müssen. – Ja, aber wenn doch Selektion ist? Wäre da nicht ein schlimmes Bein günstiger? Und falls keine Selektion ist: Der Arzt geht weg, die Kugel und Galatea aber bleiben ...

Der Arzt ist inzwischen bereits bei den Typhusverdächtigen. Alle haben um vierzig Grad Fieber. Warum hat die Kugel sie nicht isoliert? Aber wo? In ihrem Krankensaal? Nicht daran zu denken! (Noch wissen wir nicht, daß dort schon seit Wochen

---

<sup>62</sup> Exophtalmus: Hervortreten des Augapfels (z.B. bei der Basedowschen Krankheit); Hyperthyreosis: Schilddrüsenüberfunktion, auf der die Basedowsche Krankheit beruht. (*Anmerkungen in der deutschen originalausgabe*)



---

Typhuskranken liegen.) Und sie soll es auch weiter sein lassen! Es wäre die schlimmste Strafe für die Ärmsten. In unseren weitläufigen, luftigen Räumen haben sie es viel besser, man kümmert sich um sie, hier sind sie *zu Hause*.

Wir bringen eine und dann noch eine zweite angstvolle Nacht hinter uns, dann stellt sich heraus, daß unsere düstere Voraussage doch danebengegangen ist: Diesmal gibt es keine Selektion.

Einige Tage später haben wir eine Sensation. Galatea bringt eine normal gekleidete, etwa fünfzig Jahre alte Frau in den Saal, die noch ihr langs, im Nacken zu einem Knoten zusammengefaßtes Haar besitzt. Sie weist auf eine Pritsche und geht. Die fremde Frau hat einen Rucksack mit, den legt sie auf eine Pritsche in meiner nächsten Nähe. Sie blickt forschend, aber ruhig um sich. Mein Puls ist bei hundertzwanzig angelangt – die Frau hat ein Stück Außenwelt mitgebracht, das regt mich auf, das versetzt mich in Rausch, und ein berauschter Mensch ist für seine Taten nicht verantwortlich. Ich rede sie an: "In welcher Sprache sprichst du?"

Sie sieht sich um nach dem Ursprung der Stimme und antwortet ruhig: "Deutsch."

"Wenn du Hilfe benötigst, ich helfe dir gern, soweit ich kann", sage ich. Sie setzt sich auf meine Pritsche. Nach den ersten vorsichtigen Schritten finden wir leicht zueinander.

Trude kommt aus Breslau. Ihr Mann ist Kunstmaler und Protestant, sie selbst Anthroposophin. Sie haben zwei erwachsene Kinder, eine Tochter und einen Sohn. Sie ist vor ein paar Tagen abgeholt worden, als sie einmal allein zu Hause war. Die Gestapo hat versprochen, ihre Familie zu benachrichtigen. Sie glaubt es. Sie glaubt auch sonst alles. Ihr intelligentes Gesicht hat den Ausdruck der Ruhe eines Menschen, der sich keiner Gefahr bewußt ist. Ihren Rucksack hat man bei der Ankunft in der Fabrik geleert, nur ein paar Lebensmittel sind ihr geblieben. Während sie mir von sich erzählt, steht sie auf, kramt in ihrem Rucksack und legt mir eine kleine Papertüte auf die Decke: "Zucker, iß ihn, der wirkt anregend!" So vergeht eine Viertelstunde, die genügt, zwei Menschen, die sich guten Willens einander genähert haben, fest zu verbinden.

Trude offenbart sich als ruhiger und optimistischer Mensch. Wie sollte sie anders sein? Sie hat ihre Familie und ist außerdem überzeugt, daß Deutschland den Krieg verloren hat. Breslau sei zerbombt worden; auch ihre Wohnung liege in Trümmern. Nur eine Ecke des Ateliers sei übrig, dort habe man sie gefunden. All das berichtet sie in der Haltung einer Weisen, die sich in der Welt umsieht, mit dem Geschehenen die Opfer vergleicht, die sie selbst bringen mußte – und mit dem Ergebnis zufrieden ist, denn: Ende gut, alles gut!

Trude ist Menschenfreundin, dem Menschen gilt ihr Interesse. Sie erweist sich als ungewöhnlich fesselnde Persönlichkeit, erzählt mit Begeisterung, und ich höre ihr gespannt zu. Wie schön und beruhigend ist es doch, auf dem Schauplatz selbsterlebter

---

Unmenschlichkeiten, in einem Augenblick, da man beinahe Menschenhasserin geworden ist, eine Frau kennenzulernen, die an den Menschen glaubt!

Trude ist für mich ein Geschenk des Schicksals. Sie lenkt mich vom Heute ab und erhebt mich aus der bodenlosen Tiefe der Gegenwart in eine normale, konsolidierte Atmosphäre. Sie ist mir eine Brücke zum künftigen Leben. Jeden Tag sitzt sie von früh bis spät auf meiner Pritsche – vielleicht bedeute ich ihr etwas Ähnliches.

Einige Tage nach ihrer Ankunft wird sie nach vorn gerufen. Ihr Sohn darf sie besuchen. – Trudes Schicksal ist eben nicht mit dem unseren zu vergleichen, und ich will das auch nicht tun. Ich freue mich, daß wenigstens sie vom Schlimmsten verschont bleibt. Trude informiert mich auch über die Weltlage, und was ich erfahre, gebe ich meinen engsten Bekannten weiter. Mit Rücksicht auf Trude kann ich nicht mehr tun. Ihr Sohn hat, wie sie mir nach ihrer Rückkehr sagt, mit Bestimmtheit behauptet, der Krieg könne höchstens noch einen Monat dauern. Doch schweben wir in doppelter Gefahr. Einerseits sind wir so entkräftet, daß es fraglich erscheint, ob wir es auch nur einen Monat lang noch aushalten werden, zum andern weiß niemand, ob uns die Nazis lebend davonkommen lassen werden. Darin besteht die größere Gefahr. Ich selbst bin vom langen Liegen so geschwächt, daß ich nicht ohne Stütze gehen kann. Sechsendreißig von den hundert Frauen sind krank.

Eines Morgens erleben wir eine angenehme Überraschung. Vom Ende des Saales ist Hämmern zu hören. Die Mauer wird durchbrochen, eine neue Tür wird eingebaut. Opa Franz macht die Maurerarbeit. Ganz gern hätte ich wieder Wasser für ihn getragen. Am Mittag geht er an meiner Pritsche vorbei. Er schaut mich an und bleibt stehen, aber nur für eine Sekunde.

Ich rufe ihm nach: "Opa Franz, was machen Sie da?"

"Das Tor zum Himmel" antwortet er, ohne zurückzubleiben. Aber er antwortet!

Allen günstigen Anzeichen zum Trotz herrscht gedrückte Stimmung. Auch Márta ist krank, sie hat bösen Durchfall. Dreimal schon ist ihr das Weberschiffchen an den Kopf geflogen, aber sie hat sich jedesmal nur für kurze Zeit hingelegt. Ich klage Trude: "Du wirst sehen, wir erleben das Ende nicht, der Sensenmann erwischt uns noch im Finish!" Das sage ich nur, weil ich will, daß sie mir widerspricht. Das tut sie denn auch.

Welche interessanten Beobachtungen könnte hier die medizinische Wissenschaft machen! Verfallene Menschen, denen die Ärzte zu Hause keine drei Tage mehr geben würden, leisten hier schwere Arbeit. Kranke, die nur mehr Haut und Knochen sind, steigen morgens von ihrer Pritsche und kriechen auf allen vieren zum Waschraum. Zwei aber sind so kraftlos, daß sie nicht von der Pritsche herunter können. Ich bitte Trude, mit ihnen zu sprechen, aber sie verstehen kein Deutsch. Da greift Trude zur Zeichensprache. Sie spannt ihren Bizeps, was heißen soll, daß man *wollen* müsse. Dann zeigt sie ihnen an den eigenen Körpern, daß sie nicht krank sind, ihre Herzen und ihre Lungen seien in Ordnung. Die Frauen verstehen sie, und ihre Augen leuchten auf. Trude setzt eine von ihnen auf, Vilma, dann hilft sie ihr von der Pritsche herunter. Auf

---

der einen Seite stützt sie sie, auf der andern hält Vilma sich an der Pritsche fest. So kommen sie zu mir. Mit Schweiß gemischt, rennen Vilma Tränen über die Wangen. Sie freut sich, sie hat Zuversicht und Selbstvertrauen bekommen. Sie wirft sich auf mein Bett und ruht aus. Dann geht sie allein auf ihre Pritsche zurück! Von da an macht sie diesen Spaziergang täglich. – Trude führt Vilma ans Fenster. Das Skelett schaut in die Sonne und lacht.

Márta liegt neben mir. "Ich glaube, ich habe dir noch nicht gesagt, daß Imre auch einen Schenkelhalsbruch gehabt hat", beginnt sie.

Warum soll ich ihr sagen, daß sie mir das schon erzählt hat? Mag sie sich nur aussprechen! Seit Monaten hat sie kein anderes Thema als die Familie. Imre, Janos, Miki und wie sie alle heißen. Mir ist, als hätte ich selbst seit meiner Geburt in ihrer Familie gelebt. Als wir neu ins Lager kamen, war uns die frische Erinnerung an unsere Familien wie eine kaum erträgliche, unser Leid vergrößernde Bürde erschienen. Jetzt richten wir uns auf an den alten Erlebnissen aus dieser früheren Zeit, in der uns niemand das Recht streitig machte, ein Mensch zu sein. Ich weiß alles von Mártas Leuten – von ihrer ersten Begegnung mit Imre bis Auschwitz. Und sie weiß natürlich alles von meiner Familie. Ich weiß, daß János sechzehn Jahre alt und größer ist als Imre. Ich weiß, daß er Algebra und manches dergleichen nicht mag, weil es doch so vielerlei Schöneres gebe: Fußball, Radfahren und überhaupt den Sport, er besitzt auch schon ein Rennrad und hat die Masern gehabt (Röteln nicht). Ich weiß, daß er frühzeitig sein eigenes Leben begonnen und Erfahrungen gesammelt hat, weil seine Eltern von froh bis abends arbeiteten. Er ist ein selbständiger, mutiger Junge. Auch das weiß ich, daß er im Ghetto gearbeitet hat.

Ebenso genau ist Márta informiert. Sie weiß, daß Tibor in allen Fächern eine Eins gehabt hat, aber unerfahren ist, weil wir ihn immer an der Hand geführt haben; daß er fünf Tage jünger ist als János, daß er Musik und Bücher liebt, aber keinen Schneid hat. – Wir wissen alles, restlos alles voneinander, so viel, daß es in einem dicken Buch keinen Platz hätte. Es ist mehr als wir von uns selber wußten, denn im Erzählen graben wir Schätze aus der Schatzkammer der Vergangenheit aus, die uns längst aus dem Gedächtnis entschwunden oder seinerzeit nicht aufgefallen sind. Wir zergliedern den Charakter und das Wesen unserer Angehörigen, ihre Gewohnheiten und ihr Äußeres in einer Weise, wie es das Gehirn, das Herz und die Phantasie nur durch die Brille des Sehens zu tun vermögen. So brauchen wir, wenn wir von der Vergangenheit sprechen, nichts mehr zu erklären. Wir haben eine Inventur der Vergangenheit vorgenommen und erkennen erst jetzt, wie reich sie war. Nichts geht verloren. Wenn Márta einen Namen erwähnt, steht ein Mensch vor mir, ein Mensch mit seinem ganzen Leben. Auch die Freunde und Feinde der Ihren lerne ich kennen. Da sind Straßen, in denen ich überall hinfinden würde, und Wohnungen, wo ich mich mit verbundenen Augen bewegen könnte; Schränke, aus denen ich im Dunkeln ein Tischtuch herausnehmen könnte; die Kakteen, die Kanarienvögel – der Vogel rechts oben ist

---

krank. Er muß destilliertes Wasser bekommen. Ins Obergeschoß führen zweiundzwanzig Stufen, der Lichtschalter ist links. Zum Versöhnungstag bäckt Tante Anna Apfelstrudel, weil er das Lieblingsgericht Schwager Mikis ist, der so etwas zu Hause nie bekommt. Ich weiß, wo dies und jenes im Laden zu finden ist, die Hemden sind auf dem Regal links. Ich fühle das unerreichbare Aroma der Pfirsische, die auf dem Pécser Markt feilgeboten werden, auf der Zunge. Ich kenne die Gänsefrau und den Holzhacker, ich weiß von Mumikas Tätigkeit im Frauenverein vor fünfzig Jahren und daß János zur Zeit des Aufenthaltes im Ghetto das erstmal in seinem jungen Leben verliebt war und daß er drei plombierte Zähne hat.

Alles, alles wissen wir voneinander, auch viele Dinge, die bisher niemand sonst gewußt hat. Restlos alles!

*Aber es gibt etwas, das wir damals noch nicht wissen: Daß János und Imre und Tibor im selben Transport aus Auschwitz weggebracht worden sind. Daß Imre im Zug von einer verdorbenen Leberwurst Fleischvergiftung bekommen hat und in Buchenwald daran gestorben ist; daß János seinen toten Vater in den Armen zum Massengrab getragen hat; daß János, der mutige, der selbständige Junge, geflüchtet ist, weil er das Hungern nicht ertragen konnte, aber zwei Tage später gefangen, ins Lager zurückgebracht und zur Abschreckung vor dem versammelten Lager erschossen wurde ...*

Wir sprechen von ihnen bei Tag und Nacht, wir sagen ein und dasselbe hundertmal, und es ist doch immer neu, es tut immer wohl, wir müssen es immer wieder tun, und so viel wir zu erzählen haben, es ist uns immer zu wenig.

Dann aber schneiden wir eine neue Seite des Themas an: Wie es sein wird, wenn ... Das ist ein unerschöpfliches Problem. Kein Mensch glaubt so fest an das Wiedersehen wie Márta. Mich stört dieser geradezu krankhafte Glaube, ja er verursacht mir Schmerz. Man muß daran glauben, ja, aber so fanatisch? Sie bringt es einfach nicht über sich, nicht zu glauben, sie lehnt starr auch den leisesten Zweifel ab. Keine von uns kann es sich vorstellen, daß sie die Ihren verlieren könnte, der bloße Gedanke daran macht uns wahnsinnig. Aber irgendwo in tiefsten Innern, immer wieder aus dem Bewußtsein verdrängt, lauert die Frage: *Leben sie?* Alles, was wir erlebt haben, sagt uns: *Es wäre ein Wunder!* Aber wir glauben an das Wunder. Doch so unbedingt, so ohne zu fragen, so störrisch wie Márta – ich wünschte, sie dächte wenigstens soweit realistisch wie wir, aber ich wage es nicht, an diesen ihren Glauben zu rühren, ich fürchte, sie könnte wieder einen Zusammenbruch erleiden wie damals in Auschwitz.

Einmal riskiere ich es dennoch zu sagen: "Diejenige von uns, die die Ihren nicht wiederfindet, schließt sich fürs Leben an die andere an." Drei Tage spricht sie nicht mit mir.

Sári bringt eine neue Bestellung: drei Paar Kniestrümpfe. Ich habe sie in drei Tagen fertig. Lohn: wieder ein halber Laib Brot, dazu diesmal zwei rohe Eier. Eier! Am Abend gibt es ein Festessen, und ich halte Márta meine Wange hin. Sie haucht mir gnädigst ihre Verzeihung darauf. Ein großer Stein fällt mir vom Herzen. Es wird ein schöner und sehr nützlicher Abend. Mártas Durchfall ist im Abklingen. Später erfahre ich, daß ihr

---

Zustand bedenklich gewesen ist, weil ihr Herz schlecht reagiert hat. Erszi hat ihr zwei (natürlich gestohlene) Ampullen Kampher eingespritzt, das hat Márta nicht einmal gemerkt. Als ich Sári wegen neuer Bestellungen interviewe, erklärt sie, es bestehe wenig Aussicht, die Besteller hätten ihr verraten, sie hätten selber nicht genug Brot!

Das höre ich gern.

Die neue Tür ist fertig. Neue Aufregung: Sie führt in einen großen Raum des Nachbargebäudes, dort sollen alle Kranken, auch die Polinnen, untergebracht werden. Wir wollen es nicht glauben. Wir fühlen uns wohl in dem gewohnten Kollektiv und unserem Zimmer, es ist gut geheizt, zum Waschraum und zur Toilette sind nur ein paar Schritte. Und wie schön es ist, in der Fensternische zu sitzen. Die Sonne scheint darauf, und der Märzwind schmeckt nach Leben. Und das vertraute Bild draußen, die Pappeln, das Häuschen mit dem roten Schindeldach inmitten des Rasenteppichs ...

Der Tag des Umzugs kommt. Der längliche Raum (es ist früher ein Magazin gewesen) hat an beiden Seiten Fenster und hinten zwei weitere nach dem Fabrikhof, während man an der Vorderfront Ausblick auf die Dorfstraße hat. Auf dieser Seite liegt auch der Haupteingang zur Fabrik. Im Obergeschoß sind Wohnungen von Deutschen.

Wir bekommen zweistöckige Pritschen. Márta ist wieder auf dem Posten. Sie hilft beim Umzug und belegt unter einem der Fenster an der Straßenseite rasch zwei untere Pritschen. Die Fenster sind so hoch angebracht, daß nur die über uns liegenden Frauen hinaussehen können. Wir haben gute, helle Plätze. Weniger schön ist es, nachdem der Raum sich gefüllt hat. Man braucht Nerven und Zeit, sich zu gewöhnen. Hundertdreißig Patienten kommen. Sind sie taub, daß sie alle so schreien? Oder streiten sie? Dann kommt die Kugel. Auch sie schreit. Ich hätte nicht gedacht, daß sie eine so starke Stimme hat. Die Patientinnen springen von ihren Pritschen und umschwärmen die Kugel. Sie fassen sie an den Armen und an den Schultern und schreien ihr ins Gesicht. Sie stößt um sich, ist rot wie eine wütende Pute und schreit. Sie rollt hinaus, und es wird stiller. Sie kommt wieder hereingerollt, und alles fängt von vorn an. – Wie? Mit der Kugel kann man schreien, nein, brüllen? Man kann sie herumstoßen? Es kommt Galaeta. Das gleiche Spiel: Zerren, Stoßen, Schreien. Sie schreit zurück, soweit das die Knödel in ihrem Mund zulassen. Ist das hier die Verhandlungssprache? Sind das hier die üblichen Umgangsformen? Na, Kugel, na, Galatea, ihr solltet die Ungarn zu schätzen wissen, die *Zigeuner!* Hat je eine von uns zu streiten gewagt? Hat je eine es gewagt, sich zu widersetzen, eine Weisung nicht zu befolgen? Nein, nie! ! Schlimm genug – wir Idioten! Hätten wir gebrüllt und gestoßen, wäre vielleicht alles anders gewesen. Wir feigen Würmchen! Unter Wölfen muß man ein Wolf sein, sonst wird man gefressen. *Unter Löwen brülle, unter Pferden wiehere!* Vielleicht ist es noch nicht zu spät? Doch. Tante Rezka pflegte zu sagen, nichts könne man in der Mitte anfangen ... Ja, die Alten sind weise. Um weise zu werden, muß man also alt werden? Billiger ist Weisheit nicht zu haben?

---

In den folgenden Tagen jagt eine Sensation die andere. Ist das ein Abbild der Außenwelt? Kaum haben wir uns in eine neue Situation hineingefunden, ist sie schon überholt.

Zwei strahlende junge Mädchen in Soldatenstiefeln, die Hände in den Taschen ihrer Reithosen, stürmen in den Saal. Sie tragen Männerhemden mit aufgekrepelten Ärmeln, ihre Haare sind nach Männerart geschnitten. Sie blicken in die Runde, für uns zwei Göttinnen des Rechts, zwei Titanen, nein: die Göttinnen des Lebens! Kraft, Wille Feuer, Unbeugsamkeit, Unwiderstehlichkeit strahlen aus ihnen und zünden, säen Leben. Es sind Partisaninnen, Tschechinnen. Ihrer sechs waren sie aus dem Sammellager geflohen, hatten auf dem Land gearbeitet, sich versteckt gehalten. Sie wurden wieder gefangen und hierher gebracht. – *"Ihr müßt wollen."* Ja, ich verstehe es schon! Auch so kann man wollen.

Die im Duschraum wahnsinnig gewordene Frau liegt auf einer äußeren Pritsche. Sie liegt und redet, mit wem und was, das weiß nur sie. Die Tschechinnen treten auf sie zu, sie sehen alles. Naftalinka – so nennt sich die eine – legt beide Arme unter die Frau, hebt sie auf wie einen Säugling und hält sie hoch, während die andere den Strohsack umdreht und aufschüttelt, das Kopfkissen in Ordnung bringt und das Laken spannt. Dann legt Naftalinka die Kranke zurück. Die Frau lächelt und bietet dem Mädchen die Brust! Das Beste, was sie geben kann – Milch, Muttermilch! Sie ist ihr einziger Schatz, ihre ganze Welt. Ihre Brust ist von Milch geschwellt, und sie sucht Menschen, denen sie davon geben kann. In Naftalinkas Augen brennen zornige Tränen: das Versprechen künftiger Vergeltung! Sie senkt den Kopf wie ein Stier vor dem Angriff, und so kommt sie festen Schrittes langsam nach vorn.

Auf einmal steht Winkler vor ihr. "Wo steckt ihr?" brüllt er. "Vorwärts! In die Weberei, arbeiten gehen!"

Naftalinka sieht ihn entschlossen an, die Hände in den Taschen, und sagt, die Lippen nur langsam bewegend: "Schreien Sie nicht! Wir arbeiten nicht!"

Zwei kurze Sätze, die wie die Fanfaren des Triumphes in die Welt hinausrufen: *Wir haben gesiegt!*

Laßt die Kanonen schweigen und allen Kriegslärm, es verstumme der Wahnsinn, und die Gerechtigkeit nehme das vergossene Blut und alle die geweinten Tränen auf die weiche Fläche der einen Hand, mit der anderen aber schlage und verteidige sie. Zwei Sätze – und darin ertönt das Selbstbewußtsein des zum Menschen gewordenen Menschen, seine harte Entschlossenheit, der beflügelte Hymnus der Menschenwürde. Darin pfeift die Gerechtigkeit, der Gräber öffnende, Geister beschwörende, zum Wahnsinn treibende Schmerz, darin flutet die in der Brust jüdischer Mütter gebliebene Muttermilch, das Stöhnen sich zerfleischender, im Gas erstickender Menschen und das Wehklagen ihre Kleider zerreißender, um ihre Lieben trauernder Menschen ...

Da steht das tschechische Partisanenmädchen mit seinem stählernen, mutigen Herzen. Es steht vor Winkler, und hundertdreißig brennende Augenpaare bestaunen die Tapfere, hundertdreißig Herzen schlagen ihr entgegen.

Winkler erblaßt, zittert und tritt zurück! Spürt er, daß da vor ihm nicht nur ein junges Mädchen steht, sondern die um Recht und Wahrheit kämpfende, zu allem entschlossene Menschheit? Oder weiß gar auch er schon, daß diese Menschheit, daß die Welt bereits die Faust zum letzten Schlag erhoben hat?

Winkler tritt zurück und rast davon. Er rast und nimmt mit sich seine blutigen Fäuste, seine sadistischen Wünsche, seine Pläne, er nimmt mit sich des faschistischen Deutschlands Macht, seinen Ruhm und seine Siege! Wohin?

Naftalinka steht noch immer bewegungslos. Stille umfängt sie. Sieg, Rausch, Besinnung, erwachender Mut, eingefleischte Furcht, sprießende Freude – das ist in dieser Stille.

Der Geist der tschechischen Partisanenmädchen drückt dem ganzen Lager seinen Stempel auf. Es bessert sich die Disziplin und die Stimmung, es herrscht eine ganz andere Ordnung.

Die ausgeschlüpften Vogeljungen lernen fliegen! Das ist gar nicht leicht! Es entfalten ihre Schwingen die erstarrte Kühnheit und das betäubte menschliche Selbstbewußtsein. Sie stoßen im Flug auf Hindernisse, plumpsen auch manchmal herunter, wie es beim Flüggewerden zu geschehen pflegt. Das tut aber nichts: drei Schritte vorwärts, zwei rückwärts – bleibt doch immer ein Schritt vorwärts. Und der Gedanke des Fliegens selbst verleiht Kraft.<sup>63</sup>

In dem großen Krankenzimmer geht es zu wie in einem Ameisenhaufen. Polinnen, Tschechinnen, Holländerinnen und Ungarinnen kommen die Kranken besuchen. Der junge deutsche Arzt – der Krankensaal ist offenbar auf seine Weisung eingerichtet worden – hat auf strengster Hygiene bestanden. Das Geschirr der Kranken muß im Krankensaal gewaschen werden; bis dahin haben wir es im Waschraum getan. Zu dem Zweck bekommen wir eine große Schüssel, und auch ein *Küchenmädchen* findet sich gegen ein wenig zusätzliches Essen.

In meiner Nähe liegt auf der obersten Pritsche ein junges polnisches Mädchen. Salala – so lautet ihr Kosenamen – ist die meistbesuchte Patientin. Sie hat eine schwere Gelenkentzündung und kann sich nicht bewegen. Diese meine Diagnose beruht auf

<sup>63</sup> Diese Episode wirkte zunächst auf mich etwas unglaublich und aufgesetzt, sie korreliert jedoch mit dem Bericht einer tschechischen zionistischen Aktivistin. TRUDE SIMONSOHN wurde bereits 1942 verhaftet, war im *Ghetto Theresienstadt*, wurde am 19.10.44 ins KZ *Auschwitz* deportiert. Einige Zeit später war sie im Außenlager *Kurzbach*. Bei der Auflösung dieses Lagers ist sie zusammen mit neun anderen jüdischen Frauen geflohen. Nachdem sich die Frauen eine Zeitlang illegal durchgeschlagen hatten, wurden sie am 25.4.1945 nochmal aufgegriffen und sind dann ins Lager *Merzbach* gekommen. Aus dieser Zeit berichtet Simonsohn:

>Da sind wir jungen Frauen begegnet, die wie wir auch in Theresienstadt und Auschwitz gewesen waren. Sie haben uns angeschaut und überhaupt nicht verstehen können, wieso wir so anders angeschaut haben, uns so anders bewegt haben, so anders miteinander gesprochen haben als sie. Wir waren auch vollkommen anders, denn im Gegensatz zu ihnen hatten wir in der Illegalität die Freiheit erlebt. Wir hatten erfahren, was wirklich los ist "draußen". Wir wussten zuverlässig: Der Krieg ist sehr bald zu Ende. Das war kein Lagergerücht, wir hatten es selbst gesehen. Man konnte mit uns nicht mehr alles machen. Wir haben natürlich gleich Gegenwind bekommen. "Gebt eure Mäntel her!", befahl die Lagerälteste. "Der rote Streifen muss auf dem Rücken einlackiert werden." Da haben wir einfach Nein gesagt. Es war, glaube ich, schon Anfang Mai 1945, aber sie hätten uns noch erschießen können. Wir wurden nicht erschossen. Die Lagerälteste war so perplex, dass sie gar nichts mehr gesagt hat. Für unsere Mithäftlinge jedenfalls war unser Nein vollkommen unbegreiflich. Nein sagen kann nur, wer die Freiheit gespürt hat.< (Seite 97) – Vermutlich handelt es sich hier um die von Vidor erinnerten jungen Frauen. Gewisse Diskrepanzen der Erinnerung sind natürlich.

---

Beobachtung, aber sie weiß nicht, daß ich sie beobachte. Wenn sie es doch einmal bemerkt, wende ich mich diskret ab. Sobald sie einen bestimmten lebhaften Schrei ausstößt, springt sofort eine der Frauen mit der Bettschüssel herbei. Diesen Namen führt das betreffende Gefäß nur mit Rücksicht auf seine Bestimmung, im übrigen ist es ein gewöhnliche flacher alter Topf von etwa zwei Liter Rauminhalt. Die Unterbringung der *Bettschüssel* am richtigen Ort ist nicht leicht, denn an welcher Stelle immer man Salalas Körper berührt, sie schreit. In ihren Armen hat sie unglaubliche Kräfte, und sie schüttelt ihre Gelegenheitspflegerin so durch, daß dieser der Atem, vergeht. Ich empfinde aufrichtiges Bedauern für Salala, aber wenn sie schon krank ist, bin ich ihr wegen eines Vorfalls doch dankbar, daß ich sie sehen kann.

Die Kugel steigt nämlich jeden Tag zu ihr hinauf. Und eines Tages wird das Salala zuviel. Sie setzt sich auf, packt die beiden an ihr Bett geklammerten Händen der Kugel und stößt sie hinunter! – Die Ärmste, was wird jetzt mit ihr werden? Wird die Kugel den Vorfall melden, wird sie noch einmal hinaufsteigen? – Merkwürdigerweise ändert sich gar nichts. Die Kugel schweigt über das Geschehene, und Salala markiert weiter die *unbewegliche* Kranke. Der Geist des Widerstands trägt seine Früchte.

Im Krankensaal herrscht ein Kommen und Gehen wie in allen Reisebürofilialen Ungarns zusammengenommen. Und es gibt da alles, auch einen Informationsdienst. Wir wissen über die Vorkommnisse in den Abteilungen der Fabrik mehr als die Frauen, die dort arbeiten. Allgemein erzählen die Informanten, daß die deutschen Betriebsleiter und Kontrolleure mit einer geheimnisvollen Sache beschäftigt seien. Sie teilen die Arbeit aus, setzen die Schichten in Gang – und entfernen sich. Wie die Pilze nach einem ausgiebigen Regen wachsen und vermehren sich die Vermutungen: Der Fabrik Keller werde mit Ekrasit<sup>64</sup> unterminiert. Im Verwaltungsgebäude werde eine Gaskammer eingerichtet. In der Gemarkung des Dorfes werde ein Massengrab ausgehoben. Die Unterminierung der Fabrik sei erwiesen, denn Winklers Frau habe mit Pauls Hilfe auf einem Handwagen Kisten und Körbe aus der Fabrik geschafft.

"Wenn ein Jude dumm ist, dann tut es ihm keiner nach!" unterbricht Ella temperamentvoll die Informantin. "Euch Idioten sollen alle die Kisten und Körbe auf die Köpfe fallen, die täglich im Dorf hin- und hergeschoben werden. Dann wird wohl das ganze Dorf unterminiert, was?"

Alle schweigen, sichtlich etwas beruhigt. Aber die Frauen weden nicht klüger, und die Phantasie arbeitet alsbald weiter.

Tante Schwarz bricht die Stille. Sie wendet sich an Ella mit der Frage, ob auch die Arbeit im Transportkommando nicht mehr so schwer sei. Ella hört sie nicht, denn sie ist inzwischen in der Ecke einer Pritsche eingeschlafen. Eine Frau stößt sie an und wiederholt die Frage. – "Laßt mich schlafen, natürlich ist die Arbeit schwer!" Und schon schläft sie wieder.

Erzsi kommt herein, das Gesicht zu einem breiten Lächeln verzogen: "Na, was sagt ihr dazu?"

---

<sup>64</sup> Ekrasit (pikrinsäure) ist explosiv; früher wurde es zur füllung von granaten genutzt.



---

"Ist es also wahr?" kommt es von allen Seiten zurück. Die Fragerinnen meinen die Unterminierung.

"Natürlich. Aber was schneidet ihr solche schiefen Gesichter, als hättet ihr es zur Welt gebracht?!"

Verblüfft schauen wir sie an.

"Hat Ella es euch nicht gesagt? Ich hab es ihr doch aufgetragen."

"Was denn?"

"Wir haben einen prächtigen Jungen bekommen. Sieben Pfund! Das Lager hat einen Sohn - *Thomas!*"

Die großen Augenblicke sind immer daran zu erkennen, daß sie sich in tiefe Stille hüllen. Die Wirklichkeit schreitet auf Zehenspitzen und klopft an die Herzen. Lebendige Erinnerungen an eigene kleine und große Thomase werden wach im Schein dieser Wirklichkeit. Der Schweiß heiligen, großen Werdens fließt mit dem Schweiß der Schwäche zusammen. Aufgesprungene Lippen hauchen in ihren ersten Kuß den Segen, erste Milch tropft in den ungeschickten Schnabel: *Wachse und gedeihe davon in Gesundheit ... Wachse und gedeihe in Gesundheit ... Wachse und gedeihe ...* – Und aus den zerissenen Herzen steigt empor, was uns immer bleibt, in Qual und Freude: Tränen.



Der Krankenstand beginnt plötzlich zu sinken. Die vielen Gerüchte über das Durcheinander in der Fabrik, über die Lockerung der Arbeitsdisziplin, über die *Exzesse* der Partisanenmädchen, ihren Widerstand, ihre Streiche, aber vor allem die Informationen aus *wohlunterrichteter* Quelle, wonach die Kranken demnächst abtransportiert werden sollen, haben den Saal in Bewegung gebracht. Wir sind nur mehr sechsundsiebzig. Trude drängt mich aufzustehen, doch das ist ganz und gar unmöglich. Die Kranken waschen sich im Saal, das heißt, sie sollen sich im Saal waschen, da es aber nur eine Waschschüssel gibt, lassen es die meisten überhaupt sein. Ich kann mich selbst bis zur Schüssel nicht ungestützt durchquälen. Und da soll ich arbeiten gehen und zum Appell antreten? Unmöglich.

Die Morgenvisite absolviert die Kugel in Form eines Spaziergangs durch den Saal. Die noch vorhandenen Kranken sind zu einer Art Stammebelegschaft geworden. Auch mit den Ungarn kann die Kugel nicht wie früher umspringen, denn es sind ja auch die Polinnen da!

Der Frühling kokettiert durch die Fenster herein, die Transportarbeiterinnen bringen Veilchensträuße. Sie haben Müll nach der Gemarkung des Dorfes gefahren und dort Veilchen gefunden.

---

Der Umstand, daß ich Medea lange nicht erwähnt habe, darf nicht so ausgelegt werden, als wäre sie nicht noch immer die agilste Insassin des Hauses gewesen. Immerhin ist sie stiller geworden, seit die Aufseherinnen ihr das Vertrauen entzogen haben. Der Schlüssel zum Waschraum baumelt ihr nicht mehr unter der Achsel hervor, sein Entzug ist der Ausdruck der Zurücknahme des Vertrauens gewesen. Man hat sie als *gewöhnliche* Arbeiterin in die Weberei geschickt. Sie ist sehr stolz darauf gewesen – einen halben Tag lang. Zwölf Stunden arbeiten, nicht schreien, nicht hin- und herschwirren – das ist schlimm. Und dazu Winkler! Schon am ersten Abend erklärt sie: "Den ganzen Tag bellt er, ich ertrage seine Manieren nicht!"

"Und seine Faust und seine Stiefel erträgst du?" fragte Ella.

Diese Szene spielt sich auf meiner Pritsche ab, auf der sechs Frauen sitzen, während Medea angelehnt daneben steht. Welche Ehre für mich! Sichtlich erschöpft stiert sie vor sich hin.

"Weißt du, warum dich die Deutschen abgesetzt haben?" setzt Ella ihre Stichelei fort. "Weil du ihnen zu wenig *Material* geliefert hast. Geh, sage dem Oberbonzen, er bekommt Ostern rote Eier, dann darfst du wieder bei ihm aufräumen."

"Aufräumen? Wo soll ich aufräumen, die wohnen nicht mehr oben, sie kommen nur jeden Morgen her."

"Wie? Was? Und das sagst du uns so beiläufig? Du Rindvieh, du Nilpferd, du!" Ella packt sie an den Armen und schüttelt sie: "Ist es wahr? Lügst du nicht?"

"Laß mich los, was kann ich dafür?"

"Was du dafür kannst, du Schaf? Es ist der erste Dienst, den du uns leistest."

Schon liegen sich alle in den Armen. Die Polinnen werden auf den Lärm und die sonderbare Szene aufmerksam. Medea aber hält den Pfosten der Pritsche mit beiden Armen umklammert und schaut teilnahmslos drein.

*Die Deutschen wohnen nicht mehr in der Fabrik! Welch ein Frühling!*

"Wenn du willst, wasche ich dir das Laken –", platzt Medea in den allgemeinen Trubel hinein.

"Danke. Vielleicht geht es bis dahin auch so. Vielleicht ..."

An einem der nächsten Tage geschieht es, daß die Arbeiterinnen nach dem Morgenappell ins Quartier zurückkommen. Beim Appell sind nur Galatea und die Schreiberin und als einziger von den Deutschen Winkler zugegen gewesen. Winkler hat kurzerhand den Befehl gegeben: "Alles hinauf!" Und indem er "*hinauf*" sagte, hat er starr hinuntergeschaut.

Sofort geht natürlich das Rätselraten los, was hinter dem sensationellen Ereignis stecken mag. Ist kein Rohmaterial da? Und wenn, warum? Oder will man es nur nicht verarbeiten? Will man die Ware keiner Gefahr aussetzen? Bekommen wir zu essen, wenn wir nicht arbeiten? – Es ist zuviel für die verbrauchten Menschen. Unerträglicher Lärm erfüllt den Saal, es ist ein Laufen und Stoßen und Schimpfen und Streiten, als wären alle plötzlich irre geworden.

---

"So verendet die Fliege im Herbst", murmelt Ella, die am Fußende meiner Pritsche sitzt, in ihrer unverwüstlichen unmittelbaren Art.

"Wie denn?" will ich wissen.

"Bevor es mit ihr zu Ende ist, wird sie toll und beißt wie eine Laus."

Bevor es mit ihr zu Ende ist? Wie meint sie das? Ist es doch möglich, daß die Nazis uns noch schnell erledigen?

Auch Galatea ist ganz weich geworden, und ihr sonderbares Verhalten ermutigt auch die Ungarinnen, mit ihr anzubändeln. Sie läßt es sich gleichmütig gefallen. Ist es so, daß ein Mensch dadurch, daß er seine Selbstsicherheit verliert, zum Angriff herausfordert?

Die Kugel beobachtet die Kranken forschend, ohne daß dazu ein Anlaß ist, was die Frauen als unberechtigte Kontrolle empfinden und mit lauten Protesten beantworten. Aber die Kugel hat wirklich keine bösen Absichten. Zufällig stößt sie mit Trude zusammen, die ihr zerstreut die Hand hinstreckt, worauf die Kugel ihr ebenso zerstreut den Puls fühlt. Sie ist mit einer Wärmflasche unter dem Arm unterwegs zu Salala, um sie der Polin unter ihr schmerzendes Kreuz zu legen. Als sie sich zu Salala hinaufschwingen will, stößt Salala zum Zeichen der Ablehnung temperamentvoll mit einem Bein aus – dem *kranken*. Sie braucht keine Wärmflasche mehr, sie braucht nichts, man soll sie in Frieden lassen. Das scheint die Kugel zu ernüchtern. Sie beginnt sich überflüssig zu fühlen – und langsam zu begreifen, was vorgeht.

In diesen Tagen wohnt das ganze Lager im Krankensaal. Auf den Pritschen sitzen die Frauen gedrängt nebeneinander, sie nehmen ihr Essen bei uns ein und entschließen sich auch am Abend schwer, ihre eigenen Pritschen aufzusuchen.

Piri, die ihren Platz über mir hat, liegt den ganzen Tag auf dem Bauch und betrachtet die Straße. Sie lebt schon draußen. Sie *kennt* die deutschen Bewohner der Giebelhäuser wie die Menschen in ihrem eigenen Städtchen. Von Zeit zu Zeit gibt sie einen Situationsbericht und beteiligt mich so an ihren Erlebnissen und Genüssen.

"Oh, wenn du sehen würdest, wie schön der Garten dort ist, die Pfirsichbäume sind in voller Blüte, und die Blüten sehen genauso aus wie bei uns zu Hause, nur sind sie vielleicht etwas blasser. Unter dem Baum spielen Kinder. Aber wo ist heute das kleinste, das tolpatschige? Es ist doch nicht krank? Und dort – Küken mit ihrer Mama. Eine gute Rasse, die Alte. Wir hatten auch solche Hühner, aber dann – " Sie bricht ab: "Hörst du mir denn zu?" fragt sie.

"Natürlich!" beruhige ich sie.

"Jetzt ist die Bäuerin nach Hause gekommen. Sie hat ein schwarzes Tuch auf dem Kopf, das habe ich noch nie gesehen. Die Schwangere, ihre Nachbarin, ruft sie an den Zaun. Komm doch hoch und sieh dir das an, wie aufgeregt sie sprechen und gestikulieren. Jetzt sind sie schon zu dritt."

Das sehnsuchtsvolle menschliche Interesse für das natürliche Leben stürzt die undurchdringliche Mauer um, die den Gefangenen vom freien Menschen trennt. *Eine*

---

*undurchdringliche Mauer?* Wenn sie das wäre, würden die Frauen des Dorfes vielleicht nicht so aufgeregt diskutieren? Mag sein, daß die mit dem schwarzen Kopftuch den anderen begreiflich macht, daß diese undurchdringliche Mauer für alle Zeiten niedergelegt werden müsse – oder vielleicht sind sie schon dabei? Blüht doch der Aprikosenbaum, und es kriechen die Küken unter ihre Mutter, es wachsen die Kinder, die das Haus mit dem spitzen roten Dach zu einem Heim gestalten werden, zu ihrem Heim, einem Heim, wie es jeder Mensch auf dieser Erde ersehnt.

"Laß sie doch," sage ich zu Piri, "auch sie leben ihr eigenes Leben!" Auch sie? Und wer noch? Wir auch? Wenn nur eine einzige Aprikosenblüte aus meinem Garten mir gehörte! Nein, nein, ich schaue nicht hinaus.

Eine wirkliche Sensation: Trude wird entlassen! Ihr Sohn ist gekommen, um seine Mutter abzuholen. Wir haben kaum Zeit, ihr zum Abschied die Hände zu drücken. Sie spricht kein Wort, aber ihre Augen sind voll Zuversicht: *Jetzt gehe ich, aber ihr alle werdet mir folgen.*

Trudes Abgang regt die Gemüter gewaltig auf. Auch die Ängstlichsten sehen darin ein gutes Zeichen. Die Nazis machen Konzessionen. Sie weichen zurück! Bis dahin hat es bei ihnen keine Gnade gegeben. Tante Schwarz besteht auf einer Sondermeinung: "Vielleicht haben sie Trude entlassen, weil sie jetzt die Fabrik in die Luft sprengen wollen." Sie glaubt das natürlich selber nicht und hat es nach Art der Pessimisten nur gesagt, um widerlegt zu werden. Ich bin herzlos genug, sie auf die Probe zu stellen: "Du hast recht, Tante Schwarz, die Fabrik wird in die Luft gesprengt", sage ich gleichmütig.

Ich habe recht vermutet. Jetzt beweist sie mir, daß davon nicht die Rede sein könne. Und sie tut das sehr temperamentvoll, am liebsten ginge sie auf mich los.

Die allgemeine Unruhe hält unvermindert an, jede von uns hat das Gefühl, etwas schwebt in der Luft, aber keine hat eine Vorstellung, was es sein mag. Wie soll man sich auch etwas richtig vorstellen können. was es noch nie gegeben hat? Wir sind uns nicht einmal über unser eigenes Wollen und Wünschen klar. Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen. Wir spielen nur mit Träumen und Wunschbildern, denn wir zittern vor der Wirklichkeit jenseits des Fabrikzaunes. Der Wunsch nach Befreiung aus der Hölle stößt zusammen mit der Furcht vor der Wirklichkeit. Dieser Spannung schreibe ich den einer Psychose nahen sonderbaren, nie zuvor erlebten Nervenzustand der Frauen zu: Sie weinen und lachen durcheinander und zerren einander an den Haaren. Edith erklärt, sie werde nie wieder nach Hause gehen: "Mich interessiert kein Mensch, ich will in die Welt hinaus!"

Elsa betet mit himmelwärts verdrehten Augen: "Herr, gib, daß wir in die Luft fliegen!"

Piri schätzt aus dem Fenster, wie tief sie fallen würde, wenn sie hinunterspränge: "Wäre man sicher tot?" fragt sie.

"Nein," belehre ich sie, "es wäre ein sicherer Rückgratbruch mit darauffolgendem Gipsbett."

---

Lenke wüßte gern, ob man sie mit ihrem in der Merzdorfer Fabrik erworbenem Können im Ausland als Arbeiterin beschäftigen würde, denn sie wolle nie erfahren, wen alles von den Ihren sie verloren habe.

"Und auch das nicht, wen du zu Hause finden würdest?" fragt die kleine Ditta.

"Ich habe niemanden mehr", antwortet die andere und schlägt Ditta ins Gesicht. Ditta schlägt zurück, und dann fallen sie wütend übereinander her.

Die Gemüter beruhigen sich einigermaßen, als wieder regelmäßig gearbeitet, wenn auch weniger produziert wird. Eines Tages – es ist genau eine Woche nach Wiederbeginn der Arbeit – berichten die Arbeiterinnen, außer Winkler sei kein Deutscher zu sehen. Die Küche habe kein Material bekommen. Die tschechischen Partisanenmädchen gehen zur Verwaltung hinauf. Im Büro ist niemand. Sie wollen das Magazin aufbrechen. Winkler bekommt Wind davon und gibt vier Säcke Kartoffeln heraus. Vom Fenster des Magazins aus sehen die Tschechinnen, daß am Fabriktor zwei SS-Männer Wache halten.

Die Mädchen haben beschlossen, durch das rückwärtige Tor zu flüchten. Sie wollen sich aus einem der Hoffenster des Krankensaales an zusammengeknüpften Laken hinunterlassen. Das kann man nicht ernst nehmen. Zu viele würden es sehen und von dem Plan erfahren. Die Frauen sind halb irrsinnig vor Spannung. Das hat uns gerade gefehlt! Als alle Vorbereitungen planmäßig beendet sind und die Mädchen sich nachts anschicken, aus dem Fenster zu steigen, sehen sie, daß auch auf dieser Seite SS-Posten stehen. Oder sind es dieselben, die vorher am Haupttor gestanden hatten? Dann also an ein Vorderfenster! Nein, auch am Haupttor steht nach wie vor SS.

Es dämmt schon, als die Tschechinnen den Krankensaal verlassen. Die ganze Nacht hat niemand ein Auge zugemacht. Der Saal bietet ein fürchterliches Bild. In ihrer Aufregung haben mehrere Frauen den Fußboden, andere ihre Pritschen beschmutzt, viele haben sich übergeben. Manche schreien unaufhörlich. Es stinkt unerträglich. Einige laufen die Kugel holen. Keine Kugel zu finden! Keine Galatea! Keine Schreiberin!

Ella kommt atemlos gerannt: "Die Mädchen, die Mädchen sind geflüchtet! " In ihrer Begeisterung beginnt sie, sich mitten im Saal im Kreis zu drehen.

Ihr Beispiel steckt die Kranken an, die auf ihren Pritschen wie toll zu hopsen beginnen, während Ella mit den Handflächen den Takt schlägt und schreit. Es ist ein beängstigendes Schauspiel. Ich humple zu ihr hin und schreie sie an. Da wird sie still. "Komm mit mir!" – Und sie kommt. Erschöpft sinkt sie auf meine Pritsche.

"Sag, schämst du dich nicht, dich so zu vergessen? Wo hast du deinen Verstand gelassen?"

"Ersticke in deinem Verstand! Ich bin doch nicht einmal getürmt."

Ich erkenne sie nicht wieder. "Sind die tschechischen Mädchen wirklich getürmt?"

"Ja, natürlich!"

"Wann und wie?"

"Was weiß ich!"

"Sind Aufseherinnen da?"

"Gerade ist Rebekka gekommen." (Das ist der Spottname, den wir der Kommandoführerin gegeben haben.)

Die Rebekka ist da? Dann hat sich also nichts ereignet, alles bleibt beim alten? Mich würgt es in der Kehle. Ah, Unsinn! Nichts bleibt beim alten! Da ist doch Trudes Entlassung, da ist die Flucht der tschechischen Mädchen! – Wie mögen sie es angestellt haben? Es dämmerte doch schon, als sie den Krankensaal verließen. Prächtige Menschen! Wenn es ihnen nur gelingt zu entkommen. Es muß gelingen!

"Kinder, es ist kein Scherz", ruft Lenke. "Rebekka ist da. Los, Bewegung, machen wir die Stube sauber." Das Tageslicht wirkt ernüchternd, die Gemüter beruhigen sich schnell. Wie gerufen, kommt Medea hereingepoltert. "Bist du fegen gekommen?" fragt Lenke. Medea reißt ihr wortlos den Besen aus der Hand und beginnt mit Eifer zu fegen wie eine, die ein neues Leben anfängt.

Sie blickt um sich wie ein General und macht Augen, als wollte sie uns zurufen: *Darauf verstehe nur ich mich, ihr Tröpfe!* Und das ist nicht übertrieben. Ich habe schon viele Menschen mit Genuß arbeiten gesehen, schnitzen, hämmern, schneiden, aber so beglückt fegen noch niemanden. Sie hält den Besenstiel wie ein wiedergefundenes Kind und macht mit dem Ganzen Körper die Bewegungen der Hände mit. Es ist ein wahres Fegeballett. Ein Wunder, wie schnell und wie gründlich sie soviel Unrat zum Verschwinden bringt. Nun mag Rebekka ruhig kommen. Aber sie kommt nicht.

Das Zimmer ist einigermaßen in Ordnung, aber wie steht es um die Patienten! Ella kommt reuig zu mir und setzt sich auf das Ende der Pritsche. Betrübt sieht sie mich an. So habe ich sie noch nie gesehen. Sie greift zwischen zwei Knöpfen unter ihren Mantel, holt eine flachgedrückte, vollerblühte Fliederdolde und legt sie mir, ohne ein Wort zu sprechen, auf das Bett.

Flieder! So ist die Zeit über uns hinweggerast. Auch der Flieder blüht schon! Ich nehme Ellas Geschenk in die Hand. Wirklicher Flieder! Ich wage nicht daran zu riechen, ich könnte seinen Duft nicht ertragen. Soviel Kraft habe ich nicht mehr. Wozu hat sie ihn auch gebracht? Wo soll ich ihn unterbringen? – *An anderes denken!*

"Woher hast du den Flieder?" frage ich mit kraftloser Stimme.

"Ich habe ihn auf der Treppe gefunden,."

"Sei doch nicht so traurig, Ella!"

"Ich glaube nichts mehr. Alles ist Lug und Trug. Und ich fühle mich so schwach." Tränen sickern unter ihren geschlossenen Lidern hervor.

Alles Lug und Trug? Und Ella schwach? Aber es blüht der Flieder, es ist Frühling. Der voll entfaltete, gereifte Frühling, nicht das märzliche Erwachen, nein, der Frühling im Fliederkleid. Nicht mehr Frühlingsahnen, nicht mehr der knospende, nein, der blühende Frühling! Und hinter uns zehn bittere Monate, Monate des Sehns und Bangens und enttäuschter Hoffnung: Geduld, vielleicht im Herbst ... – und es wurde Herbst, es regnete... – *Nichts!* Vielleicht im Winter ... – Und es wurde Winter, es fiel der erste Schnee ... – *Nichts!* Aber bestimmt im Dezember, unser österreichischer Freund

---

hat es versprochen... – *Und nichts!* Weihnachten, die Front rückt näher, sie ist vor der Tür, Bomben fielen auf Breslau ... – *Nichts!* Aber im Februar! Im März sicher. Die Deutschen haben kein Brot mehr. – *Nichts!* Es kam Trude und versprach es, die tschechischen Mädchen kamen und machten uns Hoffnung. – Und seit einem Monat dieser Zirkus: Es wird gearbeitet, es wird nicht gearbeitet, es sind keine Deutschen da, es sind Deutsche da. Trude wurde entlassen, die tschechischen Mädchen flüchteten. Verfallene, kranke, verrückte Menschen ringsum ...

Jedes Umschlagen der Stimmung ergreift sofort und ohne Ausnahme die ganze *Belegschaft*, als würde sie von einem unsichtbaren Dirigenten gelenkt. So ist es auch an diesem Tag. Wie ein Nebel liegt hoffnungslose Niedergeschlagenheit über dem Raum, so daß selbst das breit durch das Fenster strömende Tageslicht trüb erscheint. Auf Ella gestützt, wanke ich in den Waschraum. Alle sehen mir nach.

"Was glotzen die?" frage ich Ella, als ich mich auf eine unbesetzte Pritsche niederlasse, um ein wenig zu verschlafen, denn während des Gehens kann ich nicht sprechen, so geschwächt bin ich.

"Weil sie Augen haben", antwortet sie in ihrer gewohnten Weise. – Aber auch Elsa hat meine Frage gehört. "Laß dir eine Extraportion Kartoffeln geben, bist ja schon das reine Gespenst", mischt sie sich taktvollerweise ins Gespräch.

Mir läuft es kalt über den Rücken. *Das reine Gespenst?* Wahrhaftig, in meinem schönen Damastkleid hätte noch eine zweite Person Platz. Und schwarz ist es auch.

"Du, hat hier nicht jemand so etwas wie einen Spiegel?" frage ich Ella zögernd.

"Meinst du, daß du davon schöner wirst? Kümmere dich doch nicht um die alte Kuh!"

"Es ist doch wahr!" widerspreche ich, aber Ellas ausweichende Antwort hat mir gutgetan.

Der Krankensaal ist wieder voll. Besucher sitzen auf den Pritschen und hocken auf dem Fußboden. Aber es ist nicht ganz der übliche Lärm. Die Gespräche drehen sich um die tschechischen Mädchen. Wo mögen sie jetzt sein?

"Ich könnte morden", sagt Lenke, womit sie den Gefühlen des ganzen Saales Ausdruck gegeben hat. Daran ist nichts Ungewöhnliches, es klingt, wie wenn jemand gesagt hätte: *Ich habe Hunger*. Dann sitzt Lenke wieder still da neben meiner Pritsche, die Beinde untergeschlagen. Salala weint laut. *Ich könnte morden* – nein, keine von euch könnte morden, wenn das Leben euch endlich erlaubte zu lieben.

Es dunkelt. Die vielen Mordlustigen liegen auf ihren Pritschen. Die ohnmächtigen Fäuste öffnen sich im Traum zum Liebkoson. Frieden, warum säumst du? Du fehlst uns sehr, komm, bleibe – nicht nur von Freitag bis Montag, sondern für immer.

Es tagt. Nach und nach verblaßt der Glanz der Sterne.

---

Die verbrauchte, schwere Luft des Krankensaals treibt meine Lungen zu doppelter Arbeit an. Ich möchte sie mir voll frischer Luft pumpen, aber wie? Piri sitzt auf ihrer Pritsche, ich sehe ihre herabhängenden Beine. Ich berühre ihre Sohle.

"Du, mach ein paar Fenster auf, ich kriege keine Luft", bitte ich sie.

Gleich darauf höre ich, wie sie der Reihe nach Fenster aufstößt. Plötzlich beugt sie sich zu mir herunter und reißt mich an beiden Armen zu sich hinauf. Ihre Lippen und ihre Zunge bewegen sich wie m Krampf, bringen aber nur ein Stöhnen und Gurgeln hervor. Sie stopft mir den Kopf zum Fenster hinaus.

Draußen über den spitzen Giebeln der Häuser von Merzdorf wehen im Wind auf hohen Stangen weiße Fahnen!

Während der Glanz der himmlischen Sterne verblaßte, ist strahlend ein neuer Stern aufgegangen: DER STERN DER BEFREIUNG!

*Wir sind frei – Wir sind frei!*

Ich möchte schreien, ich möchte jubeln, bin aber keines Lautes mächtig. Selige Lähmung, glückhaftes Versinken... Ich möchte es festhalten und nie wieder loslassen.

Ich lasse mich, von Piri gestützt, auf meine Pritsche herunter. Piri kniet sich neben die Pritsche hin, nimmt meine Hand und drückt sie an ihre tränennasse Wange: "Sag, was machen wir jetzt ... Ich kann keinen klaren Gedanken fassen –"

"Nicht denken, nicht denken! Was tut der Vogel, wenn er seinen Käfig öffnet? Er fliegt davon, er denkt nicht nach, er fliegt! So fliegen wir auch davon!" – Auch Márta ist schon da, sie stürzt sich schluchzend auf mich.

Unvergeßliche, unfaßbare Augenblicke.

"Holt einen Besen, bindet ein Laken daran und hängt es zum Fenster hinaus!"

Schon reißt Piri das Laken von ihrem Bett, und wenige Minuten später weht die weiße Fahne zum Fenster der Merzdorfer Fabrik hinaus, flattert frei in der Luft der Freiheit!

"Sowjetische Soldaten sind auf der Straße! Sowjetische Autos rasen durch das Dorf!" ruft Piri vom Fenster in das Halbdunkel des Krankensaales hinein. Sie hat ihre Stimme wiedergefunden. Wir bewältigen innerlich das so plötzlich über uns hereingebrochene Glück, die gelähmten Sinne erwachen wieder.

Piris Schreien hat auch das Nachbarzimmer in Bewegung gebracht, und schon können die tausendfarbigen, tausendstimmigen, tausendgesichtigen und doch zu einem Knäuel verwickelten Freudenzuckungen des tollgewordenen Bienenschwarmes nicht entknotet werden.

Nie wird jemand über diese Minuten Rechenschaft geben können, deren Größe und Tiefe so gewaltig waren, daß menschliches Vermögen sie nicht in Worte fassen kann. Es war ein Erlebnis, nicht auf den menschlichen Organismus zugeschnitten, ein Erlebnis, über dem man den Verstand verlieren konnte.

Eine Minute später liegen von den sechsundsiebzig Patientinnen nur mehr sechs auf ihren Pritschen. Auf den Füßen sind die Halbtoten, die Lahmen, die Herzkranken, die Nierenkranken, und auch die Frauen, die seit Wochen bewegungslos gelegen haben,



---

beteiligen sich an dem Hexentanz, den das Ereignis ausgelöst hat. Es ist ein Singen und Schreien, Weinen und Lachen, ein Wehklagen, Küssen und Umarmen, daß einem die Sinne vergehen können – und am Ende schlagen sie aufeinander los.

Es dauert aber nicht lange, und der Schwarm löst sich in seine Bestandteile auf, es bilden sich *Parteien*. Und es beginnt das Planen für eine erst vor wenigen Minuten wiedergefundene Zukunft.

Ich bin allein. Im ersten Jubel der Befreiung sind wir einander um den Hals gefallen, dann aber machen sich die Frauen, noch mit stolpernden Füßen, auf den Weg zurück in ihr eigenes Leben.

Das Leben wartet nicht, und der Mensch läßt nicht auf sich warten. Zehn Monate haben wir zitternd, angstvoll, hoffend, verzagend auf den Tag der Befreiung gewartet. Auf dem Abgrund der Hölle haben wir, zu Skeletten verdorrt, von einem Bissen frischen Brots geträumt, – zu Eis erstarrt von wärmender Glut, – mit zerrissenem Herzen von liebevoller Umarmung. Und es bricht der Tag der *Freiheit* an, sie findet ein Häuflein noch lebender Menschen – und dem noch lebenden Menschen wird schwindlig vor dem Übermaß. Zuerst wirft er sich vor der Freiheit nieder, dann schließt er sie in die Arme, und bald schon geht er mit ihr weiter wie mit einer Freundin, Hand in Hand. Denn so ist es mit der Freiheit: Man darf sich nicht vor ihr niederwerfen. Sie liebt den Menschen nur aufrecht an ihrer Seite. Es wäre nicht die Freiheit, wenn das nicht so wäre.

Galatea hat sich noch nachts aus dem Staub gemacht. Sie weiß, warum. Die kampflustigeren unter den Frauen nehmen es enttäuscht zur Kenntnis. Ihre Enttäuschung ist aber, so scheint mir, nicht echt, denn sie lassen, wie sich bald erweist, andere ungeschoren, die darüber selbst sehr verwundert sind,

Márta und Mária kommen mit einem großen Topf herbei. Der Duft, der ihm entströmt, unterdrückt die sehr gemischten unangenehmen Gerüche, die jedem Krankensaal anhaften. Tischlein deck dich! Goldgelbe Hühnerbrühe! Auch die Augen der Köchinnen strahlen golden.

"Woher habt ihr das?" will ich wissen.

"Frag nicht, sondern greif zu!"

Zehn Monate lang haben wir höchstens Ersatzfette zu uns genommen. Und jetzt auf einmal diese Delikatesse! Wir machen uns darüber her. Zuerst schmeckt sie wie Öl, und nach einigen Löffeln habe ich genug. Pri brät Kartoffelpuffer, sie schwimmen in Fett. Woher sie nur auf einmal alles haben? Sie bietet mir an, und ich koste davon. Auch zu fett!

Ella kommt mit einem mächtigen grauen Tonkrug voll Schmalz. "Ich stelle ihn hierher neben dich, hier ist er in Sicherheit", sagt sie und stürzt davon. Eine knappe halbe Stunde später ist sie wieder da und setzt sich auf mein Bett. "Paß auf", beginnt sie. "Weißt du, wie du nach Hause kommen wirst? Per Flugzeug!" Damit zieht sie eine große Papiertüte voll Geldscheine aus der Tasche.

---

Ich erschrecke nicht wenig. Sie hält mir eine Handvoll Geld hin. "Wieviel möchtest du haben?"

"Woher hast du es?"

"Von da, woher die übrigen Sachen sind. Ich stand unten an der Ecke mit den anderen, und wir klaubten auf, was von den Autos heruntergeworfen wurde."

Das Herz krampft sich mir zusammen. Ich liege hier fest, ich darf von all dem nichts sehen und kann nicht mitmachen.

"Na, wieviel willst du haben?"

"Laß doch, auch wir werden schon welches bekommen."

"Mach keinen Unsinn, du wirst es bereuen!"

"Also gib etwas, es wird mir nützlich sein für Brot und Kleinigkeiten."

"Wovon ist die Rede?" fragt Márta, die wie auf ein Stichwort herangekommen ist. Nachdem sie es erfahren hat, sagt sie: "Gib nur her, recht viel, vielleicht können wir irgendein Fahrzeug auftreiben." Ella gibt ihr eine tüchtige Handvoll Scheine, und sie versenkt sie in die Tasche.

Wir können in der großen Fabrik schalten und walten, wie es uns beliebt. Was aber sollen wir damit anfangen? Ein besonderes Vergnügen bereitet es den Frauen, zwischen den Maschinen herumzustreichen, wo soviel Tränen vergossen wurden. "Wir haben uns auf die Waage gestellt, haben in der Küche auf dem Herd gekocht und uns die Zimmer der deutschen Frauen angesehen!" erzählen sie mit kindlicher Begeisterung. Die Hühnerbrühe hat Mária am Ufer des Bachs nach Bauernart in einem eisernen Topf auf offenem Feuer gekocht. Sie und ihre Freundinnen haben dabei ungarische Volkslieder gesungen. Auch am Ufer des Merzdorfer Baches kann man ungarische Volkslieder singen!

Die meisten Frauen haben sich im Dorf einquartiert. Die Bevölkerung ist freundlich zu ihnen, und auch das Huhn war ein Geschenk. Die Leute sind froh, daß niemand ihnen etwas tut. Aber viele Häuser stehen leer.

So geht der erste Tag der neugewonnenen Freiheit der Neige zu. Es dämmt. Ella, Mária, Erzsi, Márta, alle meine Freundinnen, sind bei mir. Wir sprechen kaum, und als Punkt nach jedem Satz weinen wir ein wenig. Wozu viele Worte machen? Nie haben wir einander besser verstanden. Dann drängen sich hinter den Tränen die Fragezeichen hervor. Wir sind frei, wir leben, jetzt müssen wir den Weg Schritt für Schritt weitergehen, um voranzukommen. Die schwierigste, die dringendste Frage ist, wie wir SIE suchen sollen. Alle sind ratlos – wieder etwas, das es noch nicht gegeben hat.

Schwere Tritte sind aus dem Nachbarzimmer zu hören. In den mächtigen leeren Räumen vergrößern sich die Geräusche. In der offenen Tür werden zwei Männergestalten sichtbar. Sie kommen zu uns herein. Es sind sowjetische Offiziere. Im Augenblick sind sie umringt von den noch vorhandenen Insassinnen des Zimmers, soweit die gehen können, und von den Besucherinnen. Einer der Offiziere kommt zu

mir und setzt sich auf de Pritsche. Er reicht mir und den anderen die Hand und lehnt sich, sichtlich müde, an einen der Pfeiler der Pritsche. Er legt seine Mütze auf die Decke, knöpft den Kragen seiner Bluse auf, holt ein Taschentuch hervor, wischt sich den Schweiß vom Gesicht, streckt die Beine weit von sich, versenkt die Hände in die Hosentaschen und lächelt wie einer, der nun weiter nichts zu tun hat. Die Frauen sitzen vor ihm auf der Erde. Er sitzt da, als hätte er immer zu uns gehört. Er ist zum Ausruhen zu uns gekommen.

Die Ruhe, die von dem großen blonden Mann ausströmt, hüllt auch die Frauen ein.

Er streckt sich, daß seine Gelenke knacken, dann beginnt er Fragen zu stellen. Er tut es einfach und natürlich.

*Habt ihr zu essen?* – fragt Iwan Uljanow, indem er auf seinen Mund zeigt.

"Da, da", antworten wir im Chor.<sup>65</sup>

*Kleider?* – Dabei zupft er an seiner Bluse.

"Da, da!"

Dann aber kommen die schwierigen Probleme: Wohin mit den sechs bettlägerigen Kranken? Wie kommen wir nach Hause? Wie finden wir unsere Angehörigen? Hier versagt die Zeichensprache. Iwan Uljanow nimmt Papier und Bleistift aus der Tasche. Aufschreiben! Wir schreiben alles auf. Er steckt den Zettel in die Tasche. Ob ich aufstehen könne? Kaum. Er sieht mich so betrübt an, als hätte er in den Jahren, die er im Krieg ist, noch kein Menschen gesehen, der nicht aufstehen konnte. Er bietet uns Zigaretten an und wundert sich, daß keine von uns eine haben will. Er steht auf, reicht uns der Reihe nach die Hand, holt seinen Kameraden, der auf dem Bett gegenüber sitzt, und verläßt mit ihm zusammen den Krankensaal. Von der Tür schauen sie noch einmal zurück.

"Mein Freund," ruft Ella, "opasno je van se nagnuti!"<sup>66</sup> Es ist der einzige slawische Sprachbrocken, den sie kennt. Sie hat das während der sieben Monate unseres Aufenthaltes in Merzdorf bisher zweimal gesagt. Zum erstenmal, als die beiden polnischen Mädchen flüchteten, und zum zweitenmal, als Rebekka im Bett der schönen Polin Sali gefunden wurde. Es ist bei Ella ein Ausruf höchster Verwunderung oder Begeisterung.

"Werden wir *die* wiedersehen?" fragt Lenke mit der Ungläubigkeit der Jugend.

"Bestimmt!" sagt Ella. Wenn sie einmal das *Opasno je van se nagnuti* ausgesprochen hat, übernimmt sie auch die Verantwortung dafür. Und sie irrt sich nicht.

Zwölf Frauen verbringen die erste Nacht als freie Menschen im Krankensaal. Wo die andern sind? Weiß der Himmel, wo sie sich untergebracht haben. Es gibt auch Unternehmungslustige, die sich bereits auf den weiten Weg nach Hause begeben haben.

<sup>65</sup> Ja, ja! (да, russisch)

<sup>66</sup> "Hinauslehnen verboten!" – Die kroatische Version der seinerzeit in Österreich an den Fenstern der Eisenbahnzüge angebrachten Warnung. (Anmerkung in der deutschen originalausgabe) – Der satz heißt jedoch: "Es ist gefährlich, sich hinauszulehnen!"

---

Ich bin schon am Einschlafen, da höre ich nahende Schritte. Jemand hockt sich neben mich: "Ich will dir unter vier Augen für die Prophezeiung danken, daß ich im Mai Flieder pflücken werde. Ich habe daran geglaubt. Hier ist er! Und es ist der achte Mai. Es ist auf den Tag eingetroffen! Hat wirklich heute jemand Geburtstag, den du sehr liebst?"

"Ja, wirklich, Mária! Diesen Flieder nehme ich für ihn mit. Er lebt bestimmt! Er wartet bestimmt auf mich!"

In dieser Nacht schlafen wir gut und lange. Wir haben es auch nötig, denn in der hysterischen Stimmung der letzten Wochen haben wir wenig Schlaf gehabt. Dennoch finden wir es schade, schlafen zu müssen, denn jede Stunde bringt etwas Schönes und Interessantes. Und wenn auch sonst nichts geschehen wäre – frei zu sein ist allein schon so herrlich und so unermesslich viel, daß wir das Schlafen als verlorene Zeit empfinden.

Mária ist fort. In Gedanken bin ich in Budapest unterwegs, in der Kálmán-Straße, um den Flieder zu übergeben.

Pausenlos fahren Kraftwagen durch das Dorf. In das Rattern der Motoren mischt sich Gesang, auch ungarische Soldatenlieder.

Ich reiße mich aus dem Lärm der Straße und bin wieder in der Kálmán-Straße. Ich kann mir SIE nicht vorstellen, ob sie ebenso sind wie einst? Ist das möglich? Vielleicht sind sie gar nicht in ihrer alten Wohnung. Wie es jetzt wohl in Budapest ist? Auch von dort hat man die Juden verschleppt. Wo mögen sie sein? Leben sie? Sie leben, ich fühle es, sie leben! Dennoch bricht mir Schweiß am ganzen Körper aus. Heute habe ich mit den ersten Heimkehrenden eine Karte geschickt. Ob sie ankommt? Auch Gábor wird sich dort melden, auch Tibor. Was ist mit ihnen? Wie herrlich wäre es, sie zu finden ... Gibt es solche Wunder? Und wenn nicht?

Acht Stunden tiefen, traumlosen Schlafs folgen. Als ich erwache, weiß ich im ersten Augenblick nicht, wo ich bin. Noch mit geschlossenen Augen strecke ich die Glieder, ich habe das Gefühl, daß ich bis ans Ende der Welt laufen könnte. So schlafen und sich so strecken kann nur ein freier Mensch. – Auch die Bewegungen eines freien Menschen muß man neu lernen.

Das große Vorbereiten, das fieberhafte Wiederaufleben beunruhigt auch die bewegungslos liegenden Kranken. Je lebhafter die allgemeine Bewegung wird, um so schwerer empfinden sie die Last der eigenen Unfähigkeit, sich zu bewegen. *Was soll mit ihnen werden, wer wird für sie sorgen?* frage ich mich. Die gesunden Frauen sind sehr hilfsbereit, aber immer mehr von ihnen gehen fort. Eben verabschieden sich zwei größere Gruppen von uns.

"Wie wollt ihr denn weiterkommen? Und wohin geht ihr?" frage ich.

Sie zucken mit den Schultern. "Der Nase nach! Die Landstraße ist breit genug."

---

Die Sehnsucht nach dem Zuhause ist der Motor, der die unsicheren Beine antreibt und alle Hemmungen beseitigt, die zu Überlegung, zum Abwägen der Umstände geraten hätten.

*Geht nur, geht! Werdet stark vom Staub der Landstraße, dem Quartier im Straßengraben, den von guten Menschen gebotenen Bissen, dem Geschmack der Freiheit, werdet stark, sehr stark, – damit ihr, wenn ihr das Haus findet, das leere Haus, die Kraft besitzt, seine Schwelle zu küssen und den Schmerz um die verlorenen Lieben zu ertragen ...*

Wir schauen ihnen nach – ein letztes Winken. Skelette ziehen auf der Landstraße dahin, in den Händen kleine Bündel, von blinder Freude getragen.

Iwan Uljanow kommt ins Zimmer, heiter, frisch. Die Müdigkeit von gestern ist verfliegen. Der Zwirnermeister begleitet ihn, Ella, Lenke und Zsoli folgen. Ella hat sich als Dolmetscherin etabliert. Iwan Uljanow sieht neben ihr wie eine Zugabe aus. Ella steht da, als hätte sie das *Großdeutsche Reich* eigenhändig ins Grab gelegt, während Iwan Uljanow ihr so bescheiden und dienstbereit zuhört, genau gesagt: so aufmerksam Ellas mit Händen, Füßen, Augen und Kopf betriebenes Dolmetschen verfolgt, wie es wirklich hervorragende Menschen tun, denen nicht die Rolle, die sie spielen, sondern das Wesentliche wichtig ist.

Sie kommen auf mich zu. Iwan Uljanow schiebt die Mütze ins Gesicht. Ella stellt sich, die Hände auf die Hüften gestützt, vor den Meister hin – er war der ordentlichste Mensch der Fabrik –, zählt an den Fingern bis sechs (die Anzahl der Kranken) und stößt mit dem Zeigefinger nach oben. Der Meister nickt, er hat verstanden. Jetzt wendet sich Ella an Iwan Uljanow, ihn gleichsam auffordernd, ihre dem Meister gegebene Weisung zu bestätigen. Der Hauptmann stimmt lebhaft zu: "Da, da, da!"

Ella bittet mich, den Meister auf deutsch zu fragen, ob es in der Nähe ein Krankenhaus gebe. Welches Genie, wer hätte daran zu denken gewagt!

"Ja, in Landeshut!" klärt der Meister uns auf.

Darauf Ella zum Hauptmann: "Landeshut Spital!" – "Da, da, da!"

Ella macht das Geräusch eines fahrenden Autos.

"Gibt es hier ein Telefon?"

"Nein, die Leitung ist gestört."

Der Hauptmann gibt uns zu verstehen, er werde die Sache erledigen. Er schreibt sich die Adresse auf. Spielerisch stößt er mit dem Zeigefinger gegen den Bauch des Meisters und fragt ihn dadurch, ob wir zu essen bekommen. Der Meister sagt mir, er könne uns Kartoffeln geben.

"Da, da, da!"

"Njet da, da", unterbricht Ella und fährt den Meister an: "Die Kartoffeln kannst du essen, wir brauchen Fleisch, Fleisch! Weißt du, was das ist?"

Der Meister macht ein dummes Gesicht. Ich übersetze. Ella kräht.

"Wir haben keine Hühner", wehrt der deutsche Meister ab.

Der Hauptmann lacht, daß ihm fast der Atem vergeht. Er klopf Ella auf die Schulter und winkt, sie solle mit ihm kommen. Sie gehen.

Der große Topf Kartoffeln ist auch ohne Fleisch ein Festmahl. Unsere Mägen sind von der gestrigen Schlemmerei in Aufruhr. Bleich schleichen die Frauen umher. Die eine hält sich den Bauch, die andere preßt die Hand vor den Mund, je nachdem, ob der Vulkan nur rumort oder schon am Ausbrechen ist. Essen ist keine so einfache Angelegenheit, man muß es gewohnt sein, ebenso wie manches andere. Die an grobe Stiefel gewöhnten Füße würden keine feinen Chevreaux-Schuhe vertragen – und auch Messer und Gabel sind uns fremd geworden. Und wie würden wir uns an Federbetten gewöhnen? Und an all das andere, das sich die Menschen zu ihrer Bequemlichkeit geschaffen haben?

Über uns sind die Räume, in denen die Aufseherinnen gewohnt haben. Das hatte Ella gemeint, als sie an die Decke des Krankensaales zeigte. Der Meister hat eines der großen Zimmer in Ordnung bringen lassen. Frisches Bettzeug, weiße Eisenbetten, drei große Fenster der Straße zu und strahlender Sonnenschein harren unser. Vier Kranke werden hinaufgetragen, wir zwei anderen wallfahrten mühsam den wohlbekanntem und doch neuen Weg hinauf. Wir betreten das einst so gefürchtete Gemach. – Im ersten Augenblick wirken die weißen Eisenbetten geradezu abstoßend. *Pfühle von Messalinen*. Und vor diesen verkommenen und noch in ihrer Verkommenheit allerniedrigsten Weibern mußten wir zittern? Vor diesen aller menschlichen Gefühle baren Bestien, diesen Ungeheuern in Menschengestalt, diesen auf der tiefsten Stufe der moralischen Unverantwortlichkeit stehenden Hündinnen? Ich zürne Ella, daß sie uns nicht unten gelassen, sondern diesem Spuk ausgeliefert hat. Wie auf ein Stichwort kreuzt sie auf.

"Hol dich der Teufel! Weißt du denn in einem Krankenhaus, wer vor dir in deinem Bett gelegen hat? Hier gibt es wenigstens keine Wanzen, und schau, was für Riesenfenster da sind, wir machen sie alle auf. Kannst dich mit Sonne satt essen."

Sie zwinkert und greift wieder einmal zwischen zwei Knöpfen in ihren Mantel. "Mach die Augen zu und den Mund auf!"

Der Duft von Weinbrand steigt mir in die Nase. – "Machst du den Mund auf, ja oder nein? – Da, Nektar!"

Von einem einzigen Schluck wird mein ganzer Körper zu einem glühenden Ofen. Ich spüre, wie der Alkohol mich durchflutet, mein Herz, meine Glieder, meinen Kopf. *Genug! Genug!* Und schon liege ich ganz heimisch in dem weichen Bett. Als hätte man jeden Tropfen meines Blutes ausgewechselt, in frisches, rotes Blut. Ich schlafe ein. Diesmal aber hat Ella sich geirrt: Wanzen über Wanzen auch hier! Na, tut nichts, aber nur darum, weil Ella sich geirrt hat.

Noch scheint mir die Sonne auf den Bauch, als lautes Schreien mich weckt. Es kommt von der Straße. Ich schaue hinaus. Unten stehen etwa zehn Frauen. "Was wollt ihr hier?" rufe ich. Es sind Holländerinnen, sie suchen Landsleute. Sie sagen noch

---

etwas, ich verstehe sie nicht. Schade. Von wo mögen sie gekommen sein? Unsere Holländerinnen sind fort, gebe ich ihnen durch Gesten zu verstehen. Sie winken und gehen weiter. Eine kleine Gemeinschaft. Sie wandern, suchen die Ihren, um gemeinsam weiterzuwandern und gemeinsam in die Heimat zu kommen. Sie pilgern auf den mit Minen gespickten deutschen Straßen heimwärts. Die nach Westen führende Straße macht gerade unter dem Fenster eine Biegung. Man kann sie weithin verfolgen. Ich bleibe, auf meinem Bett kniend, so lange am Fenster, wie meine Kraft reicht. Unglaublich rasch hintereinander ziehen kleine Gruppen vorüber. Alle rufen zu mir herauf, sobald sie mich sehen. Es kommen Tschechen, Deutsche, Polen. Dänen, Norweger, Männer und Frauen. Die Männer sind in auffallend geringer Zahl, und in welchem Zustand sie sich befinden! Eine kleine Gruppe zieht einen Handwagen. Mit Gepäck, nehme ich an. Irrtum. Auf dem Wagen liegen zwei kranke Frauen.

"Wohin?" rufe ich hinunter.

"Nach Oslo!" – Das sagen sie so, wie in Pest jemand sagte, er gehe nach Kleinpest! Nach Oslo, über Stock und Stein, zu Fuß – meinen sie es so?

Nein, der Mensch ist nicht von Geburt kleinmütig, und wenn man ihn dazu macht, sprießt auf den ersten ermutigenden Hauch des Lebens hin Zuversicht hervor. In kleinen Gruppen sind sie aufgebrochen mit ihren Habseligkeiten, einen Handwagen mitschleppend die einen, die Herzen voller Hoffnung alle. Sie konnten noch nicht wissen, daß ihr Weg leichter sein würde, als sie angenommen hatten, und daß Hilfe kommen würde. Viele haben es nicht gewußt, sie sind einfach aufgebrochen.

Wieder ist ein Tag vergangen. Pausenlos ziehen Menschen die Straße entlang. Ich beobachte sie. Dieses Erlebnis läßt sich mit nichts vergleichen: Menschen siedeln über wie die Schwalben im warmen Frühling. Nach der Heimat! Ihr Reisegepäck sind die Hoffnung, die Sehnsucht und der Glaube. Sie verleihen ihnen Flügel.

Eine neue Gruppe kommt näher. Von weitem winken sie. Sie biegen auf die nach Westen führende Straße ein. Jetzt erkenne ich sie. Eine Frau schiebt auf der Landstraße in einem Wagen ihren in Merzdorf geborenen kleinen Sohn Tomi nach Hause. Die übrigen Frauen umringen den Wagen, nur eine fehlt. Mengele hat sie zum Wahnsinn getrieben. Sie wartet nun mit uns auf den Transport ins Krankenhaus.

Dort unten ziehen die andern dahin, nach Prag ...

*Gott mit dir, kleiner Thomas, werde groß und stark! Und wenn deine kleine Hand, die jetzt die Brust deiner Mutter streichelt, zur Faust wird, möge Kraft darin wohnen! Und vergiß nie, daß du in Merzdorf geboren wurdest!*

Am vierten Tag nach unserer Befreiung schießt es mir blitzartig durch den Kopf: *Was ist mit Winkler?* Das haben wir gut gemacht! Hat uns die goldene Freiheit ganz den Verstand geraubt? Sicher hat er sich aus dem Staub gemacht! Kaum kann ich es erwarten, daß jemand kommt. Alsbald taucht Lenke auf.

"Was ist mit Winkler?" fahre ich sie an.

"Ich weiß nicht", sagt sie mit unsicherer Stimme.

"Rede! Was ist mit ihm?"

"Er ist hier –"

"Er ist hier? Das sagst du so?"

"Er war fort und ist zurückgekommen. Kann ich dafür?"

"Such Ella und sag ihr, sie möchte zu mir kommen."

"Mach keine Geschichten, jetzt ist doch alles gleich! – Auch dich hat er gesucht."

"Mich? Und wen noch?"

Sie zuckt die Achseln und geht.

Das Gespräch hat mich so aufgewühlt, daß ich hinuntergehen möchte. Ich komme bis an die Treppe, weiter geht es nicht. Ich wäre schwindlig geworden und die Treppe hinuntergefallen. Für einen Winkler? – Ich setze mich, kann dann aber nicht wieder aufstehen. Bald kommen Ella und Piri. Sie erschrecken nicht wenig bei meinem Anblick.

"Laßt mich! – Was ist mit Winkler?"

"Nichts, er stolcht unten herum."

"Habt ihr ihm nicht wenigstens ein paar Fußtritte verpaßt?!"

"Am ersten Tag fragte uns ein sowjetischer Offizier, ob wir gegen jemanden eine Beschwerde hätten. Damals war Winkler nirgends zu finden. Gestern kam er zurück. Sicher glaubte er, wir seien nicht mehr hier", berichtet Piri.

Dann nimmt Ella das Wort: ""Sag's doch ruhig, wie es war. Er kam direkt auf uns zu und lud uns alle sechs zum Mittagessen ein. Auch seine Frau kam dazu. – Und was für ein Essen sie gekocht hat!"

Ich zittere vor Zorn. Am liebsten möchte ich mit der ganzen Welt zusammen versinken. Ich wage nicht weiterzufragen.

"Na, mußt nicht gleich die Wand hinaufsteigen. Vier haben bei Winkler zu Mittag gegessen, das ist alles", brummt Ella.

"Hättest du es mir nur nicht gesagt! Sich so zu vergessen! – Nein, sag mir nicht, wer die vier waren. Ich will es nie erfahren. – Schämt ihr euch denn nicht?!"

Der Schurke, der Halunke! Hat seine Seele Hitler verkauft! Hat geschlagen und getreten, gehaßt und gequält – und jetzt? – Sich so zu erniedrigen!

Márta kommt hereingestürzt: "Der Rettungswagen aus Landeshut ist da! Zuerst werden die Schwerkranken fortgebracht; aber auch wir können uns schon fertig machen."

Endlich! Fort von hier, nur nicht unter einem Dach mit Winkler leben!

Drei Stunden später kommen zwei Männer und tragen mich hinunter. Ich schließe die Augen. Seit ich weiß, daß Winkler hier ist, scheint mir alles zu sein, wie es gewesen ist. Aber es gibt einen Trost für mich: Ich kann dessen sicher sein, daß er seinem gerechten Schicksal nicht entgehen wird!<sup>67</sup>

<sup>67</sup> Die 1927 geborene tschechin KITTY FISCHER (geb. haas) war ebenfalls von *Auschwitz-Birkenau* nach *Merzdorf* geschafft worden, wo sie die Befreiung erlebte. Sie schreibt in ihrem durchgängig sehr sachlichen Bericht, daß die gefangenen Frauen sich bereits am 8. Mai eine eigene Leitung wählten (zwei tschechische und zwei deutsche Mädchen). Daraufhin wurde ein selbstbestimmter Appell veranstaltet; sie berichtet weiter: "*Ein paar Mädchen baten um die Genehmigung, Herrn und Frau*



---

Ich werde in den weißen Rettungswagen geschoben, die Tür wird geschlossen, aber jemand klopft ans Fenster. Márta macht die Tür auf. Vor dem Wagen steht Opa Franz, steigt dann herein und schüttelt mir die Hand. Márta überreicht er ein Päckchen mit zwei Scheiben Brot und einem harten Ei und – den vielen, vielen Stunden, die er uns geschehkt hat, wenn er verschwand, damit wir uns ausruhen konnten.

Der Wagen rollt zum rückwärtigen Tor, durch das Mengele geflüchtet ist, und aus der Fabrik. Außerhalb des Dorfes überholen wir die letzte Gruppe der ehemaligen Gefangenen der Fabrik, *die Meinen*. Auch sie gehen nach Landeshut. Durch die Kronen der Bäume sehe ich die Aufschrift der Bahnstation: MERZDORF.

Es ist die alte Tafel, aber Merzdorf ist neu. Ich denke an Iwan Uljanow. Wir haben ihm nicht einmal Lebewohl sagen können. Wartet er vielleicht in Landshut auf uns?

Wärme durchflutet mich wie vor einigen Tagen von dem Weinbrand. Ich schlafe ein und erwache erst, als der Wagen mit einem heftigen Ruck hält.

Die Tür fliegt auf. Zwei Köpfe erscheinen in der Öffnung, ein durchfurchtes Gesicht neigt sich über mich. Zwei bekannte Augen strahlen mich an. Ist es ein Traum? Eine starke Hand ergreift mich am Arm und streichelt dann leicht meine Stirn. Er ist es, mein österreichischer Freund!

"Hier sind wir! Wir kontrollieren, suchen nach Flüchtlingen! – Na, fliehen Sie nur!" Und jede Falte seines Gesichts lächelt. "Wissen Sie nun, wer ich bin?"

"Ich weiß es!" antworte ich und betrachte den fünfzackigen Stern an seinem Rockaufschlag ...

"Wir nehmen nicht Abschied!" sagt er und schüttelt mir die Hand. "Ich besuche Sie in Landeshut! Einverstanden?"

"Einverstanden!"

Der Wagen rollt weiter. Weiße Kilometersteine fliegen vorbei und bleiben zurück, nehmen die Entfernung mit sich. Den Weg, der vor uns liegt, fahren wir mit ruhig schlagendem Herzen. Er wird menschlich sein, einfach.

Da lächle ich, mein Auge verschleiert sich. Es ist, als ob die Erde leise erzittert.

---

*Winkler zu hängen, unsere Weblehrer, die grausam waren wie die Zuchtmeister und uns unsere Essensrationen wegnahmen, wenn ein Fehler im Gewebe unserer Fallschirme war. Wir waren begeistert und gaben ihnen grünes Licht und sie wurden binnen weniger Minuten hingerichtet und sagten Heil Hitler, als das dreckige alte, aus Decken gedrehte Seil sich straffte.*" (KITTY FISCHER: *Ich bin Kriegswaise*, in: Dachauer Hefte 6/1990, S. 95-103. Hier zitiert nach: BARBARA DISTEL, S. 374f.) Für die Diskrepanzen zum vorliegenden Bericht gibt es natürlich mehrere Erklärungsmöglichkeiten. – ANDREA RUDORFF erwähnt zu diesem Thema: "In der Nacht zum 8. Mai 1945 verließen die Aufseherinnen und Bewachungskräfte das Lager, das am folgenden Tag von Soldaten der Roten Armee erreicht wurde. – Die ehemaligen Aufseherinnen Else Jäckel, Gertrud Klenner und Elfriede Villain wurden 1946 durch das Bezirksgericht in Świdnica (Schweidnitz) zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt. Ein Verfahren gegen die SS-Aufseherin Hildegard S. wurde durch die Staatsanwaltschaft Lüneburg mangels Schuldnachweises eingestellt. Ein Ermittlungsverfahren gegen die ehemalige Lagerführerin Erna R. [Rinke] wurde 1976 von der Staatsanwaltschaft beim Landgericht Braunschweig eingestellt, das ihr keine Tötungen nachzuweisen waren."



Ehemalige Textilfabrik Kramsta-Methner u. Frahne AG in Merzdorf  
© P. Fütterer (<http://www.merzdorf-im-riesengebirge.de/home/>)

Ady Endre  
HÁBOROG A SÍR

Háborog az ezeréves sír,  
Hunnia, ez a sóhaj-bánya,  
Háborog és bús halottjait  
Kihányja.

Millió fehér csont meséli,  
Mit tettek a párducos ősök,  
Hogy itt mennyi kín, bú, mennyi vér  
Esőzött.

Ebben a szomorú országban  
Minden tisztos gondolat: átok  
S hulljon véresen, bűnös urak,  
Reátok.

Vakuljatok meg, ne lássátok  
A bosszút és a temetőket,  
A Dávid szent parittyáival  
Jövőket.

Szolgasereget, udvarnépet,  
Gyűjtsetek koncra, úri hitben.  
Kit áráttok, az sincs veletek:  
Az Isten.

Az Isten, akihez szegődtök  
S a levegő: bosszúra válhat.  
Sorsotok: epe, vad gyűlölet,  
Utálat.

Óra ütött, betelt a mérték,  
Most kezdjük az új ezer évet:  
Grófok, latrok, már tátong a sír  
Felétek.

Népszava, 1907 július 7

## Nachwort (2014)

*Ich habe Angst vor Menschen – ich habe vor nichts solche Angst wie vor Menschen. Wie gut und wie böse sie werden können, dafür gibt es kein Maß, keine Basis, keine Sicherheit. Lebensumstände und Erziehung sorgen gewöhnlich dafür, daß keines von beiden ins Maßlose wachsen kann (...). Hier waren (...) kleine Beamte, Handwerker, junge Mädchen, Frauen. Die ganze Bosheit, die ihnen innewohnte, hätte sich unter anderen Umständen höchstens in Tratsch, Übervorteilen, Tyrannei im Familienkreis und dergleichen ausgelebt.  
Ich habe Angst (...) vor der Zukunft, denn daß dies alles geschehen konnte, daß andere es zuließen, zulassen mußten, eröffnet unheimliche Perspektiven.  
GRETE SALUS*

*Because the art of a warrior is to balance the terror of being a man with the wonder of being a man.  
CARLOS CASTANEDA (Journey to Ixtlan)*

*Wer auch immer ein einziges Leben rettet, der ist, als ob er die ganze Welt gerettet hätte.  
TALMUD BAVLI (Sanhedrin 37a)*

Die ungarische jüdin katalin vidor wurde 1944 verschleppt in das vernichtungslager *Auschwitz-Birkenau*, später kam sie zur zwangsarbeit nach *Sackisch* und *Merzdorf*, außenlagern des *KZ Groß Rosen*.<sup>68</sup> Sie hat überlebt, aber erst vierzehn jahre später konnte sie beginnen, diese zeit schriftlich zu dokumentieren. Ihr buch erschien 1960 auf ungarisch, 1963 auf deutsch, es blieb unbeachtet. Die autorin starb 1976 in westberlin.

**Ungarn** war seit 1941 mit NS-deutschland verbündet. Nun häuften sich maßnahmen einer judenfeindlichen politik.<sup>69</sup> In kooperation mit SS-truppen und deutschen ordnungspolizisten wurden im august 1941 etwa 25 000 juden in das deutsch besetzte galizien getrieben und dort ermordet. Zehntausende wurden als zwangsarbeiter an die ostfront geschickt und kamen dort um. Im märz 1944 wurde ungarland von NS-truppen besetzt, am 15. mai begann die ghettoisierung der ungarischen juden in den provinzen. Bis zum 9. juli 1944 wurden etwa 430 000 juden von dort aus deportiert, vorrangig nach *Auschwitz*. Die meisten wurden sofort ermordet.

Über die jüdische geschichte von **zalaegerszeg**, dem heimatort katalin vidors, finden wir auf der website einer jüdischen organisation in ungarland folgende angaben:

<sup>68</sup> Die stationen ihres leidensweges im einzelnen: Zunächst ghetto (ab april 1944), folterkammer in einer ziegelfabrik (grünbaum) – beides noch in zalaegerszeg –, im juli eine viertägige fahrt im viehwaggon nach *Auschwitz-Birkenau*. Dort zunächst in *lager B III, block 5 b, block 9*, im august und september 44 in *block 5*. Im oktober war sie im *lager B II b* (dem ehemaligen *Tschechenlager*), dort im *Häftlingskrankenbau (HKL)* für frauen, dann in *block 27*. Vom *block 25* aus wurde sie mitte oktober in das *zwangsarbeitslager Sackisch*, am 2. november in das lager *Merzdorf* transportiert, wo sie im mai 1945 befreit wurde.

<sup>69</sup> Vgl. ÉVA/ÁGNES ZSOLT und KESZI. (*Bibliografische angaben siehe in den literaturempfehlungen im anschluß des nachworts!*)

>In der Marktstadt Zalegerszeg haben sich Juden im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts angesiedelt. Einer Urkunde von 1711 gemäß ist aus Rohonc einer der örtlichen Juden nach Zalegerszeg, wo damals Juden noch nicht gewohnt haben, hinübergefahren. Die erste komitatliche Zählung der Juden von 1725-28 erwähnt Juden namens Salamon und Dávid, die aus Rohonc gekommen sind und deren Familien dort gelebt haben. 1735 wurden schon mehrere Familien (16 jüdische Personen) gezählt, die im gemeinsamen Haushalt gelebt haben. 1785 hat die Anzahl der hier lebenden Familien auf 16 zugenommen, damals haben schon 103 Juden, sechsmal mehr, als vor einem halben Jahrhundert, in der Stadt gelebt. Die jüdische Bewohnerschaft ist vom Ende des 18. Jahrhunderts immer größer geworden, mit dem größten Anteil war sie 1869 mit 937 Personen, in der größten Anzahl aber 1930 mit 1657 Personen anwesend. Die jüdische Gemeinde wurde den zur Verfügung stehenden Aufzeichnungen gemäß gegen 1750 gegründet. Die ersten Rabbis waren Izsák Benowitz, Eliakim Götz und Smelke Meiseles. Die erste Synagoge wurde auf dem von Szombathelyer Bischof Szenczi gespendeten Grundstück, die neuere (1857 schon fertige) aber in der Iskola[Schul]-Passage. Die umfangreicher werdende israelitische Gemeinde – geführt vom Vorstand Dr. Gyula Boschán und dem Oberrabbi Izrael Engelsmann – hat am Ende des Jahrhunderts eine größere Synagoge gebraucht. Zuerst wurde der Umbau der alten Synagoge geplant, endlich aber ein Preis für ein neues Gebäude ausgeschrieben. Von den eingegangenen 5 Vorschlägen wurde der Plan des hauptstädtischen Architekten József Stern prämiert, bis für den Bau der Synagoge der örtliche Unternehmer Tamás Morandini als Gewinner erklärt wurde, der die Ausführung der Arbeiten mit den inneren Einrichtungen zusammen für 100.000 Kronen übernommen hat. Mit dem Bau hat man im April 1903 angefangen, die Synagoge wurde am 1. September 1904 eingeweiht. Die Grundrissmaße der eklektischen – romanischen und orientalischen – Synagoge betragen 15,34 x 30,01 m. Die Fassade ist von den zwei dicken Türmen mit Kugelhauben, zwischen ihnen mit dem Spitzbogengiebel gekennzeichnet. Die Stilelemente der Romanik und der Gotik können an der Haupt- und der Nebenfassade aufgefunden werden (kleine Fensterreihen mit im Halbkreis gebogenen großen Rundfenster). Die von Maßen und Erscheinung imposante Synagoge ist zu einem der bedeutendsten Gebäude der Stadt geworden, mit ihren Türmen ist sie aus dem Stadtbild weit hervorgetreten. Das während des II. Weltkriegs zerstörte Gebäude hat die Stadtverwaltung 1960 gekauft und aufgrund der Pläne des örtlichen Architekten Gyula Pelényi renovieren lassen. Die erneuerte Synagoge wurde für die Bevölkerung 1983 als Städtischer Konzert- und Ausstellungssaal eröffnet.

Die jüdische Gemeinde hat sich 1868 der neologischen Richtung [Reformbewegung] angeschlossen. 1885 wurde sie zum Standesbezirk umgewandelt. Die wichtigsten Einrichtungen waren die Chevra Kadischa, Talmud-Thora, Brotverein, Frauenverein und der Chanukka-Verein. Die 1820 errichtete israelitische Volksschule wurde 1869 von der Stadt, 1897 vom Staat übernommen. Die jüdische Gemeinde hat noch 1942-43 eine Schule betrieben. Die Zahl der jüdischen Gemeinde hat 1929 auf ihrem inneren Gebiet – d.h. Zalaegerszeg – 1048 Personen gezählt, von ihnen gab es 333 Steuerzahler, die meistens einen sogenannten freien Beruf getrieben haben, sie waren Privat- und öffentliche Beamten, bzw. Händler. Der Ehrenvorstand der jüdischen Gemeinde

war Dr. Gyula Boschán, der Vorstand Jenő Rosenthal, der Oberrabbi Dr. Mózes Junger, der seine Funktion ab 1921 versehen hat. 1930 haben 1041 Personen zu den Israeliten, bei der Volkszählung von 1941 aber 873 Personen gehört.

In der Stadt wurde der Einfluss der äußerst rechten Richtungen stärker. Die Stadtversammlung hat dem zweiten Judengesetz Genüge getan und 1939 ihre Virilismitglieder jüdischer Abstammung ausgeschlossen. Aus den 30 ordentlichen Mitgliedern der 1938-er Stadtversammlung waren 13, von den 11 Ersatzmitgliedern 2 für Juden qualifiziert.

Gemäß dem Bericht für den Zentralrat der Ungarischen Juden hatte die Kongressgemeinde im April 1944 1076 Mitglieder, der Vorstand war der "ehemalige Rechtsanwalt" Dr. Imre Berger, der matrikelführende Rabbi Dr. Mózes Junger.

Geplant war, die "geschlossene Unterbringung" der Juden in den Häusern der Kölcsey-, Kis-, Alsó-, Madách-, Mária-, und Sas- (Rothermere) Straßen, sowie in den des Kovács Károly Platzes, bzw. der Iskola- und Tompa-Straße zu realisieren. Der Zentralrat der Ungarischen Juden hat den Bericht über die Ghettoisierung mit dem Datum vom 10. Mai erhalten. Eine Woche später wurde der Auszug der Christen vom Ghettogebiet vollendet, und am 16. Mai wurde das Ghetto gegründet, wohin die Juden und Jüdinnen der Stadt, des Bezirkes Zalaegerszeg, Lenti und Nova (375 Familien, 1221 Personen) einzuziehen gezwungen wurden. Die Einwohner der ländlichen Ghettos wurden in den Zalaegerszeger Sammellagern - in der Ziegelfabrik Grünbaum in der Bak-Straße bzw. in der am Rand der Stadt von Andrásida - zwischen 15. und 24. Juni konzentriert. Mit den städtischen zusammen wurden im Komitatssitz etwa 3450 Personen zusammengepfercht. Die Juden und Jüdinnen wurden aus den III. und IV. Gendarmeriebezirken zwischen 4. und 6. Juli mit vier Eisenbahnzügen deportiert. Von Zalaegerszeg ist der Zug mit 2900 Personen am 5. Juli abgefahren und am 7. Juli in Auschwitz angekommen. Parallel mit dem Ausbau des Ghettos und nach der Deportation wurde auch die Inbesitznahme des jüdischen Vermögens durchgeführt.<sup>70</sup>

Wie katalin vidor wurde auch EVA IGNACZ (geb. BÖHM) aus zalaegerszeg nach Auschwitz verschleppt. Sie berichtet:

>Nicht die Wehrmacht, sondern die ungarische Gendarmerie Csendörsege holte im Mai 1944 die Böhms aus ihrer Wohnung. Erst musste die Familie gemeinsam mit 1200 Juden aus der Stadt in ein Ghetto. Nach einigen Wochen brachten sie die Gendarmen in eine Ziegelfabrik. An den Kommandanten namens Zöldi erinnert sich Eva gut: «Wir mussten uns im strömenden Regen in einer Reihe aufstellen. Zöldi fragte jeden, wo er sein Gold versteckt habe. Der Mann neben mir konnte nichts geben und wurde zu Tode geprügelt. Seit ich das gesehen habe, bin ich überzeugt, dass es keinen Gott gibt.»

<sup>70</sup> EVA SCHWARZMAYER, HERBERT BRETTL, KOLOSZÁR TAMÁS, BALÁZS EDIT, SZARKA LAJOS: "... und eine Zeit zum Steinesammeln" (Kohelet 3.5) – Jüdische Erinnerungen in der West-Pannonischen Eu-Region (Burgenland, Komitate Győr-Moson-Sopron, Vas und Zala) Projekt Nummer: AT-HU/06/01/037, Magyar-Izraeli Baráti Társaság - Szombathely 2008.  
[http://mibt-szombathely.hu/pages/konyv\\_tartalom.php?de](http://mibt-szombathely.hu/pages/konyv_tartalom.php?de)

– Am 5. Juli mussten die Juden aus Zalaegerszeg und den umliegenden Dörfern in einen langen Güterzug steigen, bis zu 100 Personen in jeden Wagen. Im Bahnhof Kassa (heute Košice in der Slowakei) übergab die ungarische Gendarmerie den Zug an die deutsche SS. Eva entdeckte in einem anderen Wagen ihre Grossmutter. Sie war während der Fahrt an Erschöpfung gestorben. Die Leiche wurde ausgeladen und in ein Massengrab geworfen. Am 7. Juli kam der Zug als einer der letzten Transporte aus der ungarischen Provinz in Auschwitz an.<sup>71</sup>

Im mai 2014 berichtete ZOLTÁN PAKSY auf einer ungarischen konferenz von einem pogrom gegen die bewohnerInnen des ghettos in zalaegerszeg am 3./4.7.1944:

*>In my lecture I sum up the history of anti-Jewish measures in Zalaegerszeg, the capital city of Zala County, from 1939 to the deportations in 1944, highlighting the elements that are interesting on a national level.*

*Zala County can be regarded to have been the stronghold of the radical right from the early days of the Horthy regime; on account of that, one of the strongest bases of the Arrow Cross movement developed there, which was visible in the results of the elections of 1939. At the same time, the Lord Lieutenant, Count Béla Teleki (great-grandson of Count István Széchenyi), who ruled the county since 1935, used his official position to practically conduct a crusade against the Jews of the county, as if he had been racing with the Arrow Cross. Lord Lieutenant Teleki and the county assembly welcomed the occupying Germans after March 19, 1944, voicing their regrets that the Hungarian people had not been able to get rid of their traitors alone. Finally, a result of Teleki's activity, the county-level party-union of the Arrow Cross parties and the governing party was officially realized in the summer of 1944. My lecture traces the history of the ghettoization and deportation of the Jews of the county, highlighting the so far unexplored episode in which a unit of Hungarian gendarmes staged a massacre among the inhabitants of the ghetto of Zalaegerszeg on July 3–4, 1944.<sup>72</sup>*

Die etwas später eingeleitete ghettoisierung und deportation der budapester juden wurde zunächst eingestellt aufgrund von prominenten interventionen (darunter der schwedische könig, der vatican und das Internationale Rote Kreuz, ungarische protestantische bischöfe, der ungarische primas serédi sowie bischof joszef pehm, ehemals stadtpfarrer in zalaegerszeg, später kardinal mindszenty, der aus protest gegen die deportationen seinen deutschen namen ablegte). Besondere bedeutung hat der schwedische diplomat raoul wallenberg, der durch sein persönliches engagement zehntausende ungarischer juden rettete.<sup>73</sup> Im oktober 1944 kam es zu neuen vorbereitungen zur deportation der budapester juden, in deren folge über 100 000 budapester juden ums leben kamen. Neuerliche interventionen neutraler staaten waren teilweise erfolgreich. –

<sup>71</sup> Quelle: Tagesanzeiger Zürich 7.4.2012 (<http://www.bernhardodehnal.com/artikel/%C2%ABwir-glaubten-sie-tun-uns-nichts%C2%BB>) Vgl. zur deportation aus ungarisch auch EMBER, FAHIDI, SOMLYÓ, SZENES, GUTMAN/GUTTERMAN, RÁNKI.

<sup>72</sup> PAKSY ZOLTÁN: The Shoah in Zalaegerszeg. Quelle: <http://holokausztkonferencia.monguz.hu/>

<sup>73</sup> Siehe hierzu in der literaturliste: SOMLYÓ und BESYMENSKI/VÖLKLIN sowie SZYMANSKI bei den weblinks.



---

Von den 825 000 jüden und jüdinnen, die in ungarisch innerhalb der grenzen von 1941 bis 1945 lebten, kamen durch die Shoah etwa 565 000 ums leben, während 260 000 diese zeit überlebten.<sup>74</sup>

Zum ort **zalaegerszeg** heißt es auf der bereits zitierten ungarischen website weiter:

*>Im April 1945 haben die zurückgekehrten Juden und Jüdinnen - etwa 100 Personen - für den Schutz ihrer Interessen einen Judenrat gegründet, der im Juni von der russischen Stadtkommandantur verboten wurde. 1947 wurde die Chevra Kadischa neu organisiert und im gleichen Jahr zur Erinnerung der Opfer des Holocausts ein Denkmal gebaut. Bis 1949 hat die Anzahl der jüdischen Gemeinde auf 196 abgenommen, ihr Vorstand war damals Imre Gózon, der Geschäftsführer Kálmán Márkus. Zu ihr haben 16 Siedlungen gehört. 1958 haben in Zalaegerszeg 60, 1962 aber nur 30 Juden und Jüdinnen gelebt.*

*In Zalaegerszeg sind zahlreiche jüdische Erinnerungen zu finden. In der Wandzelle des im gepflegten Friedhof stehenden, 1947 aus grauem Granit gebauten Holocaustdenkmals ist der nachstehende Text zu lesen: "Zur Erinnerung der von Zalaegerszeg verschleppten 1100 Märtyrer, Märtyrerinnen und Zwangsarbeiter. Für ihren Tod hat sich der Hass verbündet. Ihre Erinnerung ist von der Liebe bewahrt." Im Friedhof ist der Grabstein von Jozsef Haas beachtenswert, an den der Stadtschutzverein und das Museum Göcsej 1981 eine Gedenktafel zur Erinnerung an die jüdischen Helden des Freiheitskampfes 1848-49 gelegt hat.*

*In die vor dem Eingang des Friedhofs aufgestellten Felsenblöcke wurden die Namen der Opfer des Holocaust graviert. Im Stock des Städtischen Konzert- und Ausstellungssaals (der ehemaligen Synagoge) wurde 1089 eine Gedenktafel eingeweiht. Die Aufschrift: "Zur Erinnerung der mehr als Tausend Opfer der Zalaegerszeger israelitischen Gemeinde." In der Nähe der Synagoge hat der Béke – Shalom Baráti Társaság (Friede – Shalom Freundschaftsverein) in der im ehemaligen Ghetto befindlichen Tompa-Straße 1994 eine Gedenktafel mit dem Text gestellt: "Hier war das Zentrum des Zalaegerszeger Ghettos im Mai - Juni 1944. Zur Erinnerung am 50. Jahrestag des Holocaust für die Gegenwart und die Zukunft."*

*In der Nähe der Ghetto-Gedenktafel ist auch die Gedenktafel des Rechtsanwaltes, ung. königl. Regierungsoberrates, lebenslänglichen Ehrenvorstandes der Zalaegerszeger israelitischen Gemeinde und der Rechtsanwaltskammer, Dr. Gyula Boschán, zu sehen. Der aus einer alten Zalaegerszeger jüdischen Familie stammende, Rechtsanwalt hat zahlreiche öffentliche Funktionen versehen und sich allgemeiner Achtung erfreut, er war Mitglied der Gesetzlichkeitskommission des Komitates Zala und auch der Stadtversammlung. 1944 wurde er deportiert. Die Umstände und das genaue Datum seines Todes sind unbekannt. Zum 60. Jahrestag des Holocausts wurde in Zalaegerszeg eine Straße nach ihm benannt.*

---

<sup>74</sup> Historische darstellung vorrangig nach wikipedia, stand 8. märz 2014:

[http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Geschichte\\_der\\_Juden\\_in\\_Ungarn&oldid=128296351](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Geschichte_der_Juden_in_Ungarn&oldid=128296351)

Siehe auch: <http://www.hdke.hu/en>



*An der Wand der Feuerwehr ist die Gedenktafel des in Auschwitz ermordeten Ingenieurs Sándor Garai, der in seiner Vaterstadt zahlreiche öffentliche Gebäude geplant hat. Im August hat Gunter Demnig auch in Zalegerszeg seine Stolpersteine vor dem ehemaligen Haus des Oberrabbis Dr. Mózes Junger (1874-1944), des Rechtsanwaltes Dr. Imre Berger (1903-1944) und des Textilfabrikanten Frigyes Schütz (1873-1944), die alle berühmte Persönlichkeiten der Stadt waren und in Auschwitz ermordet wurden, in den Asphalt gesetzt.<<sup>75</sup>*

Dieses Jahr (2014) ist der siebzigste Jahrestag der Deportation ungarischer Juden in NS-deutsche Vernichtungslager; zugleich scheint sich eine jüdenfeindliche Stimmung in Ungarn zu verstärken.<sup>76</sup>



Meist berichten KZ-Überlebende nuanciert von sadistischen und mörderischen Gewalttaten, von der Organisation des KZ-Terrors oder aber vom Ablauf mehr oder weniger organisierter Widerstandsaktionen. Eigene Empfindungen oder kommunikative Zwischentöne, Gefühlsschwankungen, Phantasien und Spekulationen werden nur selten und kaum je nuanciert vermittelt.<sup>77</sup> Gab es sie nicht? Was bleibt vom vielschichtigen Menschsein - unter solchem Terror?

Bei schrecklichen Erfahrungen, die die Grenzen der Lebenserfahrung, der menschlichen Verarbeitungsfähigkeit übersteigen, werden zwar nicht unbedingt die sachlich berichtbaren Tatsachen, meist aber die dazugehörigen subjektiven Empfindungen mehr oder weniger stark abgespalten (dissoziiert) – ein psychotraumatologisches Grundprinzip, das auch die irritierende Sachlichkeit vieler Zeugnisse von NS-Opfern erklären kann.<sup>78</sup> Uns nachgeborenen wird die mitmenschliche Nähe zu den Überlebenden dadurch eher erschwert. Begünstigt wird eine Zuschauerhaltung, in der wir schockiert (aber letztlich unbetroffen) die Schrecklichkeiten einer *ganz anderen Welt* vor uns ablaufen lassen. Es ist aber keine andere Welt, sondern die unsere, und Täter wie Opfer sind Menschen wie du und ich..

Als eine von wenigen KZ-Überlebenden erzählt Katalin Vidor vorrangig vom Menschsein der Gefangenen Jüdinnen, sie dokumentiert Momente des niemals adäquat nachvollziehbaren Geflechts von Stärken und Schwächen, von Liebe und Gleichgültigkeit, Trägheit des Herzens und Angst, von Resignation und Demütigung, Verzweiflung und Beharren, von Demut und existenzieller Erschöpfung, auch *"die*

<sup>75</sup> EVA SCHWARZMAYER, HERBERT BRETTL, KOLOSZÁR TAMÁS, BALÁZS EDIT, SZARKA LAJOS (a.a.o.)

<sup>76</sup> Siehe <http://www.hagalil.com/archiv/2014/04/03/ungarn-23/> und <http://pusztaranger.wordpress.com/>.

<sup>77</sup> Oft finden sich stattdessen – auch in der nachträglichen Reflexion – moralische Kategorien, Ansprüche und Bewertungen, teilweise auf ideologischem Hintergrund (Christliche Religion, Marxismus). Die kompensatorische Funktion von Moral im Zusammenhang mit emotional schwer aushaltbaren oder tabuisierten Tatsachen wäre eine Überlegung wert.

<sup>78</sup> Vgl. hierzu SABINE BODE: *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen* (München 2005); PETER HEINL: *Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg - Seelische Wunden aus der Kriegskindheit* (Kempten 1994); in der Literaturliste: EPSTEIN; BERGMANN/JUCOVY/KESTENBERG sowie (allgemein zu Folter und Genozid) MOLLICA. – Solche dissoziierten Gefühle (Panik, Todesangst, Entsetzen, sprachloses Nichtbegreifen, aber auch Schmerzen) kommen nicht selten erst viel später ans Bewusstsein und werden noch immer häufig fehldiagnostiziert (als Psychose oder, bei alten Menschen, als Demenz).

*Unterschiede in den Charakteren*" innerhalb der grundlegend traumatisierenden KZ-situation.

Leben bedeutet nicht zuletzt das streben nach weitestmöglicher ganzheitlichkeit und ausgeglichenheit des ökologischen und des psycho-physischen systems, – nach heilung (wo es um menschen geht). Dazu gehört die in uns angelegte fähigkeit, individuell möglichkeiten zu solcher heilung zu suchen und sie zu finden. Diesen natürlichen impuls zu bestätigen und zu stärken, steht im mittelpunkt jeder traumabezogenen psychotherapie und auch des vorliegenden berichts.<sup>79</sup>

*"In ständiger Todesfurcht, im verzweifelten Kampf um das Leben reibt sich im Menschen alles auf, was menschlich ist"* – so schreibt vidor. Aber die bewußtheit, mit der die psychologisch ausgebildete autorin solche seelische zerstörung der terrorisierten frauen wahrnimmt, und ihr achtsames bemühen, auch die erfahrungen des KZ-terrors für sich zu klären und zu ordnen, sind vielleicht ihre wichtigsten inneren ressourcen, der unmenschlichkeit nicht zu verfallen. Offensiven widerstandsaktionen hat vidor sich nicht angeschlossen, aber ihr bericht vermittelt eine andere form von widerstand im KZ: das tätige (!) bewahren und stärken einer mitmenschlich zugewandten haltung zumindest kleiner gruppen jüdischer frauen füreinander.<sup>80</sup>

Auch deshalb konnte sie dieses buch schreiben, 14 jahre danach, – ein buch, dessen schwerpunkt gerade auf inneren und zwischenmenschlichen ressourcen der KZ-opfer liegt.

**Wer war katalin vidor?** – In der ostdeutschen ausgabe 1963 stand ausschließlich (im klappentext), daß die autorin des buches *"Frau eines Arztes aus einer Provinzstadt südlich vom Balatonsee"* ist; das nachwort des übersetzers enthält nur allgemeine, teilweise vom Kalten Krieg bestimmte aussagen. Die ungarische erstausgabe erschien 1960 unter dem autorennamen *Gáborné Vidor*, einer traditionellen ungarischen bezeichnung für die ehfrau eines gábor vidor.<sup>81</sup> Im web finden sich mehrere angaben zu diesen namen, die in die irre führen.<sup>82</sup> Glücklicherweise steht unsere autorin in einem ungarischen biografischen lexikon.<sup>83</sup> Sie war eine als catherine sommer geborene gáborné vidor, geboren in zalaegerszeg<sup>84</sup> am 22.9. 1903, gestorben in westberlin am 7.6.1976. Nach dem abitur ging sie nach wien zum studium. Nach der befreiung aus dem KZ lebte sie offenbar zunächst wieder in zalaegerszeg und budapest. Der titel ihres buches wird erwähnt. Später war sie übersetzerin für psychologische (!) themen.

<sup>79</sup> Siehe dazu bei ANTONOVSKY und AMERING/SCHMOLKE, LAMPE/ABILGAARD/OTTOMEYER, FRANKL, MOLLICA und LÜTTICHAU.

<sup>80</sup> Darstellungen verschiedener *Auschwitz*-überlebender verdeutlichen, daß die äußeren bedingungen für jüdische gefangene wohl in jeder hinsicht erheblich schlimmer waren als für nichtjüdische (sowohl deutsche als anderer nationalitäten). Vgl. dazu den nuancierten bericht einer nichtjüdischen ärztin und *Auschwitz*-überlebenden, die sich zum vergleich mit dem vorliegenden buch besonders anbietet: ELLA LINGENS: *Gefangene der Angst* (wien/frankfurt 2003)

<sup>81</sup> Im ungarischen gibt es spezielle formen der namengebung. Zumeist (aber nicht immer) wird im ungarischen der familienname ("vidor") vor dem individuellen rufnamen ("gábor") genannt, also "vidor gábor". Eine verheiratete frau wird oft mit dem namen des ehemannes bezeichnet, und zwar durch anfügen der endung *-né* an den vor- oder familiennamen (des ehemannes). Es gibt dafür vier mögliche varianten, in unserem fall: vidor gáborné oder vidorné gábor, gáborné vidor oder gábor vidorné. Eine anredeform lautet "vidorné" (frau vidor).

<sup>82</sup> Zunächst gab es eine gáborné vidor, die als ilona landstein geboren wurde. Ihre lebensdaten sind budapest 19.9.1919 - budapest 15.11.2003. Ihren mann gábor vidor hat sie geheiratet in budapest am 16.11.1941. Dann befindet sich in budapest auf dem friedhof in der kozma utca (17E. Plot 4. Row 17) eine grabstätte für horváth sámuelné landstein ilona und horváth sámuel; angegebene lebensdaten (offenbar des mannes?): 1882-1957.

<sup>83</sup> *Magyar életrajzi lexikon*, seite 3.840

<sup>84</sup> Früher meist: zala-egerszeg; zala ist der name des komitats, zu dem der ort egerszeg gehört. Name unter NS-regime: egersee.

Wer darüberhinaus nach "katalin vidor" sucht (also dem autorin-namen der deutschen buchausgabe), findet in einer genealogischen website<sup>85</sup> eine frau dieses namens, die zugleich katica (kathleen) hieß, in den "späten 60er" gestorben sei, autorin war (ein buch "nach 1958"). Diese hatte einen 1944 gestorbenen sohn tiber.<sup>86</sup> Verheiratet war sie (nach derselben quelle) mit einem gábor vidor, geboren 1895 in zalaegerszeg (der heimatstadt der autorin), gestorben 1958.<sup>87</sup> Dieser gábor arbeitete im krieg in einer zementfabrik, war dann als kriegsgefangener in italien, wo er als sanitäter in einer ambulanz unterkam. Nach 1945 hat er in feldafing (oberbayern) als zahnarzt gelebt. Sein ursprünglicher name weisz wurde zu vidor verändert; die eltern waren lorinc und amalia weisz. Zwei seiner Geschwister (nandor und olga) sind 1944 gestorben - wohl auch ermordet worden.

Dieser 1958 gestorbene zahnarzt dürfte katalin vidors ehemann sein.

Kátalin vidor dokumentiert (oft aus einer intellektuellen beobachterposition) das einfache überleben in der chronisch traumatisierenden umwelt, – tag für tag anpassung, tricks, vorhersehbarkeiten, routinen, aber auch gegenseitige unterstützung und solidarität – *alltag in der hölle*. Unsere neigung, uns in offenbar jeder, selbst der lebensfeindlichsten umwelt weitestmöglich *häuslich einzurichten*, wird im vorliegenden bericht unverkennbar. Zweifellos ist dies eine biologisch angelegte ressource, die wir mit allen lebensformen teilen. (Leider untergräbt sie impulse des widerstands gegen unzuträglichkeiten; auch dies zeigt sich im vorliegenden bericht.) –

Dann stieß ich auf einen bericht über das Projekt *Internationale Begegnungen* (des Maximilian-Kolbe-Werks), innerhalb dessen im januar 2014 junge journalisten auschwitz besuchten!<sup>88</sup> Dort taucht "alltag in der hölle" als absatztitel auf. Die koinzidenz gab den ausschlag, diese metaphor als titel für die vorliegende neuausgabe von kátalin vidors bericht zu wählen.<sup>89,90</sup>

<sup>85</sup> <http://www.mundia.com/at/Person/28168905/12008118877>

<sup>86</sup> Im vorliegenden buch wird ein zu jener zeit 16jähriger sohn dieses namens erwähnt, der direkt nach ankunft in auschwitz der selektion anheim fiel.

<sup>87</sup> Nach einer anderen quelle starb ein am 30.5.1895 geborener gábor vidor (angeblich) im KZ Dachau.

<sup>88</sup> <http://deutsche-allgemeine-zeitung.de/de/content/view/2928/1/>

<sup>89</sup> Titel der deutschen erstausgabe (leipzig 1963) war: 'Unterm Zeichen des Sterns'. Der ursprüngliche ungarische titel (*háborog a sír*) zitiert ein gedicht des ungarischen dichters ENDRE ADY (1877-1919). Es wurde vollständig in die vorliegende neuausgabe aufgenommen, symbolisch für die heimatliche lebenswelt der autorin. In adys symbolistischer lyrik finden sich mehrfach hinweise auf momente jüdischer spiritualität und kultur.

<sup>90</sup> Übersetzt wurde die deutsche erstausgabe von BRUNO HEILIG (1888-1968), einem österreichischen journalisten aus jüdischem elternhaus. Heilig lebte und arbeitete lange in ungar. Im zusammenhang mit dem grassierenden antisemitismus in ungar wurde er 1928 des landes verwiesen. Er ging nach berlin und floh 1933 aus deutschland nach österreich, wo er sich journalistisch in antifaschistischem sinne engagierte. 1938 wurde er in das KZ Dachau eingeliefert, kam dann ins KZ Buchenwald, wurde jedoch entlassen und konnte ins exil gehen. In england erschien 1941 sein eigener romanhafter bericht über die zeit in den KZ. Er wurde auf deutsch unter dem titel *Menschen am Kreuz* veröffentlicht (berlin 1947, neuauflage weitra 2002). 1947 ging heilig als überzeugter kommunist nach ostberlin, engagierte sich journalistisch für die DDR, wurde dort jedoch 1952 mißliebig. In der letzten lebenszeit fand er anerkennung als übersetzer aus dem ungarischen. (*Informationen nach wikipedia*) –

Die neuausgabe enthält den ungekürzten text der deutschen originalausgabe (leipzig 1963). Einige stilistische und typografische ungeschicklichkeiten wurden korrigiert. Erklärende fußnoten wurden eingefügt, ebenso das gedicht von endre ady, abbildungen, nachwort und literaturempfehlungen. Auf das allgemein gehaltene nachwort des übersetzers wurde verzichtet.

---

Es ist dies deutlich kein buch über den nazi-terror, das millionenfache leid der Shoah, über *Den Tod*, sondern ein bericht über die in diesem terror dennoch existierende mitmenschlichkeit: über *Das Leben*. Im mittelpunkt stehen die gefangenen frauen in ihrem – wiewohl bis ans seelische und körperliche zerbrecen geschädigten – autonomen menschsein. Selbst in *Auschwitz* erlebten sich viele von ihnen offenbar nicht nur als objekte der nazis, sondern noch immer zugleich als subjekte des eigenen lebens.

Vidor schreibt von sich, sie sei im KZ keine von den mutigen gewesen. O doch, – ihr mut bestand darin, hinzuschauen, nicht zu verdrängen, – die unmenschlichkeit der täter und das leid der opfer und ihr eigenes leid für wahr zu nehmen; es ist der mut der zeugenschaft angesichts der menschengemachten, menschengewollten hölle. Sie macht eine weisheit des lebens vorstellbar, die sich selbst unter diesen umständen an menschenwürde, menschenliebe und solidarität orientiert, nicht am "bösen", das eigentlich nur verfehltes leben ist. Diese achtsamkeit ist die eigentliche botschaft ihres buches: *"Es war immer so, daß unsere Leiden nicht in eines verschmolzen, sondern immer mit einem besonderen menschlichen Schicksal verknüpft waren, wodurch jeder Tag bei aller sonstigen Gleichförmigkeit sein eigenes Gepräge bekam."*

Manche überlebende von längerfristig traumatischen situationen entwickeln einen grundlegenden zugang zu zwischenmenschlicher authentizität, zum wesen des lebens, weil nur dort noch sinn zu finden war während menschengemachter höllenzeiten.<sup>91</sup> – Andererseits darf solche mit leid, terror und tod bezahlte menschliche gröÙe nun auch nicht stilisiert (oder funktionalisiert) werden zu einem zeitgemäÙen helden-mythos.<sup>92</sup> Katalin vidor und andere überlebende bezeugen, wieviel in jeder situation auch vom zufall abhing; daß die gemengelage aus todesangst, abstumpfung, leid und resignation nur aufgehellt wurde von momenten menschlicher gröÙe. Gleichwohl sind solche zeugnisse eines sich an den grenzen des lebens bewußtwerdenden menschenwürdigen (über-)lebens schätze des menschlichen bewußtseins! Aus ihnen lernen zu können für unser leben, für gegenwart und zukunft, ermöglicht immerhin eine geringe hoffnung nach solchem irreparablen menschengemachten leid.



---

<sup>91</sup> Siehe auch den film *'Mut zum Leben'* von SPANNBAUER/GONSHOR, in dem vier auschwitz-überlebende porträtiert werden (esther bejarano, yehuda bacon, éva puztai-fahidi und greta klingsberg), sowie die bücher von DELBO, FRANKL, GRAY, MICHAUCK, LUMMAS sowie MOLLIKA, ANTONOWSKY, AMERING/SCHMOLKE, HÜTHER/SPANNBAUER und LAMPE/ABILGAARD/OTTOMEYER.  
<sup>92</sup> wie es leider in dem buch von TERRENCE DES PRES anklingt: *'Der Überlebende – Anatomie der Todeslager'* (stuttgart 2008; englische originalausgabe: new york 1976).

---

## Erster Teil: AUSCHWITZ

Zum lagerkomplex *Auschwitz* gehörten das *Stammlager Auschwitz I*, das vernichtungslager *Auschwitz II (Birkenau)* sowie das *KZ Auschwitz III (Monowitz)*. Im *Stammlager* kamen ungefähr 70 000 menschen zu tode, zumeist polnische intellektuelle und sowjetische kriegsgefangene. Ab oktober 1941 überstellte die *Wehrmacht* weitere 10 000 rotarmisten in das *Stammlager*, die auf dem gelände des 3 km entfernten dorfes brzezinka (birkenau) ein lager für 100 000 kriegsgefangene errichten mußten. In diesem lager *Auschwitz-Birkenau* wurden bis anfang 1945 etwa 1,1 millionen menschen ermordet, darunter eine million juden. Etwa 900 000 der deportierten wurden direkt nach ihrer ankunft in die gaskammern geführt. Weitere 200 000 menschen kamen zu tode durch krankheit, unterernährung, mißhandlungen und medizinische versuche oder wurden später selektiert und vergast. Herkunftsländer der meisten ermordeten waren belgien, deutschland, frankreich, griechenland, italien, jugoslawien, luxemburg, niederlande, österreich, polen, rumänien, sowjetunion, tschechoslowakei und ungar. Dazu kamen roma und sinti. Mit über 6 000 weiblichen gefangenen des *Stammlagers* eröffnete die SS im august 1942 in *Birkenau* einen bereich *Frauenkonzentrationslager (FKZ)*.

Von den 795 000 ungarischen juden wurden von mai bis juli 1944 rund 438 000 nach *Auschwitz-Birkenau* deportiert. 90 % von ihnen wurden direkt nach ihrer ankunft ermordet. Die vier krematorien waren tag und nacht in betrieb; andere wurden in offenen gruben verbrannt, teilweise noch lebend. Ein teil der ungarischen opfer wurde zur zwangsarbeit weitertransportiert<sup>93</sup>

Das *KZ Auschwitz-Birkenau* bestand aus drei gefangenenlagern, die von süd nach nord B I, B II und B III benannt wurden (*B steht für bauabschnitt*). Die bauabschnitte waren unterteilt in teillager: Lager B I in a und b, lager B II von a bis f. Diese sogenannte *Felder* enthielten bis zu 40 (durchnummerierte) blocks (d.h. baracken, in denen jeweils 700-1000 menschen ihre schlafplätze hatten). In den lagern B I und B II waren die blocks durch stacheldrahtverhaue voneinander getrennt. Der bereich B III (im lagerjargon "*Mexiko*" genannt) war eine bis 1944 nur teilweise ausgebaute lagererweiterung, die dann als *Übergangslager* für die ungarischen jüdinnen genutzt wurde. – Auch katalin vidor befand sich während ihrer auschwitzzeit (bis mitte oktober 1944) zunächst in diesem lagerbereich B III, später im bereich B II.

Ab mitte januar 1945 trieben die nazis mehrere tausend gefangene aus *Birkenau*, dem *Stammlager* und den nebenlagern auf "todemärsche" in richtung westen. Am 26. januar ließen sie das letzte krematorium sprengen. Als die sowjetische armee am 27. januar 1945 *Auschwitz* befreite, befanden sich dort noch etwa 7 500 häftlinge.

---

<sup>93</sup> So kamen unter anderem 1000 ungarische frauen von *Auschwitz* zur zwangsarbeit in einen rüstungsbetrieb nach hessisch lichtenau, einem "Außenkommando" des *KZ Buchenwald*. Vergleiche die sehr nuancierte arbeit von VAUPEL.

## Zweiter Teil: SACKISCH, MERZDORF

Kudowa-zdrój (bad kudowa) ist ein kurort im powiat kłodzki (glatz) in polen, 300 km westlich von *Auschwitz*. Zwischen den ortsteilen sackisch (zakrze) und schlaney oder schnellau (ślone) bestand von anfang 1944 bis zum mai 1945 ein außenlager des *KZ Groß-Rosen*.<sup>94</sup> In diesem außenlager mußten zwischen 1000 und (nach anderen angaben) 3000 weibliche gefangene flugzeugteile für die *VDM (Vereinigte Deutsche Metallwerke)* und wohl auch für die *Junkerswerke Dessau* herstellen. Es wird in der literatur dem ortsnamen *Sackisch* zugeordnet. Von *Auschwitz* aus kommt die autorin mitte oktober 1944 zunächst dorthin.<sup>95</sup> –

Im märz 1944 errichteten SS und deutsche unternehmen in niederschlesien, dem sudetengebiet, der lausitz und in ostbrandenburg 45 außenlager für weibliche KZ-gefangene, die der verwaltung des *KZ Groß-Rosen* unterstellt wurden. Eines dieser lager war *Merzdorf* (marciszów), 70 km von *Sackisch* entfernt.<sup>96</sup> Bereits seit oktober 1942 arbeiteten jüdinnen und juden aus ostoberschlesien und dem dabrowo-gebiet bei den örtlichen leinenwerken (spinnerei/weberei) der *Kramsta-Methner und Frahne AG*, die ihren hauptsitz in landeshut (kamienna góra) hatte. Sie waren von der *Organisation Schmelt* vermittelt worden, einer regionalen SS instanz, die seit 1940 den zwangsarbeitseinsatz der ostoberschlesischen juden organisierte. Im zuge der auflösung dieser organisation wurde das lager merzdorf im frühjahr 1944 der kommandantur von *Groß-Rosen* unterstellt. Dies gilt wohl auch für zwangsarbeiterinnen, die (nach angaben des bundesarchivs) in dem 12 km entfernten ort *Bolkenhain* (bolków) durch die firma *Kramsta-Methner und Frahne AG* beschäftigt wurden.<sup>97</sup>

Im oktober 1944 kamen transporte aus *Auschwitz* im Lager *Merzdorf* an: 200 jüdinnen, die vor ihrer deportation nach *Auschwitz* im *Ghetto Łódź* gefangengehalten waren, 100 jüdinnen aus deutschland, österreich und der ehemaligen tschechoslowakei, die von *Theresienstadt* nach *Auschwitz* transportiert worden waren, sowie (ab 2. november) 100 ungarische jüdinnen, unter ihnen katalin vidor.<sup>98</sup>

<sup>94</sup> Das *KZ Groß-Rosen* befand sich 60 km südwestlich von breslau. Zwischen 1940 und 1945 wurden dort etwa 130 000 menschen gefangengehalten, davon sind ca. 40 000 ermordet worden. Unter verwaltung des *KZ Groß-Rosen* standen mehr als 100 außenlager und arbeitskommandos (vgl. in der literaturliste: SPRENGER, RUDORFF).

<sup>95</sup> In bad kudowa selbst war kein arbeitslager. Jedoch bestanden in *Sackisch* und dem ortsteil *Gellenau* (jeleniów) offenbar weitere zwangsarbeitslager; dort untergebrachte jüdinnen wurden ab märz 1944 in einer textilfabrik eingesetzt. (<http://www.historic-lewin.eu/index.php/kirchspiel-lewin/lewin/8-lewin/kirchspiel> – Diese Hinweise wurden nicht weiter verifiziert.)

<sup>96</sup> Marciszów liegt 100 km SO von görlitz.

<sup>97</sup> <http://www.bundesarchiv.de/zwangsarbeit/haftstaetten/index.php?action=2.2&tab=7&id=493>. – Nach anderen hinweisen wurden ab 1943 im nordosten der stadt bolkenhain auf der richardshöhe unter einsatz von häftlingen des *KZ Groß-Rosen* unterirdische anlagen erstellt, in denen ein teil der *Hamburger Flugzeugwerke* untergebracht werden sollte. Unter anderem seien die anlagen für den bau der V 2 vorgesehen gewesen. Auf der website der gedenkstätte *Groß-Rosen* stehen für dieses arbeitslager demgegenüber die *VDM* als nutznieser.

<sup>98</sup> Angaben in der umfassenden monografie von ANDREA RUDORFF sowie nach eigener internetrecherche. – Die teilweise inkonistenten hinweise lassen einmal mehr das vielfältig verknüpfte netz der sklaven-industrie im NS-deutschland ahnen, in dem privatrechtliche firmen, SS-dienststellen und allgemeine verwaltungen (gemeinden, Reichsbahn usw.) offenbar effektiv zusammenarbeiteten, um sich veränderten situationen (verfügbare arbeitsklaven, kriegsbedarf, frontverlauf) anzupassen. – Übrigens versteigerte das *Bundesamt für offene Vermögensfragen (BADV)* noch am 28.6.2003 historische aktien unter anderem von der *Kramsta-Methner und Frahne AG*; – noch immer läßt sich also geld machen mit der damaligen sklavenindustrie! (<https://www.peus-muenzen.de/Reichsbankschatz.AxCMS>)



Der KZ-situation verwandter existenzieller terrorisierung waren auch überlebende anderer schwerster traumatisierung unterworfen, vor allem bei kindlichen opfern und auf grundlage von organisierter (ritueller) gewalt.<sup>99</sup> Dort liegt in der therapeutischen unterstützung ein hauptsächliches augenmerk auf inneren ressourcen, die bei den betroffenen vor der traumatisierung bestanden oder die innerhalb der traumatischen zeit gefunden, aktiviert oder verstärkt werden konnten. An sie gilt es anzuknüpfen, sie sind unverzichtbare grundlage jeder linderung oder überwindung von traumatischen folgeschädigungen.<sup>100</sup>

Katalin vidors beobachtende, psychologisch-reflexive grundhaltung kam solchen prinzipien nahe. Sie erleichterte ihr wohl nicht nur die bewältigung der über menschenmaß schrecklichen situationen, sondern half ihr auch, eine notwendige innere distanz (autonomie? menschliche würde?) zu bewahren. Von daher konnte sie offenbar solidarisch achtsam bleiben für *"die Frauen"* (wie sie zumeist schreibt), im blick den terror, das leid, aber zugleich auch situative innere wie äußere ressourcen.<sup>101</sup> – *"In Auschwitz kommt der Tod in Tausendstelsekunden. Ist es da nicht Torheit, hier für längere Zeit zu planen, zu klügeln, zu kämpfen? Nein! Denn nur das ist, woran wir glauben. Ich glaube noch immer an die Menschen, auch an meine eigene Kraft. Aber es hat keinen Zweck, mit dem Kopf gegen die Wand anzurennen."*<sup>102</sup>

Auf grundlage solcher achtsamkeit vermittelt die autorin eine fülle sozialer und psychischer momente, die im terror von KZ und arbeitslager zur **ressource** werden konnten. Stichworthaft möchte ich wichtige faktoren erwähnen: *Müdigkeit weckt das sehnen, das ans leben bindet – Nähe zu vertrauten personen – Wetteifer zwischen gefangenen – Natürlicher egoismus – Phantasievolles aufwerten von momenten – Den verlust an mitmenschlichkeit bewußt erleben – Situative prioritäten setzen – Erinnerungen kosten kraft – Man kümmert sich um*

<sup>99</sup> Ähnlichkeiten in den formen traumatisierenden terrors sind gerade in deutschland nicht unbedingt zufällig. Nach darstellungen von opfern kann sowohl im umkreis der konzentrationslager als auch heutiger Ritueller Gewalt von dissoziativ und narzißtisch schwerst gestörten tätern ausgegangen werden. Einige überlebende von Ritueller Gewalt berichten explizit von nazistischer, rassistischer ideologie und symbolik bei tätern – ein umstand, der in der öffentlichen diskussion weiterhin besonders tabuisiert wird. Es scheint sich also keineswegs nur um "satanisten" zu handeln. (Vgl. RACHEL & LAURA; LUMMAS; MÜLLER-HOHAGEN; ROSENTHAL)

Darüberhinaus finden sich in täterbeschreibungen durch überlebende von KZ bzw. Organisierter (Ritueller) Gewalt gleichermaßen kraß ambitendente verhaltensweisen von täterInnen. Eine auschwitz-überlebende, ärztin, schreibt: "Man hatte manchmal den Eindruck, dass es sich dabei um seelische Mechanismen handelte, die nur der Bewußtseinspaltung eines Schizophrenen vergleichbar sind." (LINGENS, a.a.o., seite 174) Hinter solcher täter-symptomatik dürfte traumabedingte dissoziation stecken, wie auch bei tätern im bereich der Rituellen Gewalt. (Vgl. auch LÜTTICHAU)

<sup>100</sup> Zum thema resilienz & psychotrauma vgl. in der literaturliste KAMPUSCH; LUMMAS; MICHAUCK; PELZER; FRANKL; AMERING/SCHMOLKE sowie ANTONOVSKY. – Im gegensatz zu kindlichen traumaopfern können erst im erwachsenenleben traumatisierte menschen (wie die im vorliegenden buch dargestellten KZ-opfer) oft auf ressourcen ihrer nichttraumatischen persönlichkeitsentwicklung und ihres längeren bisherigen lebens zurückgreifen. Hilfreich für die seelische verarbeitung von KZ-terror war auch, daß die opfer sich als mitglieder einer großen gruppe von leidensgefährtlInnen erfuhren; dies wird als ressource im vorliegenden buch deutlich. Kindliche opfer von menschengewollter traumatisierung sind damit jedoch in der regel völlig allein und dürfen nicht darüber sprechen.

<sup>101</sup> Das entspricht wohl dem *"beidäugigen Sehen"* (fürstenau) als grundverständnis einer resilienz- und ressourcenorientierten psychotherapie.

<sup>102</sup> Dies erinnert an das bekannte, reinhold niebuhr zugeschriebene gebet: *"Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden."*

*mich – Andere umsorgen – Reduziertes reflexionsvermögen – Humor – Nicht an morgen denken – Gewohnte sitzplätze – Weinen – Überschaubare gemeinschaft – Märchen und schwindel kann leben verheißen<sup>103</sup> – Situationen annehmen – Autosuggestion – Kleine routinen/tics – Ungeduld – Leichtigkeit, nichts mehr besitzen – Eindrücke/einschätzungen relativieren – Hoffnungen – Besitz verleiht die illusion, noch jemand zu sein – Wenn schlimmes aufhört, wird das leben momentan leichter, dies bewirkt optimismus – Imaginativ in eine tasche oder in einen winkel hineinschlüpfen – Geborgenheit durch eng zusammengespartsein – Unerwartete menschliche geste – Kleine selbstbestimmte Beschäftigungen – Das wissen um einen verbündeten, selbst wenn er nicht nahe ist – Jemandem von eigenem erzählen können: Schätze aus der schatzkammer der vergangenheit graben. –*

An manchen geschilderten situationen lassen sich geschlechtsrollenspezifische ressourcen und gefährdungen ahnen.<sup>104</sup> Dazu kann eine neigung zur überhöhung der mutterschaft gehören.<sup>105</sup> Daß auch frauen zu egoistischem, menschenverachtendem und terroristischem verhalten in der lage sind, wird im vorliegenden buch wie auch in vielen anderen berichten weiblicher KZ-überlebender deutlich.<sup>106</sup>

Eine zur bewahrung der integrität unverzichtbare ressource ist empörung und wut gegenüber den tätern. Dafür haben der sozialpsychologische blick der autorin, ihre moralische grundhaltung, aber wohl auch die durchgängige existenzielle bedrohung in *Auschwitz* offenbar wenig raum gelassen. Erst für die vergleichsweise größere normalität im *Arbeitslager Merzdorf* kann sie abscheu und haß retrospektiv äußern – größtenteils individualisiert in einem sadistischen webmeister. Polar dazu stehen zwei "*Partisanenmädchen*", eingeliefert noch im märz 1945, die von der autorin fast mythisch überhöht werden zu "*Göttinnen des Lebens*" mit "*stählernen, mutigen Herzen*", vor denen angeblich selbst jener sadist zitterte. Solche idealisierung ist nachvollziehbar als bedürfnis, der gnadenlosen demütigung und unterdrückung wenigstens projektiv ein moment ungebrochener menschenwürde entgegenzusetzen.<sup>107</sup>

Eindeutige rezepte für ressourcen und resilienz gibt es nicht. "*Hier darf man keine Erinnerungen pflegen. Sie kosten Kraft, und die braucht man zum Leben und dazu, denen zu helfen, die noch leben*", schreibt vidor zunächst, und an späterer stelle: "*Erinnerung gibt Kraft, und wir brauchen Kraft!*" Noch später konkretisiert sie, daß gute erinnerungen zu beginn der gefangenschaft "*wie eine kaum erträgliche, unser Leid vergrößernde Bürde*" erschienen, inzwischen "*richten wir uns auf an den alten Erlebnissen aus dieser früheren Zeit, in der uns niemand das Recht streitig machte, ein Mensch zu sein*". In der ersten zeit der KZ-gefangenschaft beschwört die autorin glaube und hoffnung als

<sup>103</sup> siehe hierzu BECKER!

<sup>104</sup> Siehe hierzu auch forschungsarbeiten der feministischen filosofin JOAN MIRIAM RINGELHEIM.

<sup>105</sup> SIMHA NAOR, jüdische überlebende von *Auschwitz* und *Bergen-Belsen*, erwähnt demgegenüber angesichts einer geburt im KZ *Bergen-Belsen*: "*Niemand von uns Frauen und Mädchen hat nur einen Augenblick lang irgend einen Funken von Gefühl für das Mysterium von Mutterschaft und neuem Leben. Alle normalen Regungen sind ausgeschaltet.*" (Seite 118/19) – Katalin vidor verlor durch den nazi-terror ihr einziges kind, den 16jährigen sohn tabor.

<sup>106</sup> siehe allgemein auch ELLIOTT; PELZER.

<sup>107</sup> Ebenso wie ein geheimnisvolles mitglied einer kommunistischen widerstandstruppe, der mehrfach sternschnuppenhaft auftaucht und mut macht, wirkt die episode mit den "*Partisaninnen*" etwas aufgesetzt. Sie korreliert jedoch mit einem bericht von TRUDE SIMONSOHN (siehe fußnote an der betreffenden stelle im text).



überlebensvoraussetzungen im KZ, später erlebt sie bei einer kameradin einen geradezu fanatischen glauben an ein wiedersehen mit der familie, den sie zu recht als selbstgefährdende verleugnung erkennt.

Aber es gibt auch offensichtlich trügerische ressourcen. Winzige zugewandte gesten eines täters in einer schrecklichen situation führen sofort dazu, daß (unrealistische) hoffnung aufkommt. Solche teilweise anpassung an das übel ist eine typische kehrseite der psychischen stabilisierung bei chronischer unterdrückung bzw. traumatisierung.<sup>108</sup> Angesichts der schrittweisen beschränkung der lebensverhältnisse von juden während der NS-zeit führte dies dazu, daß die opfer immer wieder neu alle lebenskraft darein investierten, sich wieder *ein nest zu bauen*, selbst noch im KZ.<sup>109</sup> Dieser natürliche impuls des *sich einrichtens* dürfte immer wieder eine revoutionäre erhebung unterdrückter völker verhindern.



Katalin vidors buch steht – wie jedes autobiografische zeugnis von überlebenden des NS-terrors – für den grundlegenden schrecken des menschseins, an den zumindest unablässig erinnert werden muß, um alle impulse der gegenbewegung zu stärken.

Denn *Auschwitz* war kein betriebsunfall der geschichte; eher steht es symbolisch für eine weltweit vorkommende form massenhafter gewalt, bei der es den akteuren um die auslöschung ganzer lebensformen geht. Stichworte dafür sind aus der zeit nach 1945 neben anderem die schreckensherrschaft der Roten Khmer in kambodscha, die konflikte auf dem balkan und in afghanistan, der völkermord an den tutsi in ruanda. – Menschen, wie sie von überlebenden des nazi-terrors als täter beschrieben werden, sind auch bei uns nicht ausgestorben; vermutlich bilden sie weltweit einen grundstock sozialer normalität. Gemeint sind keineswegs nur die sogenannten schreibischtäter. Die allermeisten überlebenden von schwerster menschengewollter psychotraumatisierung mußten leiden unter solchen von narzißtischer kompensation und sadistischem machtrausch gepeitschten männern und frauen.

Dieses buch mußte noch einmal in die öffentlichkeit kommen! - Aber wer hätte es verlegen wollen?<sup>110</sup> Es verspricht keine werbewirksamen sensationen, es erfordert nachdenklichkeit und einfühlungsvermögen, die längst gestorbene autorin ist völlig unbekannt (selbst in der ungarischen wikipedia fehlt ihr name!) und hat offenbar nie aufhebens von sich und ihrem buch gemacht.

<sup>108</sup> Siehe das sogenannte *Stockholm-Syndrom*, bei dem opfer von entführung/geiselnahme sich den tätern als einzigen vorhandenen bezugspersonen annähern. Vor allem bei der traumatisierung von kindern durch bezugspersonen führt dies sehr häufig (jedoch nicht immer, siehe PELZER) zur abspaltung der tätereigenschaften von den guten eigenschaften ein- und derselben menschen oder gar zur identifikation mit den tätern. Siehe auch bei KAMPUSCH.

<sup>109</sup> Siehe neben dem vorliegenden bericht auch bei SALUS und BERG.

<sup>110</sup> Eine engagierte deutsche verlegerin, die vorrangig autorinnen verlegt, verwies mir gegenüber resigniert auf die kommerzielle situation kleiner verlage, von einem anderen (thematisch durchaus passenden) verlag bekam ich keine antwort auf meinen hinweis. Auch nicht von den organisatoren einer tagung in zalaegerszeg (dem heimatort der autorin) zum 70. jahrestag der deportation der jüdischen bevölkerung.

---

Dokumente wie das vorliegende können dazu beitragen, individuelle und kollektive seelische ressourcen einer gegenbewegung zu solcher selbstzerstörung des homo sapiens zu finden und zu stärken. Das mag wenig gewicht haben – aber wo wäre mehr?

Dieser bericht von der im KZ, im zwangsarbeitslager trotz aller körperlichen und seelischen zerstörungen immer wieder neu aufflammenden glut eines menschenwürdigen lebens kann uns hier und heute an unsere demgegenüber fast unbegrenzten möglichkeiten erinnern, in unserem alltag der sozial konsensuellen menschenverachtung und trägheit des herzens, den alltäglichen formen von machtmißbrauch und rassismus entgegenzutreten.

Die erinnerung an die Shoah, den fast gelungenen genozid der nazis an den juden, ist zweifellos in zunehmendem maße in gefahr, zur "holocaust"-industrie und zur taktischen untermalung von politischer oder moralischer ideologie zu verkommen.<sup>111</sup> Andererseits kann gerade dieses geschehene mit seinem hohen symbolwert und der vielzahl von überlebendenberichten sowie der umfassenden sekundärliteratur in jeder generation neu dazu beitragen, das augenmerk zu lenken auf *den schrecken, ein mensch zu sein* – in unserer zeit. ADORNO schrieb in seinem aufsatz *Erziehung nach Auschwitz: "Würde wirklich das gesamte kulturelle Bewußtsein durchdrungen von der Ahnung des pathogenen Charakters der Züge, die in Auschwitz zu dem Ihren kamen, so würden die Menschen jene Züge vielleicht besser kontrollieren."*<sup>112</sup>

Mondrian graf v. Lüttichau

---

<sup>111</sup> Vgl. zur kritik hieran unter anderem RUDOLF BURGER: *Die Irrtümer der Gedenkpolitik. Ein Plädoyer für das Vergessen* (in: Europäische Rundschau, Heft 2/2001) oder, im hinblick auf eine entsprechende funktion in israel, von AVRAHAM BERG: *Hitler besiegen* (Frankfurt/m. 2009) sowie MOSKOVITZ.

<sup>112</sup> THEODOR W. ADORNO: *Erziehung nach Auschwitz* (in: Gesammelte Schriften Band 10.2, frankfurt/m. 1977, s. 674-6990, hier: seite 689)



Ghetto in Zalaegerszeg

(Quelle: YAD VASHEM [http://collections.yadvashem.org/photosarchive/en-us/7174\\_100913.html](http://collections.yadvashem.org/photosarchive/en-us/7174_100913.html))

---

## Literaturempfehlungen

- Lucie Adelsberger: Auschwitz - Ein Tatsachenbericht (Berlin 1956; 2., erweiterte Auflage 2005)
- Endre Ady: Gedichte. Auswahl zum 100. Geburtstag des Dichters (Budapest 1977)
- Michaela Amering/ Margit Schmolke: Recovery. Das Ende der Unheilbarkeit (Bonn 2007)
- Aaron Antonovsky: Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Erweiterte deutsche Ausgabe von A. Franke (Tübingen 1997)
- Jurek Becker: Jakob der Lügner (Berlin/DDR 1969)
- Frank Beer/ Wolfgang Benz/ Barbara-Distel (Hrsg.): Nach dem Untergang. Die ersten Zeugnisse der Shoah in Polen 1944-47 (Berlin 2014)
- Stanislaw Benski: Natan Glycynders Lachen (Berlin/DDR 1986)
- Friedrich Berg: Das Mädchen Fleur (Berlin 1948; *Neuaufgabe* Leipzig 2010: [www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de))
- Zdena Berger: Morgen wird es anders sein (Herrenalb 1963)
- Martin S. Bergmann/ Milton E. Jucovy/ Judith S. Kestenberg (Hrsg.): Kinder der Opfer – Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust (Frankfurt/M. 1998)
- Lew Besymenski/ Ulrich Völklein: Die Wahrheit über Raoul Wallenberg (Göttingen 2000)
- Josef Bor: Die verlassene Puppe (Berlin/DDR 1964)
- Michael Brink: *Revolutio humana* (Heidelberg 1946; Berlin <sup>2</sup>2013: [www.autonomie-und-chaos.berlin](http://www.autonomie-und-chaos.berlin))
- Pascal Cziborra: Frauen im KZ (Bielefeld 2010)
- Charlotte Delbo: Trilogie. Auschwitz und danach (Frankfurt/M. 1993)
- Barbara Distel (Hrsg.): Frauen im Holocaust (Gerlingen 2001)
- Mária Ember: Schleuderkurve (Berlin/DDR 1988)
- Peter Edel: Schwester der Nacht (Wien 1947)
- Peter Edel: Wenn es ans Leben geht (2 Bände; Berlin/DDR 1979)
- Michelle Elliott (Hrsg.): Frauen als Täterinnen (Ruhmark 1995)
- Helen Epstein: Die Kinder des Holocaust (München 1987)
- Éva Fahidi: Die Seele der Dinge (Berlin 2011)
- Viktor E. Frankl: Trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager (München 1977)
- Norbert Frýd: Kartei der Lebenden (Berlin/DDR 1959)
- Christian Gerlach/Götz Aly: Das letzte Kapitel. Der Mord an den ungarischen Juden (Stuttgart 2002)
- Richard Glazar: Die Falle mit dem grünen Zaun. Überleben in Treblinka (Frankfurt/M. 1992)
- Martin Gray: Der Schrei nach Leben (München 1980)
- Gideon Greif: "Wir weinten tränenlos". Augenzeugenberichte des jüdischen "Sonderkommandos" in Auschwitz (Frankfurt/M. 1999)
- Arno Gruen: Der Verlust des Mitgefühls (München 1997)
- Israel Gutman/ Bella Guterman (Hrsg.): Das Auschwitz-Album (Göttingen 2005)
- Mark Jonathan Harris: The Long Way Home (Dokumentarfilm, USA 1996)
- Peter Herzog: Die Wiedergutmachung (Berlin 2004)

- 
- Etty Hillesum: Das denkende Herz der Baracke (Freiburg/Heidelberg 1983)  
Gerhard Hüther/Christa Spannauer (Hrsg.): Connectedness. Warum wir ein neues Weltbild brauchen (Bern 2012)  
Natascha Kampusch: 3096 Tage (Berlin 2010)  
Imre Keszi: Elysium (Berlin/Budapest 1964; Gemeinschaftsausgabe)  
Bernard Klieger: Der Weg, den wir gingen (Bruxelles 1962)  
Ferenc Körmendi: Abschied vom Gestern (Berlin 1935)  
Astrid Lampe/ Peer Abilgaard/ Klaus Ottomeyer (Hrsg.): Mit beiden Augen sehen: Leid und Ressourcen in der Psychotherapie (Stuttgart 2013)  
Hermann Langbein: Menschen in Auschwitz (Frankfurt/M. 1980)  
Carl Laszlo: Ferien am Waldsee (Bonn <sup>2</sup>1981)  
Willy Lindwer: Anne Frank. Die letzten sieben Monate. Augenzeuginnen berichten (Frankfurt/M. 1990)  
Mondrian v. Lüttichau: Dissoziation und Trauma. Grundlagen für Betroffene und HelferInnen (Berlin 2014: [www.autonomie-und-chaos.berlin](http://www.autonomie-und-chaos.berlin))  
Gabi Lummas: Verschlossene Seele (Frankfurt/M. 1999)  
Gabi Lummas: Wer bin ich? oder Das Unglaubliche (Berlin 2012: [www.autonomie-und-chaos.berlin](http://www.autonomie-und-chaos.berlin))  
Micheline Maurel: Kein Ort für Tränen. Bericht aus einem Frauenlager (Hamburg 1960) *Neuausgabe unter dem Titel: Die Liebe besiegt alles* (Rostock 2014)  
Geoffrey P. Megargee (Hrsg.): The United States Holocaust Memorial Museum Encycloedia of Camps and Ghettos 1933-1945 (Bloomington/IN 23009)  
Icchokas Meras: Die Mondwoche (Berlin/DDR 1968)  
Liane Tjane Michauck: Regentropfen tränenbaum (Freiburg i.Br. 2006)  
Liane Tjane Michauck & Co: Eine ungewöhnliche Familie (Leipzig 2010: [www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de))  
Richard Mollica: Unsichtbare Wunden heilen (München 2009)  
Reuven Moskowitz: Der lange Weg zum Frieden (Berlin 1996)  
Jürgen Müller-Hohagen: Geschichte in uns. Seelische Auswirkungen bei den Nachkommen von NS-Tätern und Mitläufern (Berlin <sup>2</sup>2002)  
Simha Naor: Krankengymnastin in Auschwitz (Freiburg i. Br. 1986)  
Richard Newman (mit Karen Kirtley): Alma Rosé. Wien 1906 - Auschwitz 1944 (Bonn 2003)  
Malgorzata Niezabitowska/Tomasz Tomaszewski: Die letzten Juden in Polen (Schaffhausen 1987)  
David J. Pelzer: Sie nannten mich 'Es' (München 2000)  
ders.: Der verlorene Sohn (München 2001)  
ders.: Ein Mann namens Dave (München 2002)  
Gisella Perl: I was a Doctor in Auschwitz (New York 1948)  
Vladimir Pozner: Abstieg in die Hölle. Zeugnisse über Auschwitz (Berlin/DDR 1982)  
Rachel & Laura: Unser Sieg über die Rituelle Gewalt (Berlin 2012: [www.autonomie-und-chaos.berlin](http://www.autonomie-und-chaos.berlin))  
György Ránki: Unternehmen Margarethe. Die deutsche Besetzung Ungarns (Wien 1984)

- Joan Miriam Ringelheim: *The Unethical and the Unspeakable: Women and the Holocaust* (in: Museum of Tolerance Online, Annual 1, Chapter 04; *Simon Wiesenthal Center*: <http://motlc.wiesenthal.com/site/pp.asp?c=gvKVLcMVIuG&b=394977>)
- Gabriele Rosenthal: *Sexuelle Gewalt in Kriegs- und Verfolgungszeiten: Biographische und transgenerationelle Spätfolgen bei Überlebenden der Shoah, ihren Kindern und Enkel/-innen* (in: Fröse, Marlies W. (Hrsg.): *Krieg, Geschlecht und Traumatisierung: Erfahrungen und Reflexionen in der Arbeit mit traumatisierten Frauen in Kriegs- und Krisengebieten*; Frankfurt/M. 1999, S. 25-56)
- dies. (Hrsg.): *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*. Gießen 1997)
- Sh. M. Rubin: *Die Familie* (1. Buch: *Todschatz*, 2. Buch: *Mord*) (London o.J. [etwa 1980])
- Trude Simonsohn: *Noch ein Glück* (Göttingen 2013)
- Susan Rubin Suleiman/Éva Forgács (Hrsg.): *Contemporary Jewish Writing in Hungary. An Anthology* (University of Nebraska/USA 2003)
- Andrea Rudorff: *Frauen in den Außenlagern des Konzentrationslagers Groß-Rosen* (Berlin 2014)
- dies.: *Das KZ Auschwitz 1942-1945 und die Zeit der Todesmärsche 1944/45* (*Editionsprojekt Judenverfolgung 1933-1945 [VEJ], Band 16*; in Vorbereitung)
- Grete Salus: *Eine Frau erzählt* (Bonn 1958)
- Gerhard Schoenberner: *Der gelbe Stern* (Hamburg 1960; Frankfurt/M. 1982)
- André Schwarz-Bart: *Der Letzte der Gerechten* (Frankfurt/M. 1960)
- Agnieszka Sieradzka (Hrsg.): *Szkicownik z Auschwitz / The Sketchbook From Auschwitz* (Pánstwowe Muzeum Auschwitz-Birkenau, 2011)
- György Somlyó: *Die Rampe* (Berlin/DDR 1988)
- Henryk Świeboccki (Hrsg.): *London wurde informiert. Berichte von Auschwitz-Flüchtlingen* (Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau, Oświęcim 1997)
- Robert Sommer: *Das KZ-Bordell. Sexuelle Zwangsarbeit in nationalsozialistischen Konzentrationslagern* (Paderborn 2009)
- Christa Spannbaier/Thomas Gonschior: *Mut zum Leben* (Film, 2013)
- Isabell Sprenger: *Aufseherinnen in den Frauenaußenlagern des Konzentrationslagers Groß-Rosen* (in: *Werkstattgespräche 12*, Hamburg 1995, Seite 21-33)
- Isabell Sprenger: *Groß-Rosen. Ein Konzentrationslager in Schlesien* (Köln 1996)
- ceija stojka: *auschwitz ist mein mantel* (wien 2008)
- Hannah Senesh [Anikó Szenes]: *Her Life and Diary. First Complete Edition*. Einführung: Eitan Senesh. Vorwort: Marge Piercy (Woodstock, Vt. 2004)
- Sándor Szenes/ Frank Baron: *Von Ungarn nach Auschwitz* (Münster 1994)
- Claudia Taake: *Angeklagt. SS-Frauen vor Gericht* (Oldenburg 1998)
- Sima Vaisman: *In Auschwitz* (Düsseldorf 2008)
- Dieter Vaupel: *Spuren, die nicht vergehen* (Kassel 1990, <sup>2</sup>2001)
- Fred Wander: *Der siebente Brunnen* (Berlin/DDR 1971)
- Bettina Wegner: *Mein Bruder* (CD, BuschFunk 2003)
- Martin Weinmann (Hrsg.): *Das nationalsozialistische Lagersystem* (Frankfurt/M. <sup>3</sup>1999)
- Éva Zsolt/Ágnes Zsolt: *Das rote Fahrrad* (Wien 2012)

---

## Weblinks

- Auschwitz (Lagergemeinschaft Auschwitz e.V.) <http://lagergemeinschaft-auschwitz.de/>
- Online-Bibliothek zu Literatur über das KZ Auschwitz <http://gate.auschwitz.org:7788/biblio/libraopacen.dll>
- KZ Auschwitz (Fotos von Steffan Sturm 1993/94) <http://www.kz-auschwitz.de/prelude.php>
- Auschwitz.-Birkenau, Lager B III (Wikipedia) [http://de.wikipedia.org/wiki/Mexiko\\_%28KZ\\_Auschwitz%29](http://de.wikipedia.org/wiki/Mexiko_%28KZ_Auschwitz%29)
- Auschwitz (Tonbandmitschnitte des 1. Auschwitz-Prozeß in Frankfurt/M. und Materialien) <http://www.auschwitz-prozess.de/>
- Auschwitz-Monowitz (Zwangsarbeit für IG Farben) <http://www.wollheim-memorial.de/de/home>
- Auschwitz-Birkenau (Gedenkstätte und Museum) <http://en.auschwitz.org/m/>
- Auschwitz-Birkenau (Facebook-Site) <https://www.facebook.com/auschwitzmemorial>
- Alice Lok-Cahana (ungarische Auschwitz-Überlebende, Malerin) <http://www.alicelokcahana.com/>
- Polnische Jugendliche über Rassenhaß und Genozid (I) <http://www.3pytania.pl/ankieta/deutsch/index.html>
- Polnische Jugendliche über Rassenhaß und Genozid (II) <http://www.3pytania.pl/deutsch/index.html>
- Maximilian Kolbe-Werk (Hilfe für Überlebende von Konzentrationslagern und Ghettos) <http://www.maximilian-kolbe-werk.de/30141.html>
- Zwangsarbeit im NS-Staat (Bundesarchiv) <http://www.bundesarchiv.de/zwangsarbeit/index.html>
- KZ Groß-Rosen (Museum) <http://de.gross-rosen.eu/>
- Textilfabrik Merzdorf (auf einer Website ehemaliger deutscher Bewohner) <http://www.merzdorf-im-riesengebirge.de/bilder/individuelle-hauser/die-textilfabrik/>
- The Auschwitz Album (Fotos vom Ankommen eines Transports ungarischer Juden in Auschwitz) [http://www.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/album\\_auschwitz/intro.asp](http://www.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/album_auschwitz/intro.asp)
- Eva Ignacz und Klara Böhm, ungarische KZ-Überlebende <http://www.bernhardodehnal.com/artikel/%C2%ABwir-glaubten-sie-tun-uns-nichts%C2%BB>
- Raoul Wallenberg (Artikel von Thekla Szymanski) <http://www.tekla-szymanski.com/deutsch/raoul.html>
- Juden in Ungarn (ungarische Website) [http://mibt-szombathely.hu/pages/konyv\\_tartalom.php?de](http://mibt-szombathely.hu/pages/konyv_tartalom.php?de)
- Magda Watts (Ungarische Auschwitz-Überlebende) <http://www.magda-watts.eu/1.html>
- Juden in Zala-Egerszeg/Ungarn (Gedenkstätten) [http://www.scholemandfriends.com/JH/Zala/Jewish\\_Zalaegerszeg.htm](http://www.scholemandfriends.com/JH/Zala/Jewish_Zalaegerszeg.htm)

- Vernichtung der ungarischen Juden (Fotos auf der Website von Yad Vashem)  
<http://collections.yadvashem.org/photosarchive/en-us/7174-container.html>
- Mark P. (Autobiografie Siebenbürgen 1940-45; Projekt Zeitzeugenberichte des BKGE: Siebenbürgen-Institut) <http://www.bkge.de/62061.html>
- Antisemitismus in Ungarn heute (Kritische Website)  
<http://pusztaranger.wordpress.com/>
- Archiv für Literatur zur Shoah (Justus Liebig-Universität Giessen)  
<http://www.holocaustliteratur.de/deutsch/>
- Wiener Liebrary (Archiv zu Shoah und Genozid, englisch)  
<http://www.wienerlibrary.co.uk/About-Us>
- Informationsportal zu Shoah und Genozid (von deutschen GeschichtsstudentInnen)  
<http://www.zukunft-braucht-erinnerung.de/>



**Zalaegerszeg: Mahnmahl vor dem jüdischen Friedhof**

*Zu Füßen der großen Steine, in die Namen eingraviert sind, liegen unter anderem ein Hut, ein zerstörter Koffer, ein Mantel und ein Kinderschuh. 2010 wurde das Mahnmahl beschädigt, aber wieder restauriert.*

*(Quelle des Fotos: <http://mibt-szombathely.hu/pics/konyv/Zala/DSCF7289.jpg>)*